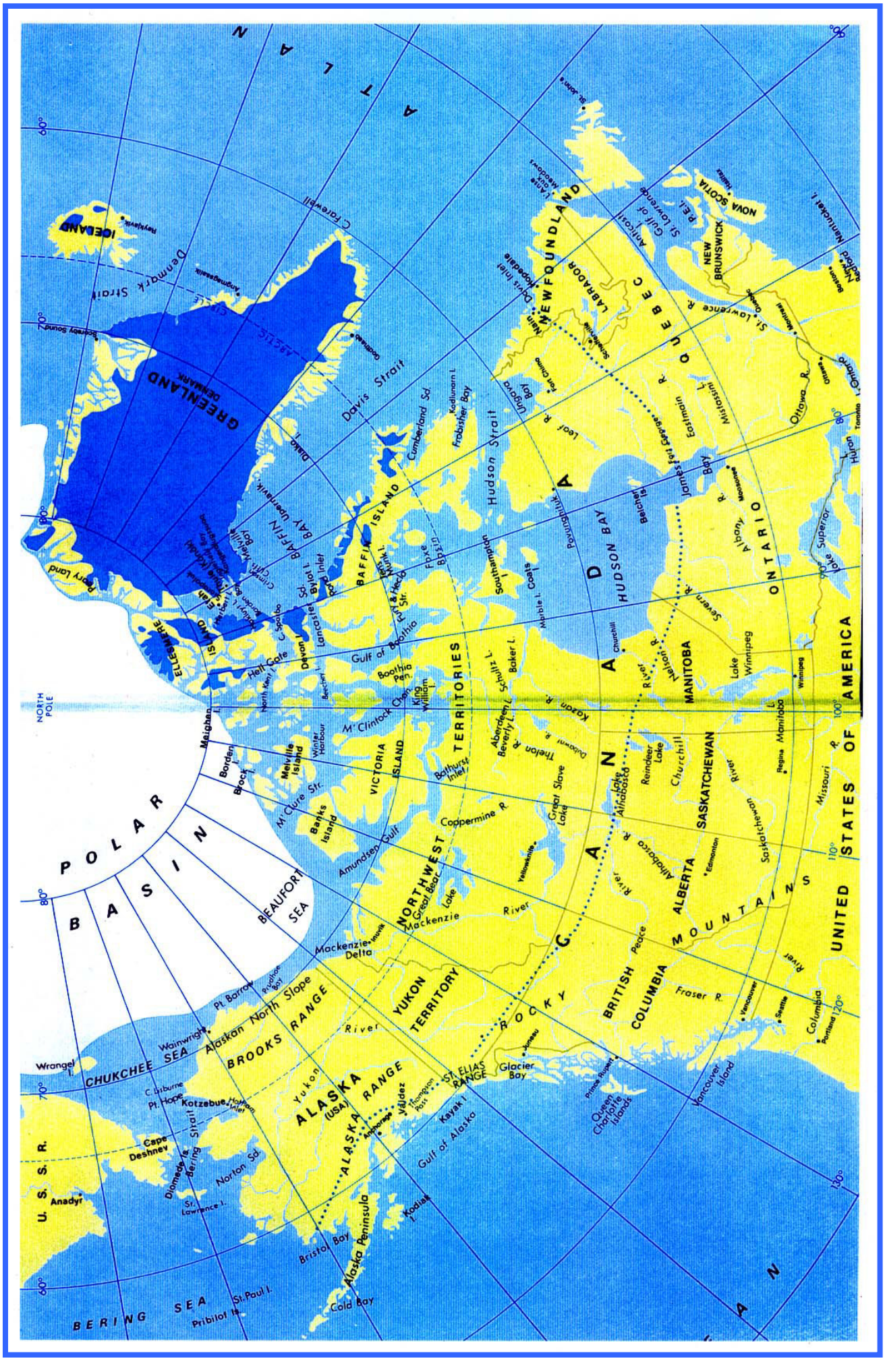
Friedel v. Bruemmer

Eine zeitbegrenzte Biographie in Briefen
1947 – 2009



Zusammengestellt und herausgegeben
von
Klas und Matti Lackschewitz

Wehrhalden 2009


ATLANTIC OCEAN
ICELAND
GREENLAND
Davis Strait
Hudson Strait
BAFFIN ISLAND
HUDSON BAY
NEWFOUNDLAND
LABRADOR
QUEBEC
NOVA SCOTIA
NEW BRUNSWICK
ONTARIO
MANITOBA
SASKATCHEWAN
ALBERTA
BRITISH COLUMBIA
YUKON TERRITORY
NORTHWEST TERRITORIES
ELLESMERE ISLAND
VICTORIA ISLAND
Melville Island
Banks Island
Prince of Wales I.
Somerset I.
Boothia Pen.
King William I.
Baffin Bay
Lancaster Sd.
Jones Sd.
Smith Sd.
Cumberland Sd.
Frobisher Bay
Foxe Basin
Foxe Channel
Hudson Bay
James Bay
Belcher Is.
Coats I.
Mansel I.
Southampton I.
Gulf of Boothia
Hell Gate
Dolphin and Union Str.
Amundsen Gulf
Coppermine R.
Great Slave Lake
Great Bear Lake
Mackenzie River
Mackenzie Delta
Beaufort Sea
Prudhoe Bay
Pt. Barrow
Alaskan North Slope
Wainwright
Chukchee Sea
Wrangel I.
Brooks Range
Yukon
Alaska (USA)
Alaska Range
Pt. Hope
Kotzebue
Cape Deshnev
Diomede Is.
Bering Strait
Norton Sd.
St. Lawrence I.
Anadyr
U. S. S. R.
Valdez
Anchorage
Kayak I.
Gulf of Alaska
Kodiak I.
Bristol Bay
Alaska Peninsula
Cold Bay
St. Paul I.
Pribilof Is.
Bering Sea
Polar Basin
North Pole
Rocky Mountains
St. Elias Range
Glacier Bay
Juneau
Prince Rupert
Queen Charlotte Islands
Vancouver Island
Vancouver
Seattle
Portland
Columbia River
Fraser R.
Peace River
Athabasca River
Athabasca Lake
Reindeer Lake
Churchill
Saskatchewan River
Edmonton
Regina
Lake Winnipeg
Winnipeg
Manitoba
Nelson R.
Churchill R.
Severn R.
Albany R.
Attawapiskat R.
Winisk
Moosonee
Moose Factory
Kenora
Lake Superior
Thunder Bay
Toronto
Ottawa R.
Ottawa
Montreal
Quebec
St. Lawrence R.
Gulf of St. Lawrence
Anticosti I.
Magdalen Is.
Nfld.
Labrador
Goose Bay
Hopedale
Nain
Davis Inlet
Fort Chimo
Great Whale R.
Eastmain
Rupert R.
Mistassini L.
Lake Abitibi
Lake Nipigon
Lake Nipissing
Lake Ontario
Lake Erie
Lake Michigan
Lake Huron
Lake Superior
Missouri R.
Columbia
Yellowknife
Resolution I.
Lake Harbour
Cape Dyer
Pangnirtung
Clyde
Home Bay
Cape Christian
Melville Bay
Thule
Qaanaaq
Scoresby Sound
Reykjavik
Angmagssalik
Denmark Strait
Frobisher Bay
Kodlunarn I.
Cape Dorset
Baffin Bay
Jones Sd.
Lancaster Sd.
Bylot I.
Pond Inlet
Devon I.
Cornwallis I.
Grise Fiord
Ellesmere Land
Peary Land
Meighen I.
Borden I.
Prince Patrick I.
Eureka
Alert
Resolute
Cape Sparbo
Winter Harbour
M'Clure Str.
M'Clintock Channel
Bathurst Inlet
Perry River
Coronation Gulf
Dease Inlet
Dease R.
Thelon R.
Aberdeen L.
Beverly L.
Baker L.
Schultz L.
Kazan R.
Back R.
Great Fish R.
Chesterfield Inlet
Rankin Inlet
Whale Cove
Arviat
Eskimo Point
Churchill
Gillam
Port Nelson
Fort Severn
Sachigo L.
Lake St. Joseph
Lake Winnipegosis
Lake Manitoba
Portage la Prairie
Brandon
Regina
Moose Jaw
Swift Current
Saskatoon
Prince Albert
Lac la Ronge
Lake Athabasca
Fort Chipewyan
Peace River
Fort St. John
Dawson Creek
Fort Nelson
Fort Simpson
Fort Liard
Fort Norman
Great Bear Lake
Great Slave Lake
Yellowknife
Resolution I.
Fort Reliance
Fort Rae
Fort Providence
Hay River
Fort Smith
Fort Resolution
Lake Athabasca
Uranium City
Stony Rapids
Wollaston Lake
Reindeer Lake
Lac la Ronge
Prince Albert
Saskatoon
Regina
Moose Jaw
Swift Current
Brandon
Portage la Prairie
Lake Manitoba
Lake Winnipegosis
Lake St. Joseph
Sachigo L.
Fort Severn
Port Nelson
Gillam
Churchill
Eskimo Point
Arviat
Whale Cove
Rankin Inlet
Chesterfield Inlet
Dease R.
Dease Inlet
Coronation Gulf
Perry River
Bathurst Inlet
Cape Dorset
Frobisher Bay
Kodlunarn I.
Cumberland Sd.
Davis Inlet
Hopedale
Nain
Fort Chimo
Great Whale R.
Eastmain
Rupert R.
Mistassini L.
Lake Abitibi
Lake Nipigon
Lake Nipissing
Lake Ontario
Lake Erie
Lake Michigan
Lake Huron
Lake Superior
Thunder Bay
Toronto
Ottawa
Montreal
Quebec
Goose Bay
Labrador
Anticosti I.
Magdalen Is.
Nfld.
Gulf of St. Lawrence
St. Lawrence R.
Lake Champlain
Boston
New York
Chicago
Minneapolis
Duluth
Milwaukee
Detroit
Cleveland
Buffalo
Pittsburgh
Philadelphia
Washington
Richmond
Norfolk
Raleigh
Charleston
Atlanta
Birmingham
Memphis
Nashville
Louisville
Cincinnati
Indianapolis
St. Louis
Kansas City
Omaha
Des Moines
Sioux City
Sioux Falls
Pierre
Bismarck
Fargo
Grand Forks
Minot
Williston
Billings
Great Falls
Helena
Butte
Missoula
Spokane
Seattle
Portland
Boise
Salt Lake City
Denver
Cheyenne
Colorado Springs
Albuquerque
Santa Fe
Phoenix
Tucson
El Paso
Houston
Dallas
Fort Worth
Austin
San Antonio
Oklahoma City
Tulsa
Little Rock
New Orleans
Mobile
Jacksonville
Miami
Tampa
Orlando
Savannah
Charleston
Wilmington
Norfolk
Richmond
Washington
Philadelphia
New York
Boston
Providence
Hartford
Albany
Buffalo
Rochester
Syracuse
Utica
Binghamton
Scranton
Harrisburg
Pittsburgh
Cleveland
Columbus
Cincinnati
Indianapolis
Chicago
Milwaukee
Minneapolis
St. Paul
Duluth

Friedel v. Bruemmer

Eine zeitbegrenzte Biographie in Briefen 1947 – 2009

mit über 120 Bildern und Karten

Zusammengestellt
und
herausgegeben

von

Klas u. Matti Lackschewitz

2. Auflage

Wehrhalden 2009

Bezugsanschrift: Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried
Tel.: (0049) (0)7764-64 22
Fax: (0049) (0)7764-64 99
E-Mail: lackschewitz.klas@t-online.de

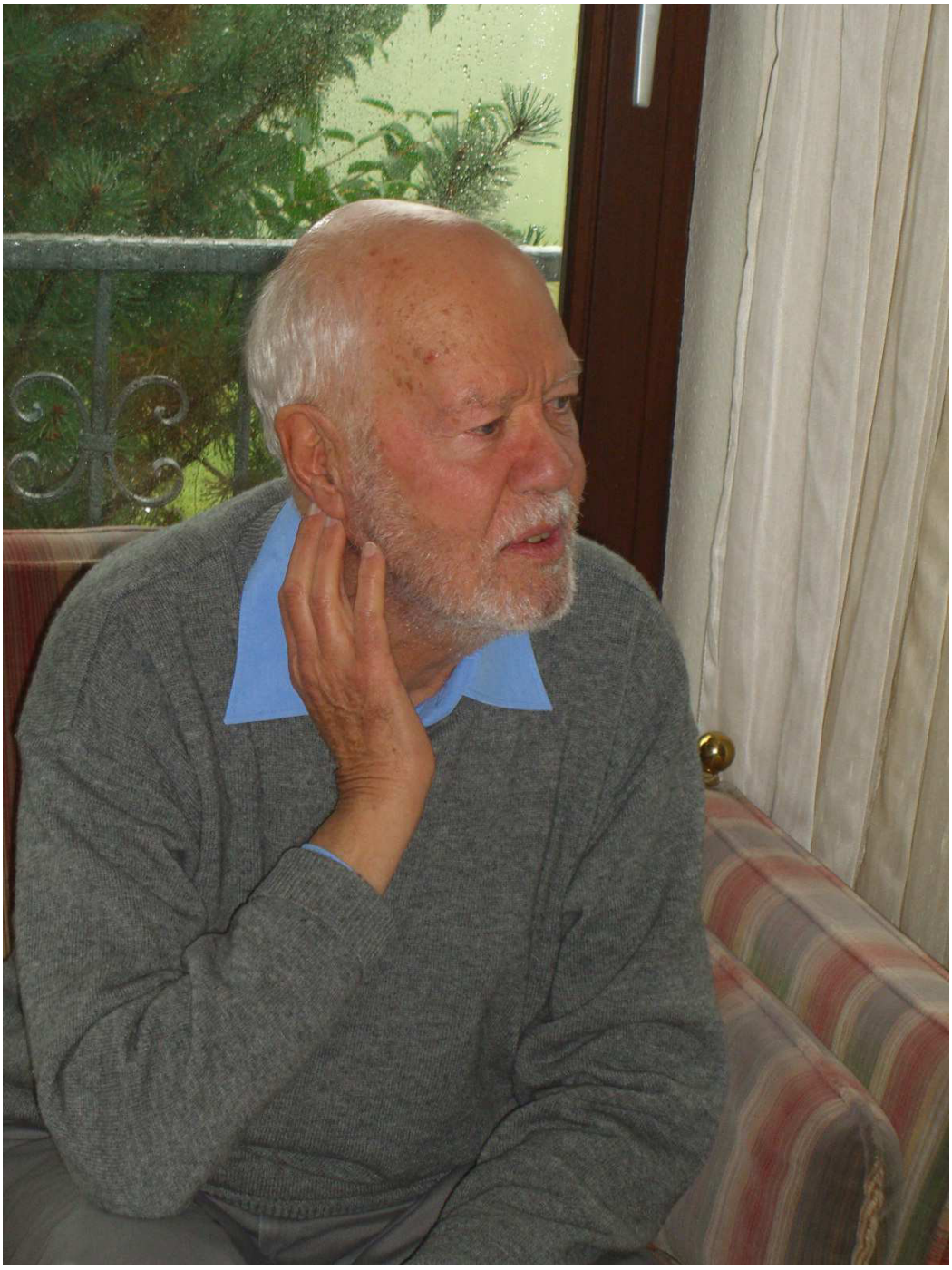
Copyright © 2009 Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried

Dieses Buch ist unser Geschenk an unseren Bruder
Friedel v. Bruemmer
zu seinem 80. Geburtstag am 26. Juni 2009.
Es ist ihm und seiner lieben Maud mit dem nachfolgenden Vers aus dem 1. Buch Mose gewidmet.



Und Gott machte die Tiere auf Erden,
ein jegliches nach seiner Art,
und das Vieh nach seiner Art
und allerlei Gewürm auf Erden
nach seiner Art.
Und Gott sah, daß es gut war.

1. Mose 1, Vers 25



Friedrich Karl (F r i e d e l) v. Bruemmer
Fred Bruemmer
(2008)

Vorwort

Friedrich Karl v. Bruemmer gehört dem aus Niedersachsen stammenden baltischen Adelsgeschlecht gleichen Namens an. Geboren wurde er in Riga am 26. Juni 1929. Von klein auf war er für alle, die ihn kannten, der Friedel v. Bruemmer. Später, als er in Kanada zu photographieren und zu schreiben begann, kam noch der dem Angelsächsischen angepaßte Autorenname Fred Bruemmer hinzu.

1939 wurde er mit der deutsch-baltischen Volksgruppe im Rahmen der „Diktierten Option", so Prof. Dietrich Loeber, in den damaligen Warthegau umgesiedelt, wo sein Vater das Gut Kleingraben bewirtschaftete. Es folgte 1945 die Flucht mit seinen Eltern und einer Schwester vor der sowjetischen Soldateska. Von dieser überholt, wurde er als 15-Jähriger in die Bergwerke der Ukraine verschleppt. Nach einem Ausbruchversuch überlebte er die unvorstellbaren Zustände eines Todeslagers. 1947 erfolgte seine Entlassung in die damalige Sowjetische Besatzungszone, von wo aus er zu seinen von ihm bereits als tot geglaubten Geschwistern nach Westdeutschland gelangte. Als sein älterer Bruder nach Kanada auswanderte, lebte er als Familienmitglied in der Familie Lackschewitz in Oberhessen und besuchte die Oberschule in Lauterbach. Ende 1950 folgte er dann seinem Bruder in das für damalige Verhältnisse ferne Land, das ihm zur neuen Heimat werden sollte.

Diese tief ergreifenden und beeindruckenden Erlebnisse hat Friedel v. Bruemmer in seiner im Jahr 2005 im Verlag Key Porter Books in Toronto, Kanada, unter dem Titel „ *Survival - a refugee life*" erschienenen Jugendbiographie in englischer Sprache geschildert. Sie wurde mit dem *Mavis-Gallant*-Preis für Tatsachenbücher, dem höchsten diesbezüglichen Literaturpreis Kanadas, ausgezeichnet. Da sich kein deutscher Verlag fand, der bereit war, diese, auch als Zeitdokument bedeutenden, jeden Leser fesselnden Lebenserinnerungen in deutscher Sprache herauszubringen, haben wir die Übersetzung und den Druck im Eigenverlag übernommen und 2008 unter dem Titel „Überleben – eine Flüchtlingsodyssee" herausgebracht.

Das jetzt hier vorliegende Werk ist eine Fortsetzung von Bruemmers Jugendbiographie mittels seiner Briefe, meist Reiseberichte, aus den Jahren 1947 bis 2009.

Wenn dieser 1947 beginnende Lebensabschnitt von etwas über 60 Jahren auch in ganz anderen Bahnen verlaufen ist als der Zeitraum davor, so zeigt er doch erneut Friedel v. Bruemmers unbändigen Willen zum Er- und Überleben. Und stets stellt er nicht sich selbst in den Mittelpunkt seiner Darstellungen, sondern richtet den Scheinwerfer seiner Beobachtungen und seiner analytischen Beurteilung des Erlebten auf seine Umwelt mit ihren Menschen, Tieren und Pflanzen – und dies mit besonderer Vorliebe im hohen Norden.

Es sind zunächst recht persönliche und unregelmäßig verfaßte Briefe, im wesentlichen an seinen Freund Wolf Lackschewitz und an dessen Vater Theodor Lackschewitz. Im Laufe der Jahre werden sie zu den von einem stets wachsenden Interessentenkreis erwarteten Weihnachtsbriefen, die über seine vielen und oft unglaublichen Reiseerlebnisse im Norden von Nordamerika und später in aller Welt berichten.

Diese, in der Friedel v. Bruemmers eigenen und sehr baltischen Art, so lebendig und interessant geschriebenen Erlebnisberichte faszinierten auch uns dermaßen, daß wir beschlossen, diese im Original oder als Kopie in Aktenordnern gesammelten Dokumente nicht einem Dornröschenschlaf zu überlassen, sondern sie mit Bild- und Kartenmaterial zu ergänzen und in der hier vorliegenden Form einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen.
Es ist also nur folgerichtig, nach dem Erscheinen seiner Jugendbiographie in „Survival“/„Überleben“, jetzt eine Art Fortsetzung herauszubringen und damit eine den Leser wieder fesselnde und in jedem Detail authentische Lektüre erscheinen zu lassen.

Um den Leser nicht zu langweilen, haben wir die stets ähnlich lautenden und meist sehr persönlichen Anfänge und Schlußformeln der Briefe fortgelassen. Auch die gelegentlichen Passagen sehr familiären Inhalts haben wir nicht übernommen, zumal sie für den nicht eingeweihten Leser nur von geringem Interesse und wohl meist auch unverständlich wären.
Hinter Formulierungen oder gebrauchten Ausdrücken, die möglicherweise nicht jedem Leser bekannt sind, haben wir in Klammern

eine kurze Erläuterung eingefügt, erkennbar durch Kursivschrift und die Buchstaben „K.L.“ an deren Ende.

Abschließend ist es uns ein Bedürfnis, Dank zu sagen: Zunächst Friedel v. Bruemmer für seine Zustimmung, seine Briefe veröffentlichen und sein uns vorliegendes Bildmaterial nach unserer Auswahl nutzen zu dürfen sowie ihm und seiner Frau „Maudy“ für zusätzliche Informationen und für die Durchsicht des Manuskripts. Und zum anderen sagen wir sehr ausdrücklich unserer bewährten und hoch verehrten Lektorin, Baronin Ursula v. der Howen, für das erfolgreiche Aufspüren von Fehlern und für so manchen damit verbundenem guten Rat unseren herzlichsten Dank.
Unser Dank gilt aber auch unserem Vetter, Baron Wolf v. Buchholtz, Seevetal, für die Karten, die er in bewährter Computerzeichnung für dieses Buch angefertigt hat, sowie unserem treuen Dipl.-Informatiker Jürgen Helmle, Herrischried, der uns immer, wenn es mit unserem Computerkenntnissen eng wurde, mit Rat und Tat unterstützt hat.

Hervorheben möchten wir auch, daß uns die zuverlässige und einfühlsame Zusammenarbeit mit der *Warlich Druck Ahrweiler GmbH* wieder äußerst angenehm war.

Wehrhalden im April 2009

Klas und Matti Lackschewitz

Buchtitel bisheriger Publikationen von Friedel v. Bruemmer unter dem Pseudonym 'Fred Bruemmer':
(In Klammern Titel deutschsprachiger Ausgaben)

The Long Hunt
Seasons of the Eskimo
Encounters with Arctic Animals
The Arctic
The Life of the Harp Seal (Sattelrobben – Traum und Tragik im Nordmeer)
Children of the North
Summer at Bear River
The Arctic World
Arctic Animals
Seasons of the Seal (Faszinierende Welt der ROBBEN)
World of the Polar Bear
Seals (mit Eric S. Grace)
Land of Dark, Land of Light (mit Karen Pandell)
Les Animaux du Grand Nord (mit Angéle Delaunois)
The Narwhal : Unicorn of the Sea
Arctic Memories: Living with the Inuit (Mein Leben mit den Inuit)
Nanook and Nauja: The Polar Bear Cubs (mit Angéle Delaunois)
Kotik: The Baby Seal (mit Angéle Delaunois)
Polar Dance: Born of the North Wind (mit Tom Mangelsen)
Seals in the Wild (Robben – Lebenskünstler des Meeres)
Glimpses of Paradise
Survival: A Refugee Life (Überleben – Eine Flüchtlingsodyssee)
Islands of Fate
Arctic Visons: Pictures from a Vanished World



Eine Biographie in Briefen.

Aus Sehlde, Niedersachsen, am 6. November 1947 an Wolf Lackschewitz in Sickendorf, Kr. Lauterbach, Oberhessen:

Über die Karte von Deinem Vater habe ich mich schrecklich gefreut. Ich danke ihm vielmals dafür. Sei mir nicht böse, daß ich so lange nicht geschrieben habe, aber ich war in Cottbus in der Ostzone, wo ich so lange gewohnt habe, und habe meine Sachen geholt. Nun wird es Dich ja am meisten interessieren, wo ich mich in den letzten Jahren herumgetrieben habe. Das zu schreiben dürfte etwas lang werden. Wenn wir uns wiedersehen werden, was ja hoffentlich nicht allzulange mehr dauern wird, erzähle ich Dir alles ausführlicher, als man es per Post mitteilen kann.

Im Februar 1945 wurde ich von den Russen verschleppt, und zwar in die Gegend von Stalino im Donezbecken, 100 km nördlich des Schwarzen Meeres. Ich arbeitete erst zwei Monate in einem Kohlenbergwerk und kam dann nach einer mißglückten Flucht in ein Straflager direkt bei Stalino. Auf der Flucht kam ich leider nur 200 km weit, fast bis zum Dnjepr. Im Straflager herrschten furchtbare Zustände. Von 1300 Mann waren zum Schluß knapp 100 übrig geblieben. Auch mich haben sie gesundheitlich ziemlich ruiniert, jetzt habe ich mich allerdings schon wieder gut erholt. Ab 1. Januar 1946 waren wir nicht mehr Straflager, wir bekamen einen neuen Kommandanten, und es wurde schlagartig besser. Für die meisten kam jedoch dieser Aufschwung zu spät. Die Überlebenden hatten jetzt recht gute Behandlung, und auch das Essen war einigermaßen ausreichend. Ich arbeitete zuerst bei der Fabrikkanalisation, dann in einer Schlosserei, in einer Kesselschmiede, als Heizer und bei anderen Berufen. Die Arbeit war schwer, aber solange ich mit Russen zusammen gearbeitet habe, konnte ich es aushalten. Nur die eigenen Lagerkameraden haben einen geschunden. Wir waren im Lager bunt zusammengewürfelt. Das ganze östliche Europa war vertreten: Polen, Ungarn, Rumänen, Tschechen, Bulgaren, Serben, am wenigsten Reichsdeutsche. Im September vorigen Jahres wurde ich entlassen und kam nach einer langen Fahrt mit einem Krankentransport in Frankfurt/Oder an. Von dort wurden wir nach Berlin ins Lager geschickt. In Berlin war ich erst drei Monate im Krankenhaus und kam

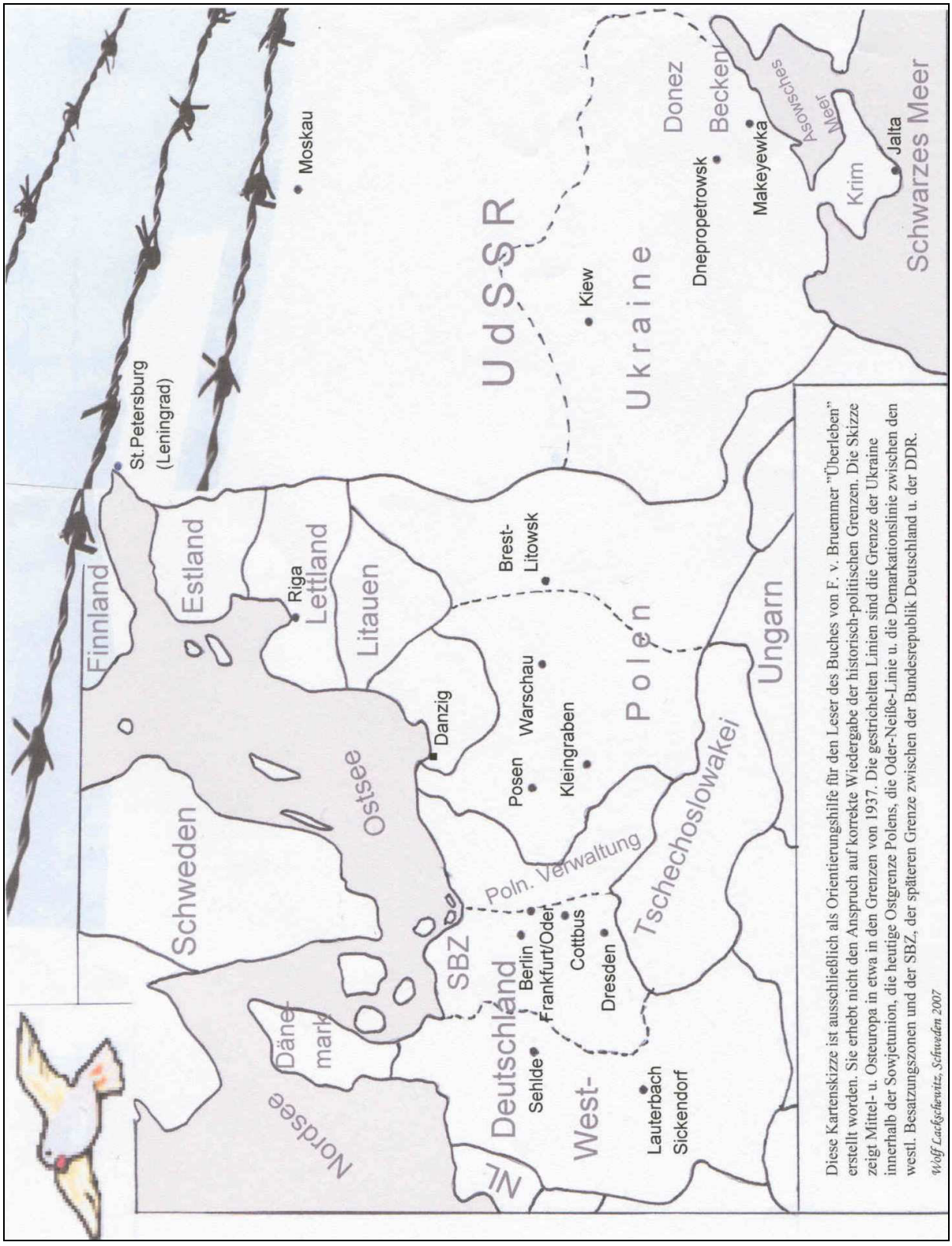
dann nach Drebkau bei Cottbus, wo ich in einem Jugendheim gearbeitet habe.

Wo meine Geschwister und Verwandten waren, wußte ich nicht, und alle meine Bemühungen, sie zu finden, waren in dem damaligen Chaos erfolglos. Durch die Heimkehrerfürsorgestelle wurde ich dann mit einer Dame in Cottbus bekannt gemacht, die sich erboten hatte, einen Heimkehrer aufzunehmen. So zog ich denn nach Cottbus. Ich bekam bald darauf eine Arbeit an einer pädagogischen Hochschule als Gehilfe des Physik- und Chemielehrers. Die Arbeit war interessant. Und vor allen Dingen hatte ich beschlossen, am nächsten Lehrerkursus teilzunehmen. Neben meiner Arbeit gab ich einem russischen Kapitän deutschen Sprachunterricht und gab auch deutschen Jungen Nachhilfestunden. Im Juni fuhr ich nach Berlin zum holländischen Roten Kreuz, wo ich schon im Januar gebeten hatte, nach Heddy, die ich allerdings noch in Sumatra wähnte, zu forschen. Du kannst Dir vorstellen, wie ich mich gefreut habe, als ich Heddys Adresse erhielt und als mir Heddy dann im ersten Brief schrieb, daß Arist und Hella auch gut die letzten Jahre überstanden haben.

Im September nahm ich meinen Urlaub und fuhr zu Arist, dann zu meinen Verwandten bei Hameln und von dort zu Hella nach Heidelberg. Nach ein paar Tagen fuhr ich zu Bernd Poelchau, der in Erlangen wohnt, und dann wieder zurück zu Arist. Mein Urlaub war viel zu kurz, aber ich hatte mich entschlossen, ganz zu Arist zu ziehen. So war ich jetzt noch einen Monat in Cottbus und bin jetzt nach einem recht schwierigen Grenzübertritt wieder in Sehlde angelangt.

Eben weiß ich noch nicht, was ich hier unternehmen werde, aber das wird sich ja auch bald entscheiden.

Grüß bitte Deine Eltern und Geschwister sehr herzlich von mir und schreibe mal einen Brief, aber recht ausführlich bitte. Du kannst Dir denken, wie neugierig ich bin, zu erfahren, wie es Euch ergangen ist, was Du tust etc.



Diese Karte wurde originalgetreu
dem Buch ″Überleben″ von Friedel v. Bruemmer, Herrischried 2008, übernommen.

Von Januar 1948 bis Ende Dezember 1950 lebte Friedel v. Bruemmer in der Familie Theodor und Hildegard Lackschewitz und deren fünf Kindern in Sickendorf, Oberhessen, und besuchte das Realgymnasium in der nahe gelegenen Kreisstadt Lauterbach. Dann folgte er seinem Bruder Arist und seiner Schwester Hella, die bereits dorthin ausgewandert waren, nach Kanada,. Zunächst arbeitete F. v. B. untertage in einer Goldmine in Kirkland Lake, Ontario. (Siehe hierzu auch Kapitel 14 u.15 in „Überleben - Eine Flüchtlings-odyssee -", Herrischried 2008)

Aus Kirkland Lake, Ontario, Kanada, am 6. März 1951 an Theodor Lackschewitz in Lauterbach, Oberhessen:

Ich bin wieder einmal wahnsinnig vergeßlich gewesen und obendrein auch noch faul, denn ich habe nun Briefe bekommen, aber keine geschrieben. Ich kann mich irgendwie nicht auf Briefe konzentrieren, und ich fürchte, auch dieser wird ein wenig konfus werden.

Wolf bitte ich sehr, mir ein paar Bilder aus Lauterbach zu schicken, und wenn es nur ein Lehrer ist. Es ist wohl ein Jammer, daß zwischen uns eine halbe Welt liegt! Schreibt mir bitte, wie Ostern die Versetzungen waren und wie Ihr alle diese harte Nuß geknackt habt. Zuweilen würde ich ja wohl ganz gerne wieder auf der Schulbank sitzen, vorausgesetzt, daß es nicht gerade Mathematik ist. Also schreibt mir bitte, bitte!!

Hier ist alles unverändert, kalt und einsam. Mir fehlt es hier eigentlich nur an einem, und das seid Ihr. Am liebsten würde ich Euch alle und halb Lauterbach dazu importieren oder mindestens einmal die Woche nach Lauterbach fliegen.

Das Leben ist hier so eintönig, wie man es sich kaum vorstellen kann, und ich trage mich schon mit dem Gedanken, das zweite Jahr noch viel weiter nach Norden zu gehen. Dort gibt es Minen, die nur aus ein paar Blockhäusern für die Arbeiter bestehen, ¾ des Jahres vollständig von der Außenwelt abgeschlossen sind und oft, wenn die Vorräte nicht genügend waren, lange Zeit nur von sogenannten Lebensmittelbomben leben, die von Flugzeugen abgeworfen werden. Natürlich werden die Arbeiter in diesen Minen blendend bezahlt.

Mitte Februar hatten wir unsere tiefste Temperatur mit – 50 ° Celsius. Es war schon den ganzen Tag sehr kalt gewesen, und als ich am Morgen

von der Schicht kam, war draußen dichter Nebel. Jedes Haus, jeder Mensch, sogar der See, der doch eine ganz hübsche Eisdecke hat, schien zu dampfen. Aber den Kanadiern hier macht die Kälte nichts aus, für sie hat die Sache nur in einer Hinsicht Bedeutung, nämlich ob ihre Autos fahren oder nicht. Hier gibt es nämlich komischerweise wenig Garagen, und so ist es den Autos, die bei der Kälte draußen stehen, nicht zu verdenken, wenn sie sich verkühlen. Für die Hunde scheint hier auch in den Häusern kein Platz zu sein. Sie sind Tag und Nacht draußen, aber anstatt bißchen herumzurasen und sich Bewegung zu machen, hocken sie auf einem Fleck und bibbern.

Meine Arbeit ist ziemlich langweilig, aber die Arbeitskameraden sind oft ganz amüsant. In unserer Mine sind 14 Nationen vertreten, aber diese Vereinigten Nationen vertragen sich bei weitem besser als die in der großen Politik. Wir arbeiten in zwei Schichten, von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags und die Nachtschicht von 7 Uhr abends bis 3 Uhr morgens. Die Arbeit ist schwer, aber es ist schön, daß man den ganzen Tag unbeaufsichtigt ist. Wir haben drei Bosse und einen Kapitän. Letzterer hat mit der Seefahrt nichts zu tun, höchstens, daß einem übel wird, wenn man ihn sieht. Er ist Italiener, und im Gegensatz zu den anderen Italienern ist sein südliches Temperament noch nicht abgekühlt. Ein Boss ist auch Italiener, einer Ire und der dritte halb Schwede halb Finne. Der Letztere ist der stärkste Mann in der Mine, der einzige, der in der Lage ist, einen vollgeladenen Karren, der aus den Gleisen gesprungen ist, wieder hineinzuheben (Gesamtgewicht ca. 1200 kg!!). Einmal war mir dies Malheur passiert, und ich quälte mich mit Hebeln usw., da kam Big Boss, grinste, hob den Karren ins Gleis und verschwand. Er ist jetzt wohl an die 60, aber es ist immer noch seine größte Freude, seine Kräfte zu zeigen, was natürlich wahnsinnig ausgenutzt wird.

Ich arbeite meistens mit einem Letten zusammen, ein netter Kerl, nur schade, daß er chronisch säuft. Einmal hatte er mich eingeladen zu einem lettischen Saufgelage. Mein Lettisch ist ja miserabel, aber das stört nicht. Wir sind aus einem Land, und sie haben zuerst Arist und Elisabeth sehr viel geholfen und sind jetzt bereit, mir zu helfen, wenn ich es brauche. Die Brüder hatten kistenweise Bier und recht viel Schnaps (Whisky) und tranken das abwechselnd, den Whisky pur ohne Sodawasser. Der Erfolg war katastrophal. Nach einer knappen Stunde brachten sie mich mit einem Taxi bewußtlos nach Hause, und ich war noch eine ganze Woche leidend.

Dieses traurige Ereignis tat mir in der Seele leid, und seitdem bin ich zwar noch des öfteren zu solchen Fêten gegangen, habe aber immer nur entweder Whisky oder Bier getrunken und von beidem wenig. Obwohl hier die Prohibition herrscht, habe ich noch nie solche Saufereien gesehen. Gösta Berling sagt doch irgendwo in den ersten Kapiteln zu seiner Entschuldigung, daß er als Pfarrer säuft, es seien die langen Winter, der Schnee, die Einsamkeit. Ob es nun am Klima liegt oder nicht, weiß ich nicht, auf alle Fälle vertrinken viele alles, was sie haben. Ein guter Arbeiter ist eben aus unserer Mine geflogen, weil er nach jedem „*pay-day*" eine Woche lang nicht zur Arbeit kam. Er verdiente umgerechnet 1.500 DM monatlich, und trotzdem besaß er nichts als eine alte zerfranste Uniform, mit der er aus der Armee entlassen wurde. Alles andere Besitztum hatte er „verflüssigt". Seine Frau im Irrenhaus, seine Kinder bei irgendeinem Verwandten. Und eigentümlicherweise ist auch die Zahl der Frauen, die an Alkoholismus leiden, sehr groß. Viele sagen, es ist ein Rest von dem Goldrausch, der noch in der Stadt steckt. Ich glaube, es ist einfach, daß die Menschen zu gut verdienen und sonst kein Interesse haben, ihr Geld anzulegen.

Eben arbeite ich in einem Stollen, der eine verhältnismäßig reiche Ader hat. Die Adern sind Quarz, die in scharfem Kontrast zu dem grau-schwarzen Sedimentgestein stehen. Und in diesen Quarzadern ist Gold, sehr, sehr fein verteilt, selten sichtbar. Anfangs glaubt man, überall Gold zu sehen, wo gelbes Metall glänzt. Es ist aber immer Kupferoxyd. Das typische an dem Gold ist, daß es nicht glänzt, ein kleiner mattgelber Punkt. In anderen Minen ist der Gehalt an Gold größer, oft werden Stücke gefunden. Dort werden die Arbeiter täglich überprüft. Trotzdem wird gestohlen, allerdings, wenn man geschnappt wird, hat man drei Jahre Zeit hinter schwedischen Gardinen sich zu überlegen, ob es sich lohnt oder nicht. Die Bergwerke sind aber hier alle ziemlich erschöpft, und Kirkland Lake mit seinen 20.000 Einwohnern wird vielleicht in absehbarer Zeit eine sogenannte „*ghost-town*" werden, eine von ihren Einwohnern verlassene Stadt.

Mein Tag ist eigentlich ganz von der Schicht bestimmt, in der ich arbeite. Um 7 Uhr werde ich geweckt, um ½ 8 muß ich in der Mine sein und mich umziehen. Meine schöne Ausrüstung besteht nur noch aus Lupatten (*Lumpen; K.L.*) und Koddern (*Fetzen; K.L.*), aber das spielt untertage keine Rolle. Da keine Damen da sind, können wir uns ruhig eine Blöße geben. Von 12 bis 1 essen wir Mittag, eigentlich nur 20 Minuten, da die

Essenszeit mitbezahlt wird. Um 4 Uhr fahren wir wieder nach oben. Jetzt strengt mich die Arbeit längst nicht mehr so an, denn es ist zum größten Teil auch der Unterschied im Luftdruck, der einen anfangs schwächt. Die erste Zeit habe ich wohl so geschwitzt, daß ich das Gefühl hatte, an jedem Haar hinge ein Schweißtropfen, aber jetzt geht es immer besser. Mit den Arbeitern kommt man ausgezeichnet aus, sie sind immer hilfsbereit und werden nie einen Novizen anschreien oder beschimpfen. Darin sind sie wirklich vorbildlich, sie passen auf, daß einem nichts passiert und fühlen sich absolut für jeden Neuling verantwortlich. So ist mir auch bisher nichts Ernstes passiert. Nur einmal, da brach ein verfaultes Brett, und ich fiel 40 Fuß *(3 Fuß = ca. 1 m; K.L.)* in einen Stollen hinunter. Aber ich hatte unwahrscheinliches Glück, mir war nichts geschehen, obwohl mein Schutzhelm vorausgeflogen war.

Um 5 Uhr esse ich Abendbrot, und dann lese ich, rechne an meinem Kursus mit verbissener Energie oder gehe zu Arist. Dort spiele ich sehr gerne Platten. Arist hat einen 10-Plattenspieler und ich habe mir auch schon eine ganze Reihe Platten gekauft, als letzte am letzten „*pay-day*" die Nußknacker Suite von Tschaikowsky. Das ist was mir Freude an der Arbeit macht, ich sehe, was dabei herauskommt. Ich verdiene $ 190 im Monat, das wären monatlich nahezu 1.000 DM. Natürlich würde ich mich mit 1.000 DM in Deutschland besser stehen als hier mit 200 Dollar, aber Kleider und Lebensmittel sind tatsächlich fast immer 1/5 vom deutschen Preis. Ich bezahle $ 36 für Essen, Licht, Bettwäsche etc. Das ist aber nur daher möglich, weil ich in einem Haus wohne, das von meiner Mine unterhalten wird. Nach zwei Monaten habe ich jetzt schon genug Geld, um Arist die $ 200 für die Überfahrt zu bezahlen, dazu meine Arbeitskleidung, und außerdem habe ich mir noch einige Sachen gekauft. Wieviel Geld ich für ein Studium brauchen werde, weiß ich nicht, aber ich glaube nicht, daß so etwas billig ist. Arist hat z.B. für seinen Fachkursus über $ 400 bezahlt.

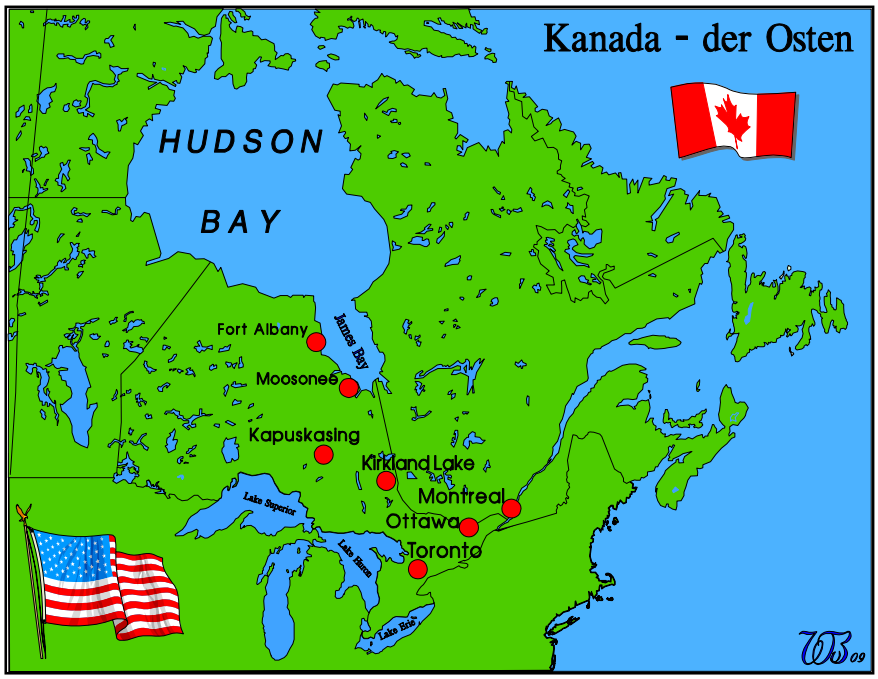
Die meisten Bekannten von Arist und Elisabeth sind Letten. Für mich war das etwas schwierig, denn ich kann ja Lettisch kaum verstehen und nun war ich mit x Menschen zusammen, die nur Lettisch sprachen und ich saß dabei wie taubstumm. Jetzt kann ich schon etwas stottern und bißchen mehr verstehen.

Der hiesige lutherische Pastor ist Lette, ein reizender, gebildeter Mann. Da er auch eine englische Gemeinde hat, aber selbst schlecht englisch spricht, übersetzen Arist und Elisabeth ihm seine Predigten.

Letztens war ein estnischer Feiertag, und der Vertreter der Letten hielt eine Ansprache an die Esten – auf Deutsch. Die Rede hatte Arist aus dem Lettischen ins Deutsche übersetzt. Eigentlich ist unsere Stellung etwas grotesk, aber ich habe mich ganz daran gewöhnt. Ich war 2x zum lettischen Gottesdienst, es fällt mir aber zu schwer zu folgen, und ich bin immer am Einschlafen und fahre dann hoch, wenn gesungen wird.

Mit Kanadiern komme ich wenig in Berührung, außer natürlich in der Mine. Mit Englisch habe ich keine Schwierigkeiten, obwohl ich mehr Deutsch, Polnisch und Lettisch spreche als Englisch. Aber es macht viel aus, daß die ganze Atmosphäre englisch ist. Ich bin noch nie aus Kirkland Lake herausgekommen. Es ist nicht wegen der Kälte, sondern wegen dem Schnee. Zu beiden Seiten der Straße ist der Schnee meterhoch aufgeschaufelt, und auch im Wald ist er so tief, daß es ausgeschlossen ist, zu gehen. Es ist sogar gefährlich, denn wenn an einer Stelle der Schnee verharscht ist und man dann irgendwo im Wald versinkt, kann man sich unter Umständen stundenlang quälen, bis man wieder auf „festes Land" kommt. Tiere sieht man also gar nicht. Ich habe nur einen Specht fliegen sehen, eine Schar Dompfaffen (größer als unsere) und ein paar Spatzen. Sonst ist die Natur wie ausgestorben. Die meisten Kanadier sind fanatische Jäger und Angler. Man kauft sich hier einen Jagdschein für $ 1.50 und eine Flinte und kann schießen, wo man will. Kanada kennt keine Privatjagden. Nur für Elche ist seit einem Jahr Jagdverbot, und bestimmte Wildarten haben Schonzeiten. Am neugierigsten bin ich eigentlich auf zwei Tierarten, die uns ganz fremd sind: Stinktier und Stachelschwein. Das Stinktier ist recht häufig und soll sehr drollig sein - solange es nicht stinkt! Arist erzählte, daß, wenn ein Stinktier in ein Haus kommt, es behandelt wird wie eine Granate, damit es ja nicht explodiert. Wenn das nämlich passiert, kann man das Haus wochenlang (oder zumindest tagelang) nur mit einer Gasmaske betreten.

Wild soll es hier viel geben, leider ist der Sommer so kurz. Jetzt, wo bei Euch vielleicht schon die ersten warmen Tage sind, war bei uns gerade ein Schneesturm, aber nicht sehr heftig. Vorigen Winter war die Stadt einmal eine Woche von der Außenwelt abgeschnitten, nachdem ein heftiger Blizzard getobt hatte. Alle diese Dinge kommen sehr plötzlich und hören dann genau so überraschend wieder auf. Wunderbar ist zuweilen das Nordlicht. Wenn ich in der Nacht von der Arbeit komme, ist der ganze Himmel hell rötlich, und es sieht aus, als ob Scheinwerfer ihre Strahlen über den Himmel laufen lassen. Es ist ein wunderbares



Farbenspiel, von gelbrötlich, dann stärker rot und dann fahl grün dazwischen und die Strahlen wunderbar und doch etwas unheimlich, denn das Rot wirkt wie ein ferner Brand.

Wie ich gefürchtet hatte, ist dieser Brief kraus und konfus, ich hoffe, daß er Dir doch ungefähr ein Bild gibt, wie ich lebe und wie es mir geht.

Brief ohne Datum im Herbst 1951 aus Kirkland Lake:

Im Bergwerk ist es mir letztens schlecht ergangen. Ich versuchte, mit einer langen Eisenstange Gestein herunterzupökern. Es kam aber alles schneller und leichter, als ich gedacht hatte, und ehe ich die Stange wegziehen konnte, fiel das Gestein drauf, und mein Ende schnellte hoch und traf mich genau unter dem Auge. Was weiter passierte, weiß ich nicht genau, ich wachte nach einem Zeitchen auf (ziemlich schnell sogar, da ich in kaltes Wasser gefallen war) mit wahnsinnigen Schmerzen. (So ungefähr stelle ich mir vor, muß es sein, geköpft zu werden, ein wüster Schlag und dann Schluß). Im ganzen war es nicht so schlimm. Das Auge war ganz heil geblieben, aber der Knochen am Augenwinkel war angesplittert, und ich sah aus, als hätte ich eine kleine Auseinandersetzung mit Joe Louis gehabt. Nach vier Tagen war ich wieder aus dem Krankenhaus heraus, und eine Woche später saß ich auf James (meinem kleinen und ersten Motorrad, 125 ccm), um die 300 km nach Kapuskasing zu fahren (nord-westlich von Kirkland Lake), wo das Flugzeug von Kronprinzessin Elisabeth und ihrem Mann Philip landen sollte. Ich hatte wahnsinniges Glück mit dem Wetter, kalt aber sonnig und an einem Tag etwas Regen. Es war eine hübsche Fahrt auf einer schlechten Straße. Für James spielen Straßen natürlich keine Rolle, er würde lächelnd die Sahara durchqueren, aber meine Kehrseite war

ausgesprochen leidend. Außerdem hätte ich beinahe 50 km schieben können, weil ich mir nicht überlegt hatte, daß ich am Rande der Zivilisation entlang fahre und daß dieser Rand nur spärlich mit Tankstellen versehen ist. Wenn ich nicht einem mitleidigen Autofritzen 2 l Benzin hätte abzapfen können, würde ich wahrscheinlich heute noch schieben. Kapuskasing hat eine Papierfabrik, ein großes Hotel, einen Flugplatz und 5.000 Einwohner. Kapuskasing stand Kopf, schließlich ist es verständlich. Könige und Prinzen sind heute wie je zuvor eine Attraktion, und wenn dann ausgerechnet nach Kapuskasing Kanadas Königin in spe kommt, dann könnt Ihr Euch ja den Aufstand vorstellen.

Ich fuhr mit James zum Flugplatz hinaus, wo schon ein Haufen Menschen wartete. Die Mounties (Spitzname der Royal Canadian Mounted Police) in ihren prächtigen Uniformen, scharlachrote Jacken, dunkelblaue Reithose, braune Reitstiefel, Hüte á la Wildwest, schwerer Revolver und Patronentaschen, alle über 1.80 m groß, wurden beinahe ebenso bewundert wie die königlichen Gäste. Ein aufgeregter Bürgermeister las seine Rede zum 100. Mal durch, die Kapelle spielte x Mal „God save the King“, wobei jedesmal die ganzen Soldaten, Mounties und Polizisten strammstehen mußten, mit einem Wort, eine allgemeine nervöse Aufregung. Die einzigen, die überhaupt nicht aufgeregt zu sein schienen, waren die Mounties.

Um 2 Uhr kam ein Flugzeug mit Detektiven an, die das bereitstehende Auto beinahe auseinanderbauten, dann zwei Presseflugzeuge und endlich mit 1 ½ Minuten Verspätung die riesige Maschine mit Elisabeth und Philip. Die Treppe wurde ausgelegt (vorher war sie schon vom schwersten Mountie auf ihre Tragfähigkeit hin geprüft worden), und während Elisabeth und Philip herauskamen, spielte die Band „God save the King“. Elisabeth ist sehr klein, was zum allgemeinen Amüsement einen kleinen Jungen veranlaßte zu fragen: „Mami, warum nennen sie die Prinzessin Altesse (Hoheit), sie ist ja so klein!!“

Die beiden haben tatsächlich einen ungeheuren Charme, besonders Philip, der absolut frei und ungezwungen ist, hat es den Kanadiern (besonders den weiblichen) angetan. Kapuskasing war ideal, da man in einem so kleinen Nest wenigstens die Chance hatte, sie zu sehen, nicht so wie in Montreal, wo man halbtot gequetscht wurde und dann meistens doch nichts sah. Ganz interessant war die Reaktion von Kapuskasing, das ca. 80 % französisch ist und daher antienglisch und antiroyal eingestellt ist. Nach 24 Stunden waren sie weniger englandfeindlich und

begeisterte Royalisten. Die beiden hatten tatsächlich Kapuskasing kurz und schnell erobert, und Kapuskasing hätte sie am liebsten ad finitum dabehalten.

Beinahe hätte ich Grund gehabt, meine Fahrt zu bereuen, denn auf dem Rückweg fing mein Auge wieder an zu eitern, aber dann war es nur noch ein kleiner Knochensplitter, der heraus wollte. Jetzt sieht man kaum noch was von meinem Unfall, allerdings behaupten spöttische Seelen, ich sehe ausgesprochen mongolisch aus (Schlitzaugen!).

Eines Tages, als ich einen wenig benutzten Waldweg entlang fuhr, hatte ich eine nette Begegnung. Ich brauste mit Volldampf einen kleinen Berg hinauf und fand mich oben Auge in Auge mit einem erstaunten Bären (das Erstaunen war beiderseitig!). Ich latschte auf die Bremse, Petz sah mich kritisch an (ca. 5 m Distanz), schüttelte mißbilligend sein zottiges Haupt und trabte in den Busch. Wahrscheinlich dachte er, wenn er eine klassische Bildung besaß: „Mene, mene tekel, ubdarsil (gewogen, gewogen und für zu leicht [mager!] befunden“).

Es war der erste und einzige Bär, den ich in diesem Sommer gesehen habe, sonst habe ich nur Bärenspuren gefunden. Ich schicke Euch ein paar Bilder, die ich einige Meilen von hier in einer kleinen Biberkolonie gemacht habe. Die Meister selbst habe ich nur flüchtig gesehen, meist hört man nur das Platschen, wenn sie sich in ihr Element zurückziehen.

Und jetzt ist es Winter. Draußen sind 24 ° C Kälte, und wir haben Grund, uns über den warmen Tag zu freuen (vor drei Tagen hatten wir noch - 36 °). Alles ist tief verschneit, Mensch und Tier haben ihren Winterschlaf angetreten. Ich habe mich für diesen Winter wenigstens richtig eingekleidet, als Glanzstück einen dicken Parka oder Eskimojacke, dick und warm gefüttert, mit einer riesigen, pelzverbrämten Kapuze, die zusammengezogen wird, bis nur noch die Nase zu sehen ist.

James steht im Keller und träumt von Wärme und Benzin, von Chausseen und Waldpfaden, von Bären und Prinzen, und wartet treu und geduldig, bis die Sonne wieder an Kraft gewinnt und Schnee und Eis von den Straßen vertreibt und dann strahlend verkündet: „Straße frei für James, die Krone aller Motorräder“. .....

Aus Kirkland Lake am 1. Januar 1954 an Wolf Lackschewitz:

Zu Weihnachten hatte ich es wieder fertig gebracht, vier Tage frei zu bekommen, eigentlich bin ich ja ziemlich unverschämt, ich arbeite hier noch nicht mal ein Jahr und habe schon beinah einen Monat in Ferien verbracht. Aber mein Redakteur ist ein netter Kerl, und ich nutze seine Gutmütigkeit weidlich aus. In Toronto habe ich eigentlich nicht allzuviel gemacht, ich habe mich bei Hella zur Ruhe gesetzt und mich von den Strapazen eines Reporterlebens ausgeruht. Ich habe gerade vor Weihnachten einen sehr schönen und für mich sehr wichtigen Coup gemacht. Ich arbeite jetzt nebenbei als Reporter und Photograph für die größte und wichtigste Zeitung Kanadas. Abgesehen davon, daß sie ganz gut zahlen, bin ich ganz stolz, daß ich als Ausländer diesen Job bekommen habe, und es ist mir sehr wichtig, daß mein Name bei ihnen bekannt ist, und wenn ich mal meine Arbeit wechsel, wird mir das wichtiger sein als die besten Referenzen von der *Northern Daily News*. Allerdings ist es zuweilen recht anstrengend, für sie zu arbeiten. Vor zwei Tagen, gerade nachdem ich von Toronto zurückgekommen war, passierte 15 Meilen von hier ein schweres Autounglück. Sechs Personen waren tot und vier schwer verletzt. Ich fuhr mit einem anderen Reporter hin. Die Straße war total vereist, und da ich es eilig hatte, fuhr ich ein bißchen zu schnell (80 km/h). Plötzlich fing der Wagen an zu schleudern, und ich konnte ihn nicht mehr gerade kriegen. Für ein paar unendliche und äußerst unangenehme Sekunden raste der Wagen von einer Straßenseite zur anderen, um dann schließlich mit einem lauten Rums und Knirschen und Brechen an einem Pfosten zu landen. Wir beide waren glücklicherweise auf dieses Ende ein klein wenig vorbereitet gewesen und hatten Zeit, uns etwas zu schützen. Trotzdem waren wir ziemlich verbeult, und der Wagen war ein totaler Verlust. Die ganze Kühlerhaube war eingedrückt, ein Kotflügel abgerissen, die eine Tür zerschmettert und der Motor selbst in einem unreparierbaren Zustand. Glücklicherweise nahm uns ein Wagen bis zur Unfallsstelle mit, und meine Kamera hatte nicht sonderlich gelitten, und meine Bilder waren ziemlich gut. Der Wagen war versichert, und ich brauche mir deswegen nicht allzuviel Sorgen zu machen, ich bekomme vermutlich nächste Woche einen neuen. Dies war der vierte Unfall im letzten Jahr, zwei mit dem Motorrad, einmal ziemlich schlimm, James ist eine Leiche, und zwei mit meinem Wagen. Das erste Mal war ich nicht daran schuld, ein Mann mit schlechten Bremsen fuhr mir in die Seite, und der Schaden mußte von ihm bezahlt werden. Aber diesmal war es ziemlich ernst, und ich glaube, von jetzt ab gehe ich zu Fuß oder fahre mit dem Fahrrad.

Die folgende Nacht war eine furchtbare Hetze. Toronto rief alle halbe Stunde an und wollte wissen, was wir machen und ob die Bilder fertig seien und warum wir dies nicht hätten und warum wir das nicht hätten. Ich telephonierte alles, was ich auftreiben konnte, nach Toronto und an andere Zeitschriften, die ganze Nacht verbrachte ich am Telephon. Am nächsten Morgen war ich so durchgedreht, daß ich schielte und leicht wankte, aber meine Freunde in Toronto waren noch immer nicht zufrieden. Zu allem Überfluß ließ ein trotteliger Eisenbahnbeamter meine Bilder liegen, und die Zeitungen in Toronto hatten beinah einen Nervenzusammenbruch. Endlich schickten sie ein Flugzeug in die Nähe von Kirkland Lake, und ich brachte die Bilder mit einem Taxi hin. Es muß sie ein Vermögen gekostet haben, und mich kostete es 90% meiner Nerven.

Wie Du sehen kannst, ist es zuweilen äußerst hektisch in einem Zeitungsbüro, aber das ist natürlich nur die Ausnahme, gewöhnlich haben wir nicht allzuviel zu tun und haben reichlich Zeit, uns auf weitere Unfälle moralisch und physisch vorzubereiten.

Ach ja, ich habe Dir ja versprochen, ich wollte Dir schreiben, wie es mir dieses Jahr in Moosonee gegangen ist. Mittlerweile tun mir aber schon die Finger weh, und ich werde erst mal eine Pause machen und in Ruhe eine Zigarette rauchen und dann sehen, ob ich noch Kraft genug habe, diesen Brief zu vervollkommnen, denn ich habe im Norden noch mehr erlebt als letztes Jahr und habe Dir tatsächlich ziemlich viel zu schreiben. Wie im letzten Jahr, so war meine Reise in diesem Jahr auch total ungeplant, genau wie unsere Fahrten in Deutschland, die auch erst geplant wurden und dann doch völlig anders kamen, als wir vorausgesehen hatten.

Die Fahrt nach Moosonee ist das Reisegeld alleine wert. Der Zug war wieder voll mit interessanten Menschen, Indianer, Buscharbeiter, Touristen, Missionare, Trapper und Arbeiter in buntem Gemisch durcheinander. Diesmal sorgte ein Schwung finnischer Lumberjacks für die Unterhaltung. Sie hatten anscheinend schon vorher lebhaft gezecht und sangen ihre Lieder und waren äußerst vergnügt und schwach auf den Beinen. Leider fiel einer von ihnen aus dem fahrenden Zug heraus. Aber nachdem er ein volles Glas Whisky getrunken hatte, war er beinah wieder so gut wie neu.

In Moosonee besuchte ich alle meine alten Bekannten und bekam meinen indianischen Freund Joseph fest, der mir durch einen jugoslawischen Dolmetscher versprach, mich am nächsten Tag auf Entenjagd mitzunehmen. Wir fuhren mit dem Kanu den Fluß hinunter und schlugen unser Zelt an der Mündung auf. Ich paßte spaßeshalber auf, wie lange es Joseph in Anspruch nahm, um sein Zelt aufzuschlagen, mit Ofen und allem Komfort. Genau 13 Minuten.

Nach einer ziemlich kühlen Nacht, ich hatte mir einen Schlafsack von der katholischen Mission geborgt, hatten wir kochendheißen Tee am Morgen um drei und zogen dann in die dunkle Gegend los. Joseph voran und ich wie ein getreuer Schatten hinterher. Wir trugen hohe Gummistiefel, die man am Gurt festschnallt, und konnten unbesorgt durch Sumpf und Morast waten. Obwohl es recht duster war, schien sich Joseph seines Weges ganz sicher zu sein, und wir erreichten endlich so gegen Tagesanbruch eine kleine Halbinsel an der James Bai, wo Joseph aus Zweigen, die er vorher abgeschnitten hatte, eine kleine Laube baute. Dort hockten wir den ganzen Tag. Jedesmal wenn ein Flug Enten vorbeigeflogen kam, duckten wir uns tief hinter die schützenden Zweige, und Joseph machte den Lockruf der Enten nach. Beinah jedesmal antwortete die Schar, bog ab und kam auf uns zugeflogen. Joseph schoß sehr vorsichtig, dafür aber mit einer Sicherheit, um die ihn Tell mit Recht beneidet hätte. Jeder Schuß eine Ente! Wenn keine Enten kamen, lockte er zu meinem Amüsement allerlei Seevögel bis auf wenige Schritte heran, und wenn er einen Habicht oder einen Falken sah, machte er den Klageruf einer Ente oder das Pfeifen einer Maus so täuschend nach, daß die Vögel immer und immer wieder unsere Laube umkreisten auf der Suche nach einer verwundeten Ente oder einer unvorsichtigen Maus.
Am Nachmittag kam die Flut zurück, und wir mußten uns von unserem Platz verziehen, denn das Wasser stieg erstaunlich schnell.

Den nächsten Tag fuhr ich mit einem Missionsdampfer nach Albany in der James Bai. Die Fahrt war schön, wir hatten herrliches Wetter, und ich war nicht einmal seekrank und konnte die Reise richtig genießen. Albany ist genau wie Attawapiskat, das ich letztes Jahr besuchte, eine katholische Mission und hat eine recht große Indianersiedlung. Ich habe wieder viel Neues gesehen, aber im großen und ganzen war es sehr ähnlich wie letztes Jahr.

Als ich zurückkam, suchte ich wieder Joseph auf, und er versprach mir, mich auf Wildgänsejagd mitzunehmen. Wir kauften eine Unmenge

Munition ein (die ich bezahlen mußte) und 100 Liter Benzin und machten uns früh am nächsten Morgen auf. Wir fuhren wieder den Fluß hinunter und dann hinaus auf die offene See. Man kommt sich ja wohl wie ein einsamer Punkt vor, wenn man in einem 6 Meter langen Kanu mit einem nicht Englisch sprechenden Indianer auf offener See sitzt und kein Land mehr sehen kann. Joseph hatte eine Art Zelt über unser Kanu gebaut, so daß die Wellen und die Gischt gegen das Segeltuch schlugen und wir nach jeder Welle wie durch ein Wunder wieder auftauchten. Es war zweifellos die interessanteste Fahrt, die ich je gemacht habe. Ich saß ganz vorne im Kanu, und Joseph bediente den Motor, und jedesmal, wenn es aussah, als ob die nächste Welle, die sich wie eine böse graue Wand vor uns auftürmte, das Kanu begraben würde, drehte er das Boot etwas seitwärts, und wir wurden sanft emporgehoben und konnten für einen Moment das weite unruhige Meer sehen, um im nächsten Augenblick wieder in einem tiefen Wellental zu verschwinden. Ich hatte überhaupt keine Zeit, um an Seekrankheit zu denken. Jede Welle war ein Erlebnis und die Gischt kalt und erfrischend. Ich war warm in einen riesigen Pelz eingepackt und darüber einen Regenmantel mit einer Kapuze und die Hüftstiefel, so daß das Wasser von mir ablief wie von einer Ente. Wir fuhren so den ganzen Tag, und gegen vier Uhr abends kamen wir wieder in die Nähe von Land. Wir gingen auf einer riesigen Landzunge ans Ufer und schlugen unser Zelt auf einer kleinen Sanddüne auf. Es war schon recht dunkel, aber jenseits der Düne, wo sich das Wattenmeer und die Marschen für Meilen und Meilen hinstreckten, konnten wir die Gänse sehen, wie kleine dunkle Wolken, die sich gegen den roten Abendhimmel abhoben. Und vor allen Dingen konnten wir sie hören, ein ununterbrochenes Gekakel und Geschrei.

Wir schlugen unser Zelt auf, kochten unseren Tee und krochen dann erschöpft in unsere Schlafsäcke, aber im Einschlafen hörten wir noch wie Musik das Rufen der Wildgänse und das Rauschen des Meeres.

Am nächsten Morgen mußten wir wieder früh heraus. (Du wirst Dich vermutlich wundern, wie ich so früh aus dem Bett gekommen bin, aber wenn es tatsächlich sein muß, dann kann ich mich ab und zu dazu aufschwingen, meine Klause früh zu verlassen). Wir brauchten nicht sehr weit zu gehen und bauten eine ähnliche Laube wie bei der Entenjagd. Sobald es etwas heller wurde, fingen die Gänse an zu ziehen in Gruppen von 4 bis 20 Stück. Anfangs konnten wir nur das Rauschen der Flügel hören und das Rufen und Antworten, das jede Schar ununterbrochen ausgibt. Endlich war es hell genug, um sie deutlich sehen zu können, und

Joseph fing an, die Scharen anzurufen und zu locken. Dies Locken ist eine große Kunst, und sehr wenige Weiße lernen es je. Ich habe es wiederholt versucht und war mit meinen Lockkünsten ganz zufrieden, aber die Gänse reagierten überhaupt nicht darauf, und Joseph hatte beinahe einen Lachkrampf. Wir waren den ganzen Tag auf den Marschen und schossen 60 Gänse. Hübsche Vögel, groß und elegant, aber doch leicht zu täuschen. Zuweilen rief Joseph eine Gruppe an, sie wichen von ihrer Bahn ab, kamen auf uns zugeflogen und waren ganz nah, bevor sie ihren furchtbaren Irrtum erkannten. Bevor sie weit genug weg waren, war ihre Zahl gewöhnlich um zwei dezimiert. Dann duckte sich der Indianer wieder und machte den Hilfeschrei einer verwundeten Gans nach, und beinah immer kam dieselbe Schar zurück, um ihrem kranken Genossen zu helfen, nur um nochmals eine oder zwei aus ihrer Gruppe zu verlieren. Mir taten die armen Tiere leid, besonders, wenn sie so treu wiederkamen, aber Joseph dachte nur an Gänsebraten und hatte überhaupt keine Skrupel.
Ich schoß nur ein oder zwei Gänse, meist war ich mit meinen Kameras zu beschäftigt und hatte keine Zeit.

Auf der Rückfahrt drei Tage später war das Meer ruhig, und es war bedeutend weniger aufregend. Dafür erspähte mein Freund irgend etwas und bedeutete mir, ich solle mich im Kanu hinlegen und keinen Lärm machen. Erst nachdem wir recht nah heran waren, konnte ich sehen, was seine Adleraugen schon lange vorher erspäht hatten, einen Seehundskopf, der wie ein kleiner grauer Ball zwischen den Wellen auftauchte. Joseph lockte den Seehund mit einem spaßigen, knarrenden Geräusch heran und schoß ihn mit einem Karabiner auf etwa 30 Meter aus dem schaukelnden Boot genau durch den Kopf. Mr. Seehund hatte nicht einmal mehr Zeit unterzutauchen. Als wir wieder an der Mündung des Flusses und in stillem Wasser waren, sah mein Freund wieder etwas, was mir wie üblich entgangen war. Er kreuzte in größter Eile und mit dem Motor auf voller Kraft hin und her, und endlich sah ich etwas Weißes vor uns aus dem Wasser auftauchen, hörte ein Prusten, ähnlich wie ein Pferd prustet, das plötzlich erschreckt wird, und erkannte, daß es ein Wal war, ein Weißwal oder Beluga der Hudson Bai. Leider war Joseph nicht dazu zu überreden, Jagd auf den Wal zu machen, ich hatte schon den Karabiner, aber Joseph rückte nicht mit der Munition heraus und versuchte mir etwas auf Indianisch zu erklären, was natürlich hoffnungslos war. Später erklärte er mir durch einen Dolmetscher, daß man einen Wal nur schießen kann, wenn man ihn vorher harpuniert hat,

sonst kommt er jedesmal davon. Es war ein spaßiges Gefühl, ein Tier neben sich im Wasser zu sehen, ein ganzes Ende größer als unser Boot.

Mittlerweile sind meine Fingerspitzen beinah erlahmt, und ich will für heute Schluß machen, denn ich habe mich wirklich sehr angestrengt.

Aus Kirkland Lake am 12. Oktober 1954 an Wolf Lackschewitz:

Hier sitze ich wie auf einem anderen Planeten, der übrigens jetzt schon wieder anfängt kalt zu werden, und ein Brief von Dir ist ein großer Lichtblick, ein Komet sozusagen, aber auch leider beinah so selten wie der Halleische Komet.

Ich arbeite nach wie vor für die *Northern Daily News* und bin mit meiner Arbeit ganz zufrieden. Womit ich nicht zufrieden bin, ist meine ganze Umgebung und mein Ego. Ich habe schrecklich angefangen zu stagnieren. Diesen Sommer habe ich recht fleißig gearbeitet und auch wenigstens einige Fortschritte gemacht. Ich habe mehrere Artikel verkauft, zwei an das *Canadian Geograpgic Magazine,* ungefähr die beste kanadische Zeitschrift. Es ist rasend schwer, sich hineinzuwurschteln, die Konkurrenz ist so enorm groß, und der Jammer ist, daß sie alle Engländer sind, die den Vorteil mit der Sprache haben. Dafür bin ich einer der wenigen Photographen in Kanada, die sowohl ihre eigenen Bilder machen als auch die Geschichten schreiben. So nach und nach arbeite ich mich in ein immer größeres Feld hinein und hoffe, eines Tages genug Geld damit zu machen, daß ich unabhängig reisen und von dem Verkauf meiner Aufsätze leben kann. Der Anfang ist am schwierigsten, und ich bin eben noch emsig am klettern. Aber wenn ich erst einmal Verbindungen mit einem Dutzend oder mehr Zeitschriften habe und sie meine *stories* gedruckt haben, dann wird das Schlimmste vorüber sein.

Mein Sommer war eintönig und voller Arbeit. Ich bin kaum aus Kirkland Lake weggekommen, abgesehen von einigen kleinen Spritztouren mit dem Auto in die Nachbarschaft, um Material für *stories* zu sammeln.

Vor zwei Wochen kam ich aus Moosonee zurück, wo ich wieder meine Ferien verbracht habe. Wie die beiden vorigen Male, so habe ich es auch diesmal wieder ungeheuer genossen. Dies war meine größte Unternehmung. Ich konnte es mir dieses Jahr leisten, einen Teil der Reise

per Flugzeug zu machen, und so habe ich tatsächlich recht viel vom Norden gesehen.

Da ich annehme und hoffe, daß es Dich interessieren wird, will ich Dir alles in einigermaßen chronologischer Reihenfolge erzählen:

Ich fuhr von Kirkland Lake mit der Bahn nach Moosonee, eine für mich mittlerweile ganz familiäre Reise. Im Zuge war das übliche interessante Gemisch von Touristen, Jägern, Waldarbeitern, Missionaren und Indianern. Ich kann mich immer über die Amerikaner amüsieren, die sich so anziehen, wie sie annehmen, daß Kanadier sich im Busch anziehen. Aber irgendwie bringen sie es fertig, nur wie komisch angezogene Amerikaner auszusehen.

Am Tage nach meiner Ankunft in Moosonee ging es weiter per Flugzeug. Außer mir und dem Piloten waren noch drei Mann im Flugzeug und ein Stapel Zeugs, so daß es aussah, als ob wir nie alles hineinkriegen würden. Mit Müh und Not und vielem Schubsen war endlich alles drin, und die Türen wurden zugeschlagen, und los ging es. Ich hatte das wehmütige Gefühl, als ob wir uns nie von Mutter Erde trennen würden. Das kleine Flugzeug hatte beinah das Doppelte seiner vorgesehenen Traglast an Bord, und das Gesetz der Schwere machte sich sehr bemerkbar. Endlich, nach einigen verzweifelten Hopsern, löste sich das arme Ding vom Wasser und stieg langsam und trübselig ins Blaue empor. Hier muß ich hinzufügen, daß diese Art von Transport im Norden ganz üblich ist und nicht einmal sehr riskant, weil sie phantastische Piloten haben. Der Flug war unbeschreiblich schön. Bei meinen vorherigen Fahrten hatte ich nur die Westküste der James Bai gesehen, die im Vergleich zur Ostküste, über die wir jetzt dahinflogen, trübselig und langweilig ist. Die Ostküste ist rauh und herbe, von tausend kleinen Buchten und Fjords zersägt. Myriaden kleiner Inseln liegen wie buntfarbige Punkte an der Küste, alles ist zerklüftet und wird nie eintönig. Von oben gesehen bildet die Landschaft ein unbeschreiblich hübsches Mosaik. Die Fichten sind schwarzgrün, die Flechten, die das ganze Landschaftsbild dominieren, silbergrau, das Moos saftig grün und der Felsen braungrau. Dazwischen das leuchtende Blau des Wassers, das von oben gesehen noch viel blauer ist, als wie man es gewöhnlich sieht.

Wir flogen über drei Stunden. Gegen Abend kamen wir in Fort George, dem nördlichsten Posten in der James Bai, an. Hier wurde ich sehr herzlich von den katholischen Missionaren aufgenommen und

verbrachte einen sehr angenehmen Abend mit ihnen und schlief dann in ihrem Krankenhaus, dem komfortabelsten Gebäude in Fort George. Man kommt sich irgendwie spaßig vor, wenn man soweit nach Norden vordringt, wo man normalerweise annimmt, daß alles krasse Wildnis sein wird. Und dann übernachtet man in einem Krankenhaus mit fließendem heißen und kalten Wasser und allem Komfort.

Am nächsten Tag, während ich mich unter den Indianern herumtrieb und Bilder aufnahm, sah ich einen Kunden, der gerade eine Harpune schärfte. Er sprach etwas Englisch und erzählte mir, daß er und fünf andere Indianer auf Seehundjagd gingen. Ich überredete ihn, mich mitzunehmen, und sauste dann zur Mission zurück, wo ich vom Priester mit einem Schlafsack und Essen ausgerüstet wurde, und dann ging es auch gleich los.

Zu sieben Mann in einem kleinen Kanu, mit Zelt und Segel und Ofen und Schlafsäcken und Vorräten für eine Woche, ist eine recht gedrängte Angelegenheit. Wir hatten keinen Motor und mußten paddeln. Die Fahrt war herrlich. Wir kamen ziemlich schnell vorwärts, und nach ungefähr einer Stunde waren wir an der Mündung des Flusses. Dort landeten wir auf einer kleinen Felseninsel und kochten einen Pott Tee, und dann ging es weiter, hinaus auf die See. Diesmal hatten wir ein Segel aufgespannt, eine reichlich primitive Affäre, bestehend aus ein paar Stangen und einer alten Decke, aber trotzdem ganz effektiv. Ich weiß nicht, wie sie es fertigbringen, so eine wackelige Angelegenheit wie ein Kanu zu segeln, ganz besonders auf dem Meer, aber sie machten es ohne größere Schwierigkeiten. Wir sahen eine ganze Menge Seehunde, kamen aber nie bis auf Schußweite heran. Die Jagdmethode ist folgendermaßen: Wenn der Seehund gesehen wird, hören alle auf zu paddeln, oder richtiger gesagt, sie paddeln weiter, aber ohne die Paddel aus dem Wasser zu nehmen, ganz langsam und vorsichtig. Von Zeit zu Zeit halten sie an und machen verschiedene schabende Geräusche. Seehunde sind äußerst neugierig und lassen sich zuweilen auf diese Weise anlocken. Wenn man auf Schußweite herangekommen ist, schießt man den armen Hund. Selbst wenn er nicht tödlich getroffen worden ist, nimmt es ihm ungefähr eine Minute Zeit, um sich aufzuraffen. In dieser Zeit sind die Jäger nah genug heran, um eine Harpune in ihn zu rammen. Dann ist für den Seehund der Spaß zu Ende. Die Indianer der Ostküste essen Seehunde, genau wie die Eskimos. An der Westküste werden sie nur als Hundefutter verwendet.

Wie gesagt, trotzt stundenlangem Hin- und Hersegeln hatten wir kein Glück. Jedes Mal wenn wir ungefähr nahe genug herankamen, überlegte sich der Seehund die Sache anders und suchte Sicherheit in der Ferne. Gegen Abend war ich mehr oder minder eine Leiche. Wenn man nicht an das Paddeln gewöhnt ist, strengt es einen sehr an, und die Indianer paddeln mit einer rhythmischen Gleichmäßigkeit Stunde um Stunde, die mich total erschöpfte. Endlich gingen wir in einer kleinen geschützten Bucht an Land und schlugen unser Zelt auf. Am nächsten Tag in aller Herrgottsfrühe krochen wir wieder hinaus und versuchten unser Glück mit Wildgänsen. Auch hier hatten wir nicht allzu viel Glück, aber ich war nicht sehr betrübt, denn ich hatte ja schon auf meinen ersten beiden Reisen eine ganze Menge von ihrer Wildgänsejagd gesehen und, wenn ich mich nicht irre, Dir auch ausführlich darüber geschrieben.

Die Landschaft faszinierte mich. Du hast vermutlich in Lappland ähnliches gesehen, aber für mich war sie neu. Verkrüppelte Kiefern und Fichten, von Kopf bis Fuß mit langen grauen Flechtenbärten behangen. Da der Boden felsig ist, sammelt sich in jeder kleinen Mulde Wasser an, und die Vegetation geht von diesen Wasserlachen in konzentrischen Kreisen aus. Dem Wasser am nächsten sind die grünen Moose und Wasserpflanzen. Weiter vom Wasser weg machen die Moose verschiedenen Flechten Platz, die wie ein grüner, weicher Teppich die Felsen verdecken. Schließlich wird es auch für die Flechten zu karg, und der harte kahle Felsen tritt hervor. Das ganze ist rauh und herbe, hat aber eine beeindruckende Schönheit. Und überall wachsen Beeren in erstaunlicher Fülle. Kranzbeeren, Schwarzbeeren und ein halbes Dutzend andere Beerenarten, deren Namen ich nicht kenne. Man braucht sich nur der Länge nach auszustrecken und zu futtern. Ab und zu sieht man ein Schneehuhn oder einen Schneehasen, der jetzt im Sommer allerdings braun aussieht.

Obwohl wir, wie gesagt, keinen großen Erfolg mit unserer Jagd hatten, genoß ich die stille Wildheit des unendlichen Landes doch ungemein und war keineswegs traurig, daß ich diese Fahrt unternommen hatte. Am nächsten Abend fuhren wir wieder nach Fort George zurück. Diese Heimfahrt war wie ein Märchen. Das Wasser war still, nur ein schwacher Mond gab etwas Licht, und wir fuhren beinah lautlos durch die Stille der Nacht. Wie die Indianer ihren Weg im Dustern fanden, weiß ich nicht, aber mit seherischer Sicherheit segelten sie dahin und fanden ihren Weg zwischen den verschiedenen Inseln hindurch, ohne je auf Land zu laufen. Wir kamen in den frühen Stunden des Morgens in Fort George an.

Den Nachmittag verbrachte ich damit, Bilder von den Indianern aufzunehmen, und gegen Abend trat ich meine Rückreise an, diesmal per Schiff. Wir hatten eine sehr schöne Fahrt, und ich war nicht einmal seekrank. Wir landeten in Factory River und in Eastmain, zwei kleinen Handelsposten der Hudons Bai Co.

Den Rest meiner Zeit verbrachte ich in Moosonee und sammelte Material für ein paar Geschichten, die ich hoffe zu schreiben, wenn ich Zeit dazu finde. Wie ich Dir schon vorher schrieb, arbeite ich jetzt auch für eine andere Zeitung, die größte in Kanada, in Toronto, als ihr Korrespondent im Norden, und ich habe wirklich recht viel zu tun. In letzter Zeit habe ich nicht einmal Zeit gehabt zu feiern, ich habe faktisch seit einem Monat kaum einen Schnaps gehabt, was für mich ziemlich außergewöhnlich ist.

Jetzt habe ich wirklich wieder eine recht ausführliche Epistel verfaßt ohne eigentlich viel gesagt zu haben. Ich hoffe, es wird Dich nicht allzu sehr langweilen. Ich werde diesmal versuchen, alles gleich abzuschicken.

Aus Kirkland Lake am 17. März 1955 an Wolf Lackschewitz:

Hier ist nicht allzu viel los, und ich habe Dir wie gewöhnlich nicht allzu viel zu berichten. Ich höre, wie ich glaube Dir schon geschrieben zu haben, am 1. Mai auf zu arbeiten und nehme dann erst mal einen ganzen Sommer Urlaub. Ich meine, ich habe Dir des längeren über diese geplante Reise geschrieben. Ich zähle tatsächlich schon die Tage. Gott sei Dank sind es nicht einmal mehr sechs Wochen, und die werde ich auch noch überleben.
Eben schreibe ich sehr viel und habe überhaupt recht viel zu tun, so daß die Zeit recht schnell vergeht. Leider schreibe ich momentan nur für unser altes Käseblatt, was sich natürlich überhaupt nicht rentiert, aber wir haben zur Zeit zwei Reporter zu wenig, und da muß ich halt wohl oder übel einspringen und schreiben, bis mir die Fingerspitzen abfallen. Ich komme beinahe zu nichts anderem, und in Kirkland Lake ist ja sowieso nichts anderes da. Ich lebe ein selten sittliches Leben. Nicht weil es mir Spaß macht, sondern weil ich zur Zeit auf meinen Pfennigen sitze, denn der kommende Sommer wird vermutlich meine Ersparnisse total vernichten, und je länger ich bleiben kann um so besser.

Wie ich Dir, glaube ich, schon schrieb, war ich auf einem Elchzensus *(Elchzählung; K.L.)* per Flugzeug, was sehr interessant war. Voriges Wochenende unternahm ich meine erste Expedition per Hundeschlitten. Diese Expediton war ausgesprochen der Höhepunkt eines sonst recht langweiligen Winters.

Der Mann, der dies Hundegespann besitzt, wohnt ungefähr 200 km südlich von Kirkland Lake und ist staatlicher Revierförster in einem Schongebiet. Ich hatte mich schon vor einiger Zeit bei ihm angemeldet und endlich klappte alles am vorigen Sonntag. Ich fuhr mit dem Bus hin, kam dort am Sonnabendnachmittag an und wurde sehr herzlich empfangen. Der Förster sagte, er müsse gleich wegfahren und würde erst am kommenden Morgen zurück sein, in der Zwischenzeit: hier sind die Schlüssel zum Haus, hier ist der Eisschrank, das Badezimmer und der Ofen, mach es dir bequem, *good-bye*. Und damit verschwand er und ließ mich als unumstrittenen Herrn eines großen und sehr komfortablen Hauses zurück. Dies kam mir natürlich ein wenig überraschend, schließlich hatte der Mann mich nie zuvor gesehen, aber hier im Norden sind die Menschen im allgemeinen herrlich unkompliziert, so daß ich mich nicht allzu lange wunderte. Ich richtete mich also sehr komfortabel ein, machte mir ein gutes Abendbrot und ließ mich dann häuslich im Wohnzimmer nieder und las.

Am nächsten Morgen war mein Freund wieder da, und wir fuhren den Schlitten mit dem Auto ungefähr drei Kilometer zu einem See. Dann kamen wir zurück und holten die Hunde, fünf Sibirian Huskies, riesig groß, enorm stark und glücklicherweise gutmütig. Sobald die Hunde sahen, daß wir den Schlitten in den Wagen luden, waren sie ganz außer sich vor Freude. Für sie gibt es nichts Schöneres, als sich vor einem Schlitten abzuschuften. Nachher, als wir ihnen die Gespanne umlegten, waren sie absolut aus dem Häuschen und wußten sich kaum zu lassen, und machten sich alle drei Sekunden naß vor Aufregung.

Es war ein wüstes Theater, diese fünf riesigen Bestien einzuspannen. Der Schlitten war an einen Baum festgebunden, und sie konnten ihn also nicht wegzerren, aber trotzdem vertakelten sie sich in den Leinen, und es war mit einem Wort ein irres Drunter und Drüber. Glücklicherweise sind die Köter ganz verträglich unter sich. Ich hatte keine Lust, mich mit fünf großen Bestien herumzuhauen. Endlich hatten wir sie alle richtig eingespannt, Len (der Förster) stellte sich auf die Kufen, ich setzte mich auf den Schlitten, er löste die Leine, die den Schlitten am Baum festhielt,

und mit „mush“ ging es los, daß Kies und Funken stoben, oder richtiger, Schnee und Eis. Die Hunde sind vor dem Schlitten in „tandem-fashion“ angespannt, das heißt, einer hinter dem anderen. Und sie zogen los wie die wilde Jagd, keuchend und heulend.

Ich hielt mich krampfhaft am Schlitten fest und versuchte meine Photoapparate vor dem fliegenden Schnee zu schützen, was mir aber nur teilweise gelang. Es geht recht schnell, und man kommt sich komisch vor, die fünf aufgeregten Hunde vor dem Schlitten und der fliegende Schnee und das wilde Schaukeln des Schlittens.

Nach ungefähr zwei Kilometern hatten sich unsere wilden Zugtiere ausgelaufen und fingen an, ein bißchen vernünftiger zu werden. Wir hatten keine Last auf dem Schlitten, nur wir beide und ein kleiner Rucksack mit Proviant und unsere beiden Schlafsäcke.

Es war ein herrlicher Tag. Klarer Sonnenschein, recht kalt, aber nicht zu kalt und eine harte Kruste auf dem Schnee, so daß die Hunde es nicht schwer hatten. Wir fuhren ungefähr vier Stunden mit kurzen Pausen, damit unser Gespann ein wenig Luft schöpfen konnte. Dann kochten wir Tee im Schnee und rauchten eine Zigarette und machten es uns so gemütlich wie möglich. Mir fingen langsam an die Gräten zu schmerzen, ich sitze ja beinahe den ganzen Tag und bin derlei Expeditionen nicht gewohnt, ich bin richtig verweichlicht.

Wir sahen eine Menge Hirsche, einmal einen Elch in der Ferne, und einen Wolf oder großen Hund. Wir hatten kein Fernglas und konnten in der grellen Sonne nicht so recht erkennen, was es war. Gegen Abend machten wir ein Lager. Ich hatte noch nie zuvor bei 20 Grad Kälte draußen geschlafen, und ich hatte ein bißchen Angst, daß ich während der Nacht so still und leise erfrieren würde. Aber Len wußte genau, wie man sich draußen gemütlich einrichtet, und es war überhaupt nicht kalt, im Gegenteil, im Schlafsack war es mollig wie zu Hause im Bett.

Erst schaufelten wir eine recht große Mulde in den Schnee und verbarrikadierten eine Seite mit Tannenzweigen, bis wir eine richtige kuschlige Laube hatten. Dann machte er ein Feuer am Eingang unserer Laube, und der Wind trug die Wärme vom Feuer zu uns hinein. Nur das Aufstehen war unangenehm, aber ich bin sowieso kein großer Freund vom Aufstehen, aber schließlich überlebte ich auch das.

Am nächsten Morgen traten wir den Rückweg an. Es schneite leider in einem fort, und es war ganz erheblich kälter, und ich mußte beinahe die ganze Zeit hinterherlaufen, um warm zu bleiben. Die Schlittenhunde hatten jetzt eine Art Trott entwickelt, ziemlich schnell und schrecklich gleichmäßig. Es war ausgesprochen anstrengend, mit ihnen mitzuhalten.

Das war meine Schlittenhundeexpedition und vermutlich mein letzter Ausflug, bevor ich Kirkland Lake verlasse.

Außer dieser einzigen Exkursion habe ich nicht Erwähnenswertes unternommen und habe nur so langsam vor mich hin vegetiert, was nicht sehr erbaulich ist. Ich lese eine ganze Menge und bin überhaupt sehr häuslich, aber, wie gesagt, das wird sich in sechs Wochen ändern.

Aus Paris am 10. März 1958 an Wolf Lackschewitz in Finnland:

Ich beneide Dich oft. Finnland ist für mich eine Serie von herrlichen Erinnerungen. Ich sehe mir die Bilder von Lappland an und lebe wieder in dem magischen Norden. Es ist bald ein Jahr her, seitdem ich nach Europa kam, aber nichts habe ich so genossen wie Lappland und die Zeit am Kasjoensuu. Diese Zeit habe ich Dir zu verdanken, und ich kann Dir kaum sagen, wie dankbar ich Dir für diesen Monat bin.

Die Monate in London waren schön, faul und lottrig. Ich fing an, in ein richtiges Faulenzerdasein zu wachsen. Jetzt habe ich mich aufgerafft und arbeite in Paris seit anderthalb Wochen. Es ist höchste Zeit, daß ich wieder Geld verdiene. Ich glaube, daß ich, wenn ich mich richtig anstrenge, einigermaßen gut verdienen kann.

Ich habe schon meine ersten *stories* geschrieben über kanadische Maler in Paris. Dann schrieb ich eine lange *story* mit vielen Bildern über das Araberviertel von Paris, wo in den letzten 4 Monaten 400 Menschen ermordet, 900 verletzt worden sind und wo 21 Attentate auf die Polizei verübt wurden.

Nach ewigem Warten in diesem super bürokratischen Land bekam ich endlich die offizielle Erlaubnis, Bilder im Araberviertel aufzunehmen. Ich verbrachte einen Tag und eine Nacht in dem Viertel und nahm 60 Bilder auf, wie die Polizei Araber verhaftet und verhört. Nachts marschierte ich mit der Polizei auf Patrouille durch das Viertel. Es war

spannend und interessant. Ich hoffe, daß ich die *story* einigermaßen gut verkaufen kann.

Sobald ich finanziell wieder ausreichend über Wasser bin, will ich nach Algerien, wo eben der Teufel los ist und wo ich Dutzende von *stories* schreiben kann. Ich weiß nicht, wie lange das alles dauern wird, wahrscheinlich einige Monate und, so leid es mir tut, Petersburg wird ein Zeitchen warten müssen.
Ich hoffe sehr, daß die nächsten Monate finanziell erfolgreich sein werden. Dann kann ich mich wieder bewegen, wie ich Lust habe.

Paris ist herrlich, wenn ich auch noch nicht allzuviel von den Touristensehenswürdigkeiten gesehen habe. Paris ist schön, aber für mich hat eine große Stadt nie die Faszination, die das Land, die Seen und die Wälder des Nordens für mich haben.

Der alte Ohlendorff würde Anfälle kriegen, wenn er mein Französisch hören würde; recht fließend, aber von Grammatik keine Spur. Na ja, das wird noch kommen. Hauptsache ist erst einmal, daß ich mich verständlich machen kann.

Bitte grüße Deinen Vater sehr herzlich von mir und sage ihm, es tut mir sehr leid, ihn noch nicht gesehen zu haben, und daß ich hoffe, dies während des Sommers nachzuholen.

F. Bruemmer, chez Madame France, 17 rue Augereau, Paris 7eme, France, am 3. Mai 1958 an Wolf Lackschewitz in Turku/Åbo, Finnland:

Wie immer habe ich Dir gegenüber ein aasiges Gewissen, aber wenn der Beruf einen an die Schreibmaschine bindet, dann geht die Freundschaftskorrespondenz ganz verschütt. Von Zeit zu Zeit sehe ich mir meine Lapplandbilder an und denk an die herrliche Zeit, die ich dort verbracht habe - wenn ich die Wahl zwischen Norden und Süden habe, ziehe ich doch den Norden sofort vor. Da ich mich aber zur Zeit recht

emsig gegen Bankrott wehre, kann ich mir größere Sprünge nicht erlauben.

Ich bin jetzt zwei Monate in Paris, zum ersten Mal nur *free lance (frei schaffend; K.L.)*, und ich muß zugeben, daß ich nach dem ersten Monat ziemlich an mir selbst und an meinem Können verzweifelte und beinah den ganzen Kram aufgegeben hätte. Ich verbrachte lange, trübselige Stunden an der Bar, was auch nicht half. Ich hatte ungefähr 40 *stories* losgeschickt, und mit stereotyper Gleichmäßigkeit kamen sie wieder zurück. Der zweite Monat ist doch schon bißchen besser geworden. Ich habe 6 *stories* in Kanada, zwei in England und eine in Irland verkauft und habe Aufträge für mehrere andere. Ich werde noch eine Woche in Paris bleiben und fahre dann für ein paar Wochen nach Belgien und Holland.

In Holland will ich mindestens eine Woche auf einer Bohrinsel verbringen und mich von dem in jeder Hinsicht recht anstrengenden Pariser Leben erholen. Zur Zeit erarbeite ich - wenn man so etwas arbeiten nennen kann – Bilder von einer bildhübschen jungen kanadischen Künstlerin. Das Thema ist "Das Leben einer kanadischen Künstlerin in Paris". Das ganze nur in Bildern, mit sehr wenig Text. Es macht mir sehr viel Spaß, das Mädchen hat ein Auto, und wir fahren recht viel herum, und ich verschwende einen Haufen Filme.

Die anderen *stories* waren hier über alles, was man sich vorstellen kann: politische Berichte, Razzias im Araberviertel, Heilkünstler, Hundefriedhof, Kanadier in allen Lebenslagen, verschrobene Priester, Künstler und Akademiker, über einen polnischen Schriftsteller - größtenteils sehr interessant und vielseitig. Jetzt ist mir allerdings Paris trotz aller seiner Reize ein bißchen über. Ich weiß nicht warum, aber auf die Dauer mag ich eine Großstadt nicht, einerlei wie schön sie ist. Deshalb freue ich mich schon jetzt auf Holland, wo mein Fahrrad auf mich wartet und wo ich versuchen will, mich auf ländlichere Themen zu verlegen, wenn ich genug Anreize finde.

Algerien habe ich noch verschoben, ich hatte nicht gedacht, daß Paris erstens derartig teuer sein würde und zweitens, daß ich anfangs derartig erfolglos sein würde. So werde ich mich noch ein Zeitchen hier festbeißen. Je länger ich so ein nutzloses Leben führe, desto mehr graut es mir vor einer guten ständigen Arbeit. Ich will versuchen, Paris sozusagen zu meinem Hauptquartier zu machen und dann von hier aus zu reisen, erst nicht sehr weit, um neue *stories* zu sammeln, dann, wenn ich bißchen

verdiene, etwas weiter. Zukunftsträume, aber vielleicht lassen sie sich doch verwirklichen.

Wie ich Dich beneide! Lappland ist doch wohl ein herrliches Land. Paris kann mir dafür, trotz allen seinen Lockungen und Reizen, gestohlen bleiben.

Ich arbeite zur Zeit an zwei Magazinstories - eine über Lappland: "Die Goldwäscher am Lemmenjoki" für amerikanische Magazine. Wenn das hinhaut, will ich für einige Zeit eine Fußtour durch die Pyrenäen machen. Ich weiß nicht warum, aber die Pyrenäen haben mich schon immer fasziniert, und ich glaube, sie sind nicht allzusehr von Touristen überlaufen.

Es ist unglaublich, wie die Zeit vergeht. Es ist schon beinah ein Jahr her, daß ich in der Weltgeschichte herumzittere - ein herrliches Jahr, ich habe derartig viel gesehen und erlebt, es fängt alles ein bißchen an zu verschwimmen. An und für sich hatte ich ja vor, nach einem Jahr wieder nach Kanada zurückzufahren, aber jetzt werde ich doch alles machen, um dies herauszuzögern. Wenn alles gut geht und ich unerhörtes Glück habe, werde ich vielleicht genug verdienen, um wieder in den Norden zu kommen. Ich hoffe es sehr, sehr!!

Aus Pico, Azoren, am 20. September 1958 an Wolf Lackschewitz:

Wie war Dein Sommer? Ich habe oft an Dich und Lappland und Ākāsjoensu gedacht. Du weißt gar nicht, wie ich diese Zeit genossen habe. Lappland hat eine Magie, wenigstens für mich, und ich weiß, auch für Dich, und so sehr ich meine Reisen diesen Sommer genossen habe, so verblassen sie doch neben meinen Lapplanderinnerungen.

Meine Pariser Zeit war interessant und nach einem miserablen Start erfreulicherweise recht lukrativ.

Vorher war ich einige Monate in London gewesen, eine schöne, interessante und heidnisch teure Stadt. Meine Finanzen schrumpften in Windeseile. Da ich aber plötzlich überhaupt keine Lust hatte, an meinen alten Schreibtisch in Kanada zurückzukehren, entschloß ich mich, mein Glück mit *free lance* Arbeit zu versuchen. Erst hatte ich große Pläne, in

den Mittleren Osten zu fahren, aber aus dem allen wurde nichts, weil kein Kapital da war. So klemmte ich mich dann hinter meine Schreibmaschine und druckste so nach und nach eine ganze Menge *stories* heraus. Nach einem Monat kamen sie alle bis auf eine (22 im ganzen) zurück mit kurzen Briefen, die „*no*“ sagten.

Erst war ich so deprimiert, daß ich mich erst einmal im Eckbistro drei Tage und Nächte vollaufen ließ. Dann, durch den Nebel eines ‚Phenominalkaters', reifte der Entschluß, es weiter zu versuchen. Den zweiten Monat wurden vier *stories* angenommen, den dritten Monat 12, und seitdem ich weg bin, höre ich von Heddy, daß sich noch 10 Abnehmer gefunden haben.

Vor paar Tagen erhielt ich die erfreuliche Nachricht via Heddy, daß eine Lapplandgeschichte von einem der besten kanadischen Magazine gekauft worden ist – die *story* über die Goldwäscher am Lemmenjoki. Es ist genau ein Jahr her, seit ich mich von Inari auf den Weg machte. Heute abend vor einem Jahr schlief ich bei einer reizenden Lappenfamilie am Solojārvi!

Die Regierungskrise in Frankreich war spannend, Riesenkeilereien zwischen Polizisten und Faschisten; Polente gegen Kommunisten, oder Faschisten gegen Kommunisten. Einmal bekam auch ich Keile und schlich tagelang mit einer verbeulten Schulter herum. Salomo von Dinakant hat schon immer gesagt: „Misch dich nicht!“

Nu ja, die Raserei in Paris wurde mir zu dumm, so zog ich mich zu Heddy zurück, wo ich schrecklich verwöhnt wurde. Von Amsterdam schrieb ich noch ein paar *stories*, fuhr dann mit Heddy und Carl zur Weltausstellung nach Brüssel und machte mich endlich nach einem Monat Faulsein auf in den Süden.

Erst nach Paris zum 14. Juli mit seiner Riesenparade, dann weiter per Bahn nach Lyon. Von dort eine herrliche (und kostenlose!) Fahrt auf einem Frachtboot die Rhone hinunter. In der Provence machte ich Arles zu meinem Hauptquartier und fuhr jeden Tag per Rad (ich schleife das dumme Ding schon wieder mit mir herum!) in die Camargue, das eigentümlich wilde Salzsumpfgebiet an der Mündung der Rhone. Hier brüten Flamingos, Löffelreiher, Purpurreiher und weiß Gott was noch alles. Hier wird so viel Reis angebaut, daß ganz Frankreich genug hat.

Und hier in den Sümpfen leben große Herden kleiner, angriffslustiger Bullen und Kühe und wilde Pferde.

Es ist ein interessantes Gebiet und die Provence (Tarascon, Nimes, Avignon, Pont du Gard, Les Beaux) überhaupt herrlich. Du kennst sie ja von Deiner Spanienfahrt her und weißt, wie herrlich die Landschaft ist.

Nach drei Wochen in Arles radelte ich weiter, erst nach Carcassonne – beeindruckend und interessant, ein richtiges Museumsstück – und dann zu den Pyrenäen. Teufel, war das eine Schinderei. Ich habe zwei Tage lang von morgens bis spät in die Nacht geschoben und alle meine Gräten ächzten. Aber es war schon der Mühe wert. Das Wetter war herrlich, die Berge scheinbar zum Greifen nah und die Landschaft wunderbar schön.

Am Ende des zweiten Tages kam ich zum Paß, 2.500 m hoch, und dann ging es hinunter mit rauchenden Bremsen, und ich mußte an unsere Fahrten die Hornisgrinde (*1.164 m, höchster Berg im Nordschwarzwald; K.L.*) und den Feldberg (*1.493 m, höchster Berg des Schwarzwalds; K.L.*) hinunter denken, d. h. wenn ich Zeit zum Denken hatte, denn den größten Teil ging alles so schnell, daß nur zum Aufpassen Zeit da war.

Andorra - landschaftlich einfach herrlich, ein tiefes Tal mit kleinen mittelalterlichen Dörfern, beinahe ganz aus schwarzem Schiefer gebaut mit wunderbar erhaltenen kleinen romanischen Kirchen, ganz aus Feldsteinen. Die Stadt Andorra ist nichts, ein Touristenladen neben dem anderen, eine 100 %ige Touristenstadt.

Von Andorra weiter, immernoch bergab, über 50 km! Nach Seo de Urgel – bis auf die schöne festungsartige Kathedrale ist die Stadt nichts wie ein schmutziger, verlorener Schatten seiner Blütezeit im 14. Jahrhundert.

Dann per Bahn nach Barcelona und Madrid. Einen herrlichen Tag im Prado – sind die Goyas nicht phänomenal?! – und dann nach Portugal. In der Zwischenzeit war das Fahrrad - *damn the stupid thing* – zwischen Barcelona und Lissabon verschütt gegangen. Und bis es durch den verschnörkelten Instanzenweg gefunden wurde, vergingen zwei Wochen, die ich teilweise per Bus durch Portugal reisend (von Lissabon nach Porto und retour), teils in einem reizenden kleinen Fischerdorf verbrachte.

Dann war kein Schiff zu den Azoren (2.000 km von Lissabon) aufzutreiben. So leistete ich mir dann betrübt die Hälfte meines Kapitals – *good-by* – und flog vier Stunden mit einem Frankfurt–Bogota Flugzeug, das in Santa Maria, der östlichsten Azoreninsel, zwischenlandete.

Dort zwei Tage warten. Dann einen Tag und eine Nacht (todübel!) nach São Miguel, noch mal einen Tag warten und dann noch zwei Tage und zwei Nächte per Boot nach Pico, der zweite Tourist in diesem Jahr.

Nun wirst Du Dich vielleicht erstaunt fragen: „Abgesehen davon, daß der Mensch sowieso nicht normal ist, warum muß er partout nach Pico?" Die Antwort ist: „Pottwale". Dies ist der letzte Platz auf Erden wo Wale noch von kleinen Ruderbooten mit der Hand harpuniert werden.

So wohne ich jetzt seit zwei Wochen auf Pico – 2345 m hoch! (Ein erloschener Vulkan) semi-tropisch und schön wie ein Paradies und beinahe so billig wie das ursprüngliche Paradies.

Das Wetter ist leider sehr schlecht, regnerisch und diesig. Wir sind nur zweimal auf Walfang gewesen. Einmal (das zweite Mal!) fuhren wir den ganzen Tag hinter den Walen her und fingen nichts. Aber am ersten Tag wurden 21 Wale harpuniert. Es ist rasend spannend. Sie rudern bis auf einen Meter an den Wal heran (Wal 20 Meter, 20.000 Kilo - Boot 10 Meter, 1.000 Kilo), dann steht der Harpunier auf und jagt die Harpune in den Wal. *And then the fun starts!* Der Wal taucht, seine riesige Schwanzflosse schwebt einen Moment wie ein lebender Kirchturm über dem Boot, das Boot wendet, und im nächsten Augenblick kommt die Flosse mit einem mächtigen Krach aufs Wasser, und das Boot ist halb vollgeschwemmt. Dann surrt die Harpuneleine über Bord, wird um einen Pfosten im Boot gewunden, und der Wal zerrt das Boot, bis er erschöpft ist. Dann zieht sich die Mannschaft am Seil an ihn heran, und er wird mit Lanzen getötet. Wie gesagt, rasend spannend. Aber sehr schwer zu photographieren, denn Wasser schlägt die ganze Zeit über, und man ist triefend naß. Nu ja, vielleicht werde ich doch ein paar gute Bilder bekommen.

So, jetzt habe ich mich endlich wieder angestrengt und hoffe, daß dieser Brief Dich erreicht, wo immer Du sein magst.

An Bord Nordlys am 18. Mai 1960 an Wolf Lackschewitz in Stockholm:



Die Fahrt nach Åbo war schön und schlaflos. Wir fuhren beinah die ganze Zeit durch Eis, und an schlafen war nicht zu denken.

An Bord war ein unerhört interessanter Amerikaner, Bio-Chemiker, der in Kopenhagen an der Universität lehrt. Sein Spezialgebiet ist die Grenze zwischen chemischer Materie und Leben, d.h. die chemischen Vorgänge im Augenblick der Befruchtung. Wir schwatzten die ganze Nacht, und er erzählte sehr interessant.

In Åbo nahm ich den Bus an Stelle des Zuges und war eine halbe Stunde früher in Helsingfors (wie gewöhnlich verstand ich nichts richtig und glaubte zu verstehen, ich müßte den Bus nehmen, da der Zug schon weg sei). So war ich vor Odert auf der Station, erkannte ihn, als er kam, ging hinter ihm her und fragte dann: „Warten Sie auf jemanden, Herr Lackschewitz?“ Es war eine nette Überraschung und ein herrliches Wiedersehen.
In Riihimäki war es furchtbar nett. Anna-Liisa ist reizend. Oda-Liv wollte anfangs nichts von mir wissen, heulte dann bittere Tränen, als ich wegfuhr.

Wir besuchten die Glasfabrik und sahen Riihimäki. Aber den größten Teil der Zeit schwatzten wir. Es war wirklich wie in alten Zeiten. Odert hat sich ja zu einem erstklassigen Photographen entwickelt.

Die Fahrt nach Kautokeino war lang – 15 Stunden nach Rovaniemi, dann 8 Stunden nach Kargasniemi. Dort nahm ich mit zwei Finnen ein Taxi und kam um 3 Uhr morgens in Karasjoki an. Um 6 Uhr fuhr ich mit einem Schneemobil weiter und war am Abend in Kantokeino, ziemlich zerschlagen.

In Kantokeino sah ich ein Rentierrennen (zu viel Touristen!), hörte einen Karfreitags- und Ostergottesdienst auf Lappisch und suchte verzweifelt nach einer Familie, die mich mitnehmen würde. Endlich fand ich eine – sie wollten 700 Kronen, genau 100 $, und ich zahlte, *damn it all*, schließlich war ich aus diesem Grund nach Kantokeino gekommen.

Auf dem Weg zu ihnen brach ich durchs Eis, und der Rest des Marsches – 14 km – war sehr kühl in meinen nassen Klamotten. Dann saßen wir zwei Tage herum, und dann plötzlich um Mitternacht ging es los!
„Meine" Familie hatte 13 Schlitten. Anfangs im Wald liefen wir neben den Schlitten her, nachher auf den „Fjells" (*raue, baumlose Hochflächen Skandinaviens; K.L.*) fuhren wir meistens.

Die Fahrt bis zur Küste dauerte 9 Tage. Von Kantokeino südwestlich, dann an der finnisch-norwegischen Grenze entlang, über die Haltia-Berge und hinunter an das Reisaelv Tal. Dort ließen wir die Frau und die Kinder und trieben die Rentiere über die Berge bis nach Rotsund – ca. 100 km – in einem Schwung, 56 Stunden. Ich war fix und fertig, aber es war doch ein tolles Erlebnis.

Die ganze Fahrt war phantastisch. Den größten Teil der Zeit fuhren wir nachts, der Schnee war dann besser. Der Morgen auf den immensen schneebedeckten „Fjells" war jedesmal ein tief beeindruckendes Erlebnis. Zuweilen war es sehr kalt – einen Morgen –30° C – und der Wind war bitter. Die Lappen gaben mir einen Peski (*bis zum Boden reichender Mantell mit Fell nach außen und angenähter Kapuze; K.L.*), Schuhe und Handschuhe, so war ich nicht zu schlecht dran. Trotzdem habe ich mir beide Füße bißchen angefroren, und zur Zeit pellen sich meine Zehen und jucken wie die Pest. Aber das wird sich schon geben.

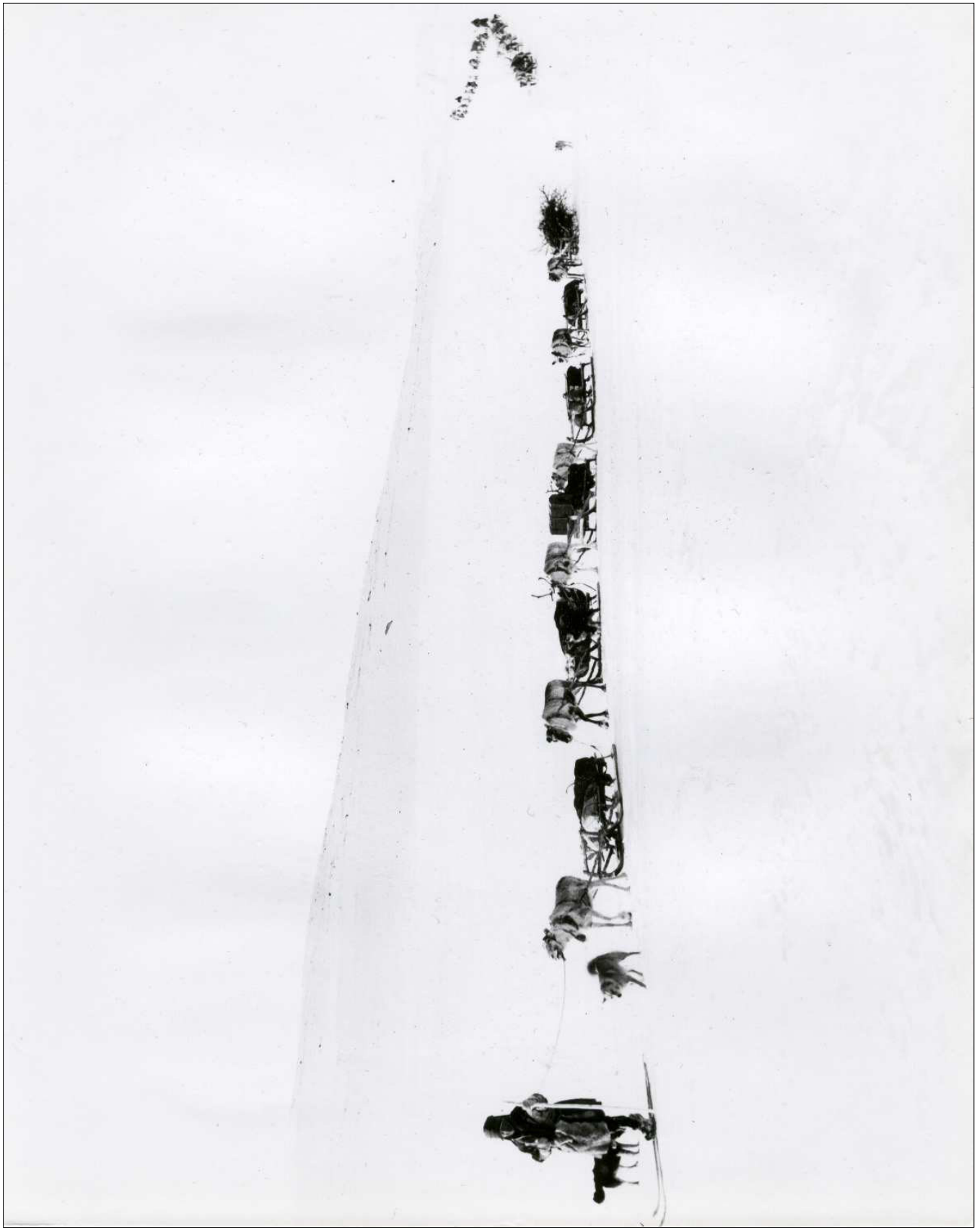
Ich blieb dann noch etwas über eine Woche bei der Familie, und es war interessant, sie so ein wenig besser kennenzulernen. Wir sprachen ein Gemisch aus Finnisch, Norwegisch und den wenigen Worten Lappisch, die ich gelernt hatte. Anfangs war es schwierig, aber nach einiger Zeit ging es ganz flott in diesem Kauderwelsch.

Eines der schönsten Erlebnisse war das Schwimmen der Rentiere zu einer Insel einen Kilometer vor der Küste. Ich war in einem Boot neben der Masse schwimmender Tiere. Das Wasser war dunkel, die Tiere hell, die Insel am Strand tiefgrün und stieg dann zu mächtigen schneebedeckten Bergen an. Es war einer jener Momente, die sich einem für immer einprägen, sozusagen ein fixiertes Erinnerungsbild.

Während der Fahrt und nachher in der Kota (*Lappenrundzelt; K.L.*) nahm ich sehr viele Bilder auf, aber oft war es so verdammt kalt, daß meine zarten Händchen einfach nicht mitmachten, und viele der „besten" Bilder blieben unaufgenommen. Immerhin hoffe ich doch, daß zwischen ca. 600 Bildern irgend etwas Gebrauchswertes sein wird.

Dann nahm ich den Bus nach Tromsø und wohnte feudal und teuer im Grand Hotel. Inzwischen hatte ich x Bäder genommen und ein großer Teil des aufgestapelten Drecks ist ab.

Ich reservierte mir einen Platz auf dem ersten Boot nach Swalbard (*Spitzbergen; K.L.*) – 6. Juni – und fuhr dann nach Harstadt, Lofoten, wo ein Büro der Store Norke K. K. ist. Der Chef war nicht da, und sein Unterling war wenig enthusiastisch über meine Pläne. Um überhaupt bleiben zu können, brauchte ich die Erlaubnis des Sysselmans. Ich telegraphierte ihm und nahm dann heute morgen ein Boot nach Stamsund – Süd-Lofoten.



Frühlingsmigration mit den Saami (Lappen) 1960.

Von da fahre ich morgen weiter zur Insel Roest, weiter südlich, eine kleine Insel, auf der unerhört viel Vögel brüten sollen.

Ich will dort 10 Tage bleiben und Bilder aufnehmen und auch versuchen, eine Bildergeschichte über die Eiderdaunen„industrie“ zu machen.
Dann fahre ich wieder nach Harstadt und hoffe, der gute Sysselman sagt „ja“. Sonst weiß ich nicht so recht, was ich anfangen soll. Die Touristenfahrt alleine lockt mich nicht so schrecklich – sie würde sich sowieso nicht für mich bezahlt machen, und ich würde nur die ganze Zeit seekrank sein – ein Übel, das ich gerne auf mich nehme, wenn ich im Land bleiben kann.

Heute ist ein verücktes Wetter – Nebel und Schneetreiben, und die Sicht ist leider gleich Null – schade, denn wir fahren durch eine Reihe von *„very beautiful fjords“ – at least that's what my guidebook says!!*

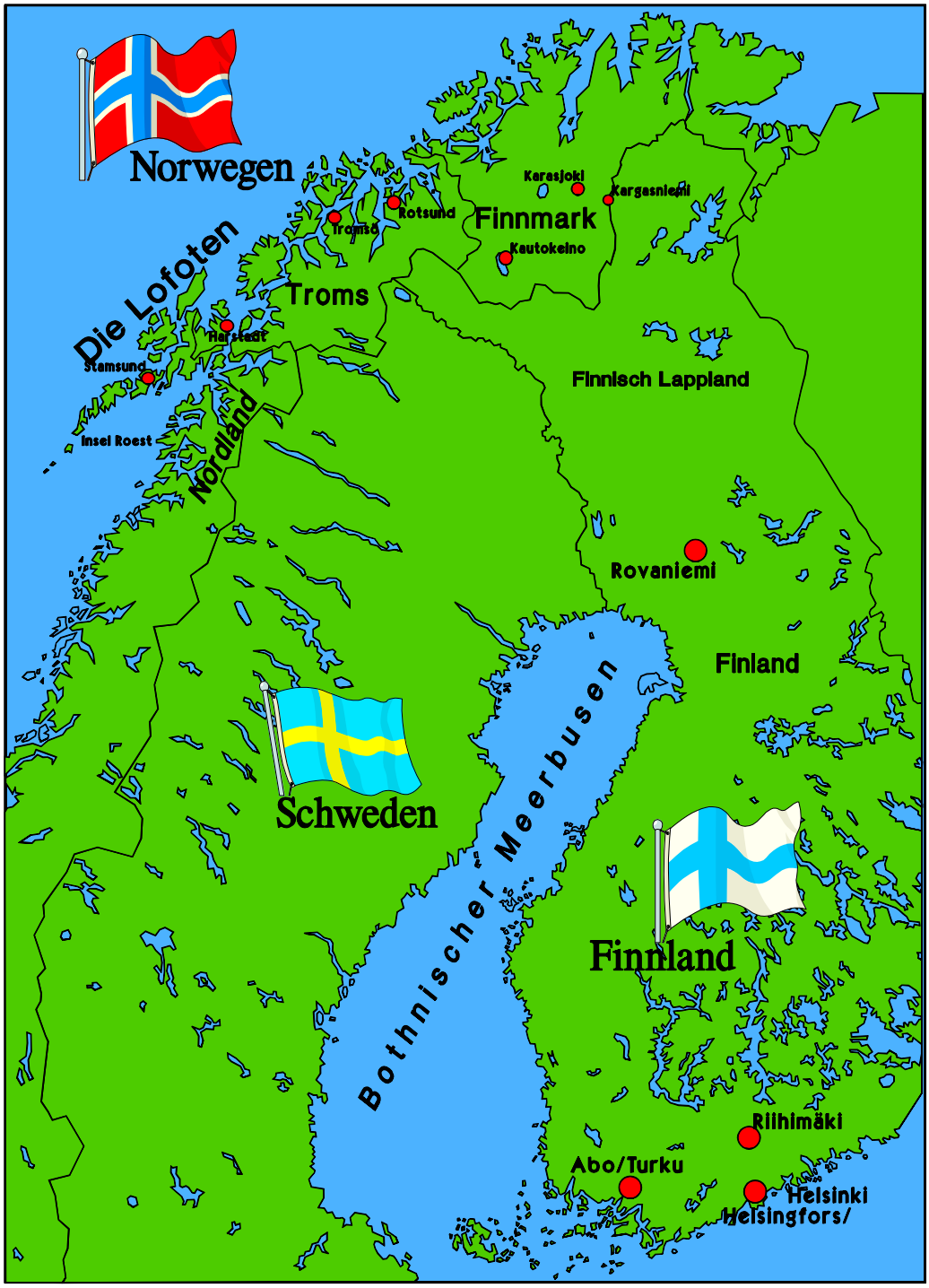
Ich werde ausführlich schreiben, wenn ich über Spitzbergen im klaren bin.

Aus Amsterdam am 6. November 1960 an Wolf Lackschewitz in Libaria, Afrika:

Bei meinen momentanen pekuniären Verhältnissen könnte ich kaum bis nach Luxemburg fahren, geschweige denn nach Liberia, und so will ich als Trost durch Dich alles über dies Land und die Menschen erfahren.

Über meinen Sommer ist eigentlich schrecklich viel zu erzählen. Ich werde versuchen, es so einigermaßen chronologisch zu machen.

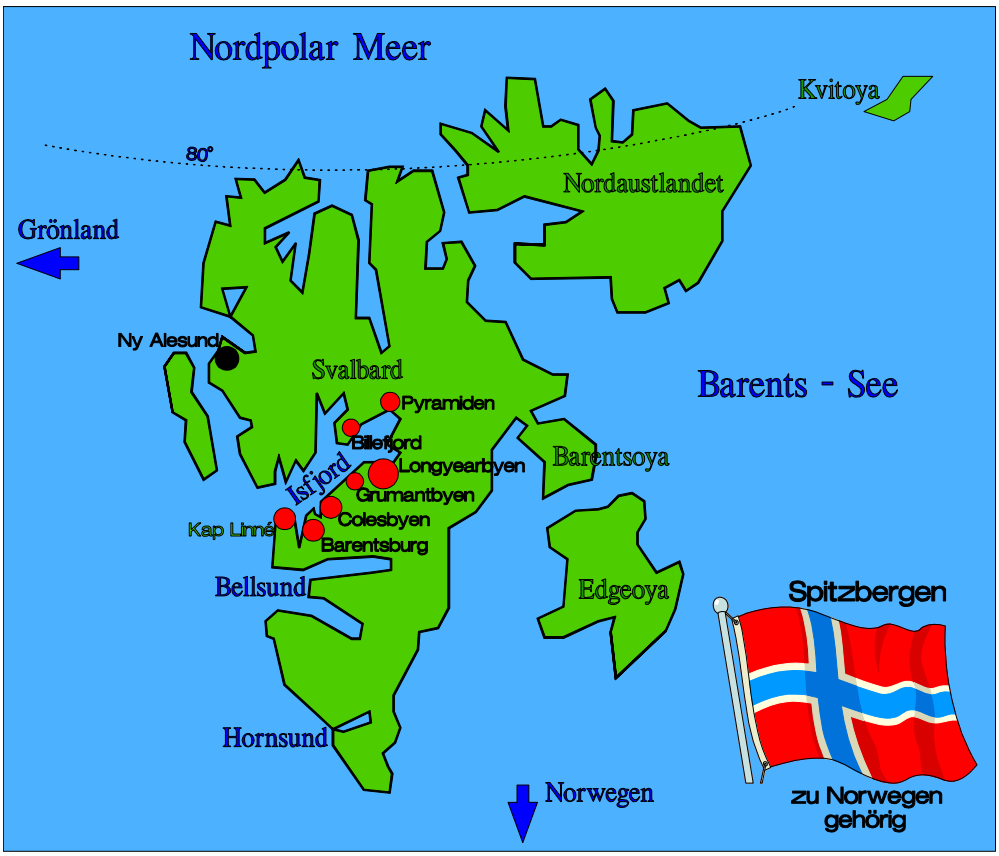
Erst war ich ja bis kurz nach Ostern in Kautokeino in dem schönen, aber verdammt teuren Hotel. Ich suchte und fand nach einigem Bemühen eine Familie, die bereit war, mich mitzunehmen – für 700 Kronen. Über die Fahrt mit dieser Familie, die beinahe einen Monat dauerte, und meine zwei Wochen in Roest, einer wunderbaren Vogelinsel, habe ich Dir, glaube ich, schon ausführlich geschrieben.



Auf der alten „Lyngen“, die am 6. Juni von Tromsö wegfuhr, waren recht wenig Menschen – beinahe nur Teilnehmer einer britischen Spitzbergen Expedition. Am zweiten Tag hatten wir uns recht gut angefreundet, und der Leiter, Dr. Hugh Simpson, lud mich ein, mit ihnen mitzukommen. Wie Du Dir vorstellen kannst, nahm ich dankbar an.

Es war eine verdammt nette und interessante Gruppe:

Hugh Simpson, 31 Jahre, 2 ½ Jahre in der Antarktis, eine private Bergsteigerexpedition in den Anden mit seiner Frau (16 Neubesteigungen); eine 6-monatige Expedition zu den Baffin-Inseln.
Mrs. Simpson, 30, 2 Jahre in Neuseeland, den größten Teil der Zeit als professionelle „*deer hunter*“. Bergsteigen im Himalaja und per Anhalter von Neu Delhi nach Hause.
Wally Herbert, 25, 3 Jahre Antarktis. Hat sich jetzt aufs neue dorthin verdingt und flog im September nach Neuseeland.
Roger Tufft, 28, 3 ½ Jahre Antarktis, gleich anschließend eine einjährige Segelfahrt mit einem englischen Schriftsteller zu den am wenigsten besuchten Inseln der Welt: Tristan da Cunha, Kerguelen, Südshetland-Inseln etc.
Douglas Robinson, 31, Ingenieur, gerade von einem 2-Jahreskontrakt in Ghana zurückgekehrt, sehr enthusiastischer Bergsteiger.



Svalbard / Spitzbergen

Dies war auch eine private Expedition, d.h., Hugh hat schon in der Antarktis recht komplizierte physiologische Untersuchungen gemacht und wollte das jetzt weiterführen. Er hat dann auch einige Zuschüsse bekommen, vom British Medical Council etc., und dann einen Haufen

freier und billiger Spenden von großen Firmen, die damit Werbung machen.
Nun ja, wir kamen in Longyearbyen an und wurden im „House of Science“, einer Baracke für Expeditionen untergebracht. Ich ging dann den ‚Sysselman' sehen (dem ich schon vorher telegraphiert hatte), und er war SEHR, SEHR sauer. Wenn ich nicht ein Mitglied der Expedition gewesen wäre, hätte er mich wahrscheinlich gezwungen, Spitzbergen mit dem gleichen Schiff wieder zu verlassen. Es sind in den letzten Jahren zu viele wilde Reporter oder Leute, die behaupteten, sie seien Journalisten, in Spitzbergen auf eigene Faust losgezogen, in Schwierigkeiten geraten und dann auf Staatskosten gesucht worden. So ist jetzt jeder, der solo erscheint, ganz entschieden persona non grata.

Mir war's schnurz. Zwei Tage später brachte uns die „Nordsyssel“, das Boot des Gouverneurs, nach Billefjorden, das tiefste Ende vom Eisfjord, ca. 50 km Luftlinie von Longyear.

Hier hatten wir ein herrliches ‚base camp'. Vier große Baracken, 1909 von einer englischen Kohle-Prospektiergesellschaft gebaut und heute noch in bestem Zustand. Es war eine herrliche Stelle.

Unser Camp lag auf einer kleinen Halbinsel, rechts und links auf paar Meter waren zwei kleine Frischwasserseen; vor uns war der 10 km breite Billefjord (mit der russischen Siedlung Pyramiden genau gegenüber); auf einer Seite die Adolphbucht, die 2 km nach Osten einschnitt zu dem riesigen Nordenskjoeld Gletscher – 5 km Front, 60 m hoch. Zwischen uns und dem Gletscher war ein morastiges Gebiet, und dann hoben sich steile Berge an, die auch den Sommer über Schneekronen trugen.

Eines ist herrlich, man hat keine Brennstoffsorgen. Die riesigen sibirischen Ströme bringen übergenug, oft liegt es metertief landeinwärts, herrliches trockenes Kiefernholz. Zuweilen findet man auch Kisten, Tonnen, und an der Nordküste fand ich (allerdings in der Nähe einer Hütte) eine alte Gallionsfigur.

Wir brauchten paar Tage, um uns einzurichten, Holz für den ganzen Sommer nach oben zu bringen und zu spalten etc. Es war den ganzen Sommer warm - der wärmste Sommer, den Spitzbergen in über 30 Jahren gehabt hat. Wir liefen meistens nur im Hemd herum (Myrtle zu Ehren trugen wir auch Hosen!!).

Wir lebten in einem verrückten Zeitrhythmus. ‚Unser' Tag hatte nur 21 Stunden (wir hatten alle Spezialarmbanduhren, die de facto 21 Stunden liefen, aber ein normales 24-Stunden Ziffernblatt hatten). Jeder Tag war also drei Stunden kürzer, am Mittwoch, wenn es in Wirklichkeit Mittag war, hatten wir Mitternacht und vice versa; und unsere Woche hatte acht Tage! Alle zwei Stunden mußten wir Urinproben geben (3x in der Nacht), aber da wir entsprechende Flaschen mitnehmen konnten, konnten wir wenigstens für Tagestouren vom Lager weg.

Den ganzen Monat lebten wir in diesem Rhythmus, brauchten aber nur jede zweite Woche die obligatorischen Urinproben zu liefern. Wenn mich jetzt jemand fragt, was ich den ganzen Sommer gemacht habe, werde ich immer in Versuchung geführt, zu sagen: „*I p... for a living!*"

Mit uns kam, wenn ich das so sagen darf, der Frühling in das Land. An den schneefreien Stellen kamen erstaunlich viele Arten von Blumen hoch. Bald fanden wir heraus, daß wir in einem Vogelparadies wohnten. Netterweise waren alle Expeditionsteilnehmer sehr an Ornithologie interessiert. Hugh hatte „Dein" Vogelbuch und zwei sehr gute Feldstecher mit. Von den 32 Vogelarten, die auf Spitzbergen brüten, haben wir 30 gesehen; 19 brüteten in unserem Gebiet! Die Tage vergingen viel zu schnell. Hugh hatte ein sehr schönes Faltboot mit, damit machten wir viele Fahrten und erforschten für uns selbst unser ganzes Gebiet. Mrs. Simpson und ich fuhren auch einmal an einem stillen Tag zu den Russen hinüber, wurden sehr gastfrei aufgenommen, bestens bewirtet, gebadet, frisiert, aber sonst bekamen wir wenig zu sehen. Nachher haben uns die Russen wiederholt besucht (immer nur die Elite, nicht einmal die Mannschaft ihres Bootes durfte an Land!) und waren sehr rührend. Sie brachten uns frisches Gemüse aus ihren Treibhäusern, Eier etc., da sie wußten, daß wir ganz von Trockenrationen lebten.

Am ersten Juli machte ich mich selbständig. Ich ging erst bis zur Hütte eines alten Trappers, der schon seit 30 Jahren auf Spitzbergen haust, und den ich öfters besucht hatte. Der nahm mich mit nach Longyear, wo die Kohlegesellschaft mich sehr nett aufnahm und mir Proviant verkaufte. In derselben Nacht kam der alte Trapper auf mein Zimmer und sagte, er hätte dummerweise dem Gouverneur von meinen Wanderplänen berichtet, und der hätte gesagt, er würde mich deportieren. So zog ich denn in der gleichen Nacht noch los, verirrte mich prompt in den Bergen in den tiefliegenden Wolken und verbrachte zwei recht gefährliche und sehr unangenehme Tage damit, mich wieder zurechtzufinden. Dann

hoben sich die Wolken, und nach der Überquerung eines recht tiefen Flusses war ich in Grumantbyen bei den Russen.
Da war es wie in Pyramiden. Ich bekam ein schönes Zimmer (mit einem ewig plärrendem Lautsprecher), herrliches Essen, viel zu trinken, ich schwatzte die halbe Nacht mit dem Boss, aber zu sehen (und was für mich noch wichtiger war, zu photographieren) bekam ich nichts. Kurz nach dem Frühstück erklärte mir mein Gastgeber, er hätte einen ‚Sonderzug' für mich nach Colesbyen (ihrem Hafen) bestellt. So sah ich zwar die ‚Stadt' auf dem Weg zum Stollen, aber sonst nichts. Neun Kilometer fuhr ich dann teils unter Tage, teils auf überdachten Gleisen nach Colesbyen.

Ich war gewarnt worden, daß die Flüsse weiter südlich unüberquerbar seien. Da aber alle, die ich fragte, es nie selbst versucht hatten, erschien es mir nicht so hoffnungslos. Man reist auf Spitzbergen anscheinend nur im Frühjahr oder Spätherbst, wenn alles zugefroren ist. Der Koch auf Kap Linne sagte, ich sei der Erste, der je dort im Sommer angekommen sei – zu Fuß natürlich. Die Flüsse – drei im ganzen – waren denn auch nicht so komisch. Sie sind nicht so schrecklich tief – an der tiefsten Stelle ging es mir einmal bis an die Schultern – aber sie sind sehr breit. Der Holanderelv ist an der Mündung beinahe 1 ½ km breit, die einzigen Stelle, wo man ihn überhaupt überqueren kann, weil er sich da in viele und nicht so tiefe Arme aufspaltet. Der Kummer ist natürlich, daß man zwar nur kurze Zeit in tiefem Wasser ist, sich aber in dem Modder zwischen den Flussarmen nicht anziehen kann. Na ja, es war barbarisch kalt, aber ich schaffte sie alle und kam zwei Tage später in der Nacht in die Nähe von Barentsburg. Dort fand ich eine sehr schöne Hütte an der Küste. Diese Hütten gibt es überall in Spitzbergen, der Staat unterhält sie, und sie funktionieren nach dem gleichen System wie die Autiotupas in Lappland. Hast du viel, läßt du etwas da, hast du nichts, nimmst du dir etwas. Du weißt ja, wie ich schlafe, ich wachte erst den nächsten Nachmittag wieder auf. Ganz nah von Barentsburg kam auf einmal ein Schneemobil einen Berg heruntergerasselt. Ein Russe sprang heraus. „Wo waren Sie?" fragte er. „In Grumantbyen", sagte ich bißchen erstaunt. „Ja, ja, das weiß ich, aber wo sind Sie so lange gewesen? Wir suchen Sie schon den ganzen Tag!" Dann wurde ich auf den alten Panzer geladen und im Triumph den letzten Kilometer nach Barentsburg gefahren und dem Konsul überliefert.
„Wir haben uns riesige Sorgen um Sie gemacht", sagte der Konsul, der aussah wie Mr. K., „man fährt im Winter auf Skiern nur 12 Stunden nach Grumant. Wir waren sicher, Sie seien in Schwierigkeiten. Ich habe heute

morgen dem Gouverneur telegraphiert, gesagt, daß 40 von unseren Leuten nach Ihnen suchen und ihn gebeten, mir ein Flugzeug zur Verfügung zu stellen!“
Du kannst Dir vorstellen, wie begeistert ich über diese Nachricht war! Ich bat ihn, sofort dem ‚Sysselman’ zu telegraphieren und zu sagen, daß ich ALLEINE gut angekommen bin.

Das Konsulat war toll. Unten ein Riesenvestibül mit einem Superbild von K., einem kleineren Bild von Lenin und einem ganz kleinen von Stalin. Roter Teppich, rote Vorhänge. Oben ein großer Empfangssaal, so russisches Barock mit schrecklich viel verschnörkelter Stukkatur an der Decke, rote Vorhänge, roter Teppich, riesengroße rote Ledersessel. An den Wänden Bilder wie aus einem englischen Herrenhaus, spätes 19. Jahrhundert: Stilleben, toter Fasan mit bißchen Kirschen, vielen Blättern und Blümchen, Landschaftsbilder à la Turner.

Dann wurde ich eine Stunde ausgequetscht (auf russisch): erst detailliert über die Expedition, dann über mich selbst (purer Kanadier, Russisch auf der Universität gelernt!!), dann über Kanada, England, Amerika, West-Deutschland etc.

6 Uhr nachmittags: „Sie sind gewiß hungrig,“ sagte der Konsul. „Wir wollen eine Kleinigkeit essen.“ Speisezimmer, immer noch guter solider viktorianischer Stil mit einem guten Schuß ROT, in der Mitte ein immenser Tisch, weißes Damasttischtuch, geschliffene Gläser, recht gutes Porzellan. Wunderbares Essen, natürlich der obligate Kaviar, ein halbes Dutzend Fischsorten, Pasteten, Salate, lauter herrliche kleine Schweinereien. Wir waren drei, Konsul, Vizekonsul und ich. Die erste Wodkaflasche wurde angebrochen und die ersten Toasts getrunken (die Toasts genau wie die Unterhaltung, blieben immer unpolitisch, das ist ein *gentlemen’s agreement*, über Politik hat man sich sowieso nichts zu sagen). Ich machte meinen alten Fehler und glaubte, es gäbe nur eine kalte Platte und fraß wie wild. Es war aber nur das *hors d’oevre*. Danach kam der Fischgang. Dann brachten die beiden Diener verschiedene Fleischgerichte. Die zweite Flasche Wodka ging zu Ende, und schließlich um Mitternacht, nachdem wir noch eine Flasche Wodka vertilgt und einen viel zu stark parfümierten Likör zum Kaffee getrunken hatten, war das Diner zu Ende.

Die ganze Sache hatte natürlich eine spezielle Pikanterie, weil es eben Spitzbergen war. Der Kontrast zu den doch sehr beschwerlichen

vorhergegangenen Tagen war enorm. Dann brachten die Diener einen Kinoapparat ins große Zimmer, und wir sahen bis 4 Uhr morgens Filme. Dann mehr Kaffee und Likör. Und dann wankte ich ins Bett und fiel in einen todesgleichen Schlaf.

Frühstück riesig, schon wieder Alkohol, dann plötzlich ein Diener, der etwas meldete, und der Konsul sagte freundlich und lächelnd: „Wir haben ein Boot bestellt, das Sie über den Grönfjord bringen wird (total unnötig, denn da fahren jeden Tag zwei Boote hinüber, da es in Barentsburg kein sehr gutes Trinkwasser gibt). Das Boot ist fertig und wartet auf Sie." Und so habe ich von Barentsburg auch kaum etwas gesehen. Sie haben wohl eine geniale Manier, einen Gast auf reizende Weise loszuwerden!!

Eine schöne Fahrt mit dem Schnellboot über den Fjord, 30 Kilometer an der schönen Küste entlang, dann ein recht ekliger Fluß, und ich war in Kap Linne, der Radio- und meteorologischen Station. Dort wurde ich mit größter Neugierde empfangen, denn Telegramme nach Longyear gehen über sie, und sie wußten daher über die „Suchaktion" nach mir.
Sie waren reizend zu mir. Es besucht sie ja beinahe nie jemand. Leider glaubten sie, was mir am meisten fehlt, sei Alkohol, und ich wurde also unter Sprit gesetzt, von dem sie in den besten Sorten - Haig's, Johnnie Walker, Captain Morgan Rum, Curvoisier etc. – anscheinend wohl unbegrenzte Mengen hatten. Drei Tage und drei Nächte war ich dann auch geistig nicht so ganz anwesend, dann ging ich mit dem Leiter der Station auf eine dringend nötige Ausnüchterungstour über Isfjord nach Daudmannsodden, wo wir zwei Tage lang blieben und er Seehunde für die Hunde schoß.

Als wir zurückkamen, war ein Boot von der Shell da, mit einem traurigen schweizer Geologen an Bord – der sprach nur Französisch und bißchen Deutsch und konnte weder mit seiner Mannschaft oder sonst jemandem an der Station sprechen, und der sich wirklich sehr freute, daß ich einigermaßen in seiner Sprache sprechen konnte. Zwei Tage später sagte er: „Ich muß heute den ganzen Tag hier Untersuchungen machen. Wenn mein Schiff Sie irgendwohin bringen kann, *s'il vous plait!*" So fuhr ich den nächsten Tag (zum ersten und wohl auch zum letzten Mal in meinem Leben) mit meinem 'eigenen' Schiff nach Süden und dann nach Osten in den Bellsund hinein. Dort ließ ich mich an Land setzen (der Schweizer hatte meine geschmolzenen Vorräte gut aufgefrischt) und fing die lange und schwierige Wanderung nach Longyear an. Diesmal nicht an der

Küste entlang, sondern durchs Land. Von Tal zu Tal, über Pässe und Höhenrücken (ich hatte prima 1:100 00 Karten für das ganze Gebiet). Ich sah das jetzt doch recht seltene Spitzbergener Rentier, viel kleiner als das lappländische, und mit viel Glück trieb ich in Aventdalen, 60 km von Longyear, die größte Herde Moschusochsen auf, 12 Erwachsene und 2 Kälber.

Es folgte der spannendste Tag auf Spitzbergen. Ich hatte kein Telephoto, also mußte ich nah heran. Sie laufen ja nicht weg, sondern stellen sich in ‚Igelformation' auf, alle Hörner nach außen. Der nächste Baum 1.000 km weit entfernt. Auf 20 m griff der Leitbulle an. Wie eine Lokomotive kam er an. Für ein so unsportliches Gemüt wie das meine, bin ich wirklich sehr flott gelaufen. Ich sauste zurück und sprang den steilen Hang hinunter, den ich mir als ‚Rückendeckung' auserkoren hatte. Der Bulle kam auch nicht nach. Nach einer Pfeife zur Beruhigung des verstörten Nervensystems kroch ich wieder hoch, wieder der gleiche Zauber. Mir schlackerten ja ganz gewaltig die Knie. Der Bulle wiegt ca. 500 kg, er ist schwarz mit einer gewaltigen grauen Mähne. Die Hörner bilden gewaltige weiße Wulste in der Mitte der Stirn, gehen nach außen und dann steil nach unten an den Augen vorbei und krümmen sich dann nach vorne und nach oben. Sie sehen lang und spitz aus. Bevor er losdampft, schnaubt er, scharrt Dreck auf und macht einen Scheinkampf, d.h. haut nach rechts und links mit seinem Kopf, als wollte er sagen: „Paß auf, so mach ich's mit dir!!" Wenn man so alleine ist, ist das alles noch viel, viel schlimmer. Jedenfalls war ich recht sicher nach den ersten fünf, sechs mal, daß er mir nicht den Gang nachschliddern würde. Bis auf 10 m hab' ich es geschafft, und die Photos sind prima, aber das Bild, das ich am meisten wollte, wie er losbraust, das habe ich nie bekommen, dann gingen jeweils meine Nerven durch. Sowieso hatte ich jedesmal das Gefühl, wenn ich die 15-20 Meter zum Hang sprintete, „gleich hast du ein Horn im A...!" Das habe ich vier Stunden exerziert, es war sehr aufregend.

Ende Juli war ich wieder in Longyear, sehr besorgt um den Gouverneur. Im Hafen lag das Shell-Boot, dort schlief ich auch. Am ersten Abend kam der Gouverneur an Bord, um dem Geologen eine offizielle Visite abzustatten. Wieder keine gemeinsame Sprache. „Warten Sie", sagte der Schweizer, „ich habe einen Freund an Bord, der Englisch und Französisch kann." Er holte mich aus der Kajüte, wohin ich mich verzogen hatte, als ich hörte, der Gouverneur käme. Der ‚Sysselman' stutzte, wurde rot, aber was konnte der arme Kerl schon sagen. So

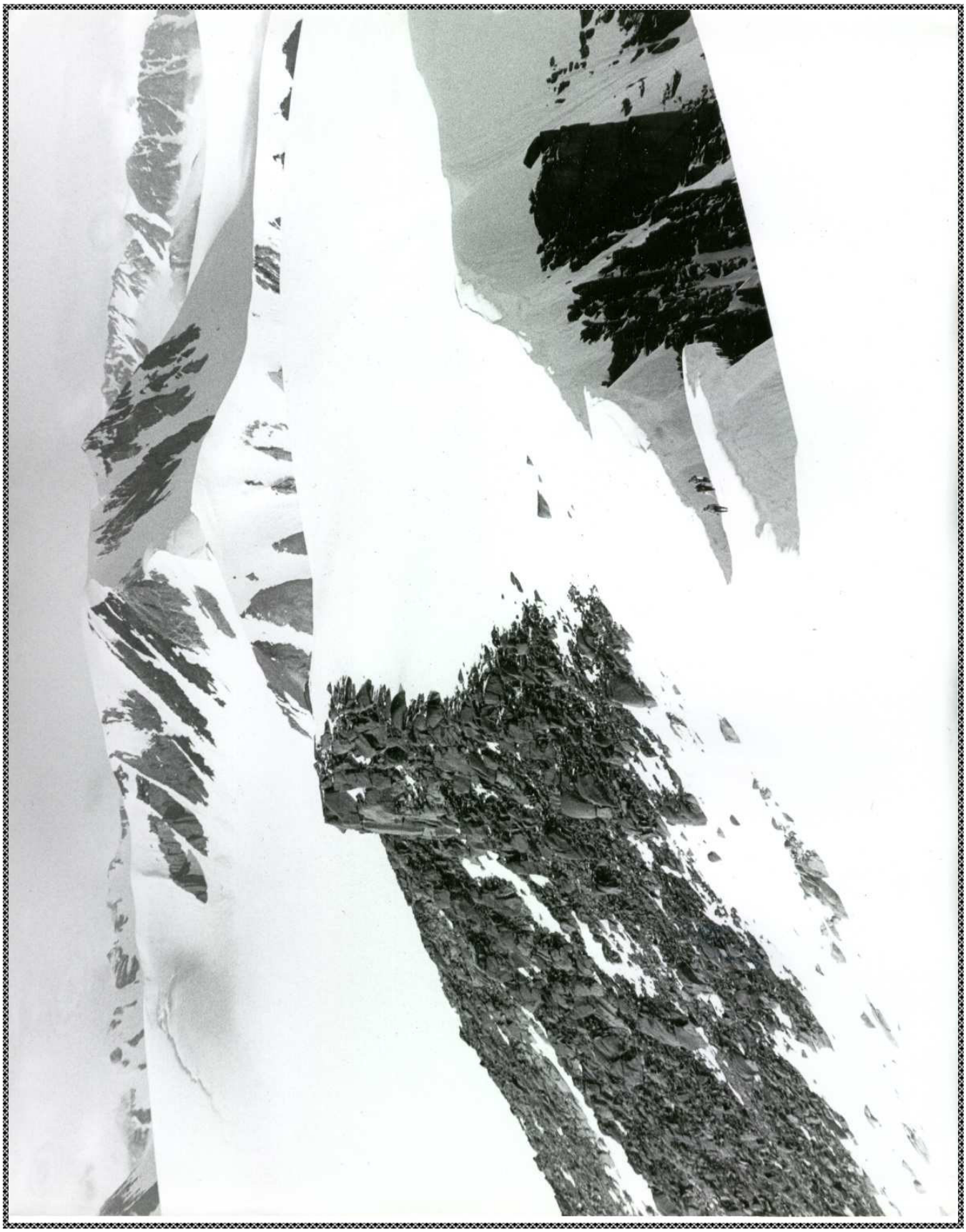
übersetzte ich den ganzen Abend und flocht gleichzeitig eine Entschuldigung über den Lapsus bei den Russen mit ein, die der Alte ziemlich sauer akzeptierte.

Am 2. August brachte mich Shell zu unserem Camp zurück. Am 5. August gingen wir zu fünft für drei Wochen aufs Eis. Die Expedition hatte £ 500 von der Mount Everest Foundation bekommen, um bisher unbestiegene Berge auf Spitzbergen zu besteigen.

Wir hatten ein herrliches Antarktiszelt, von den anderen hatte ich - außer Crampons – eine gute Ausrüstung bekommen und hatte mir in Longyear kleine Crampons gekauft. Ich konnte mit ihnen zwar ganz gut auf Eis gehen, aber für manche der gefährlicheren Bergrouten waren sie leider nicht gut genug.

Wir hatten einen langen Nansenschlitten (35 Pfund) mit Gespannen für uns und 800 Pfund Gepäck und Proviant. Die ersten drei Tage den Nordenskjöldgletscher hoch „*was sheer hell*". Alle paar Meter eine einen oder einige Meter breite Gletscherspalte. Wir waren halb kahl, und trotzdem lief uns der Schweiß in Strömen herunter, so anstrengend war es.

Als wir aber einmal oben auf dem Plateau waren, war es (wenn das Wetter gut war, und das war es ungefähr die Hälfte der Zeit) herrlich, eine Märchenlandschaft aus Eis und Schnee.
Ich habe die fünf höchsten Berge von Spitzbergen bestiegen, die alle verhältnismäßig leicht zu besteigen waren und von denen nur einer ‚jungfräulich' war. Die acht übrigen habe ich gerne den anderen überlassen und dafür lange Solotouren per Ski gemacht. Anfangs ging's mir ja schlecht auf Skiern - zog ich den Schlitten nach vorn, gingen die Skier nach hinten, und ich lag flach. Aber nach drei Wochen nur auf Skiern war ich schon ein bißchen besser. Drei herrliche, zuweilen sehr kalte (bis –30 ° und starker Wind) Wochen.



Kleine Menschen in einer mächtigen Landschaft.
Mit einer schottischen Expedition 1960 auf Spitzbergen.

Zurück zum Camp, und den nächsten Tag startete ich allein, um nach Austfjorden zu gehen. Der Isfjord kommt von Süd-Westen und schneidet 100 km tief in nordöstliche Richtung ins Land.

Von Norden kommt auch ein tiefer Fjord nach Süden, oben heißt er Wijdefjord, seine Südspitze Austfjord. Zwischen beiden liegen 70 km Land. Die Tour – in einem Strich – war lang und hart und langweilig; die ganze Zeit über Geröll und Schnee und Eis. Dafür fand ich eine reizende Hütte am Ziel, einen gewaltigen Gletscher im ‚Hinterhof' und erlebte dort ganz alleine (dem Gästebuch in der Hütte folgend, waren seit 1927 vor mir nur 15 Menschen dort gewesen) meinen ersten Sonnenuntergang auf Spitzbergen.

Zurück -. Von Tromsö fuhr ich mit ein paar Schweden, die ich in der Jugendherberge kennengelernt hatte und die Boote studierten, eine Woche gemächlich nach Norden. Ende September, diesmal zu guter Zeit, ging ich wieder von Neiden nach Sevettijärvi und sah das Fest, das ich vor vier Jahren verpaßt hatte. Jetzt gibt es schon eine Straße von Sevettijärvi nach Inari, allerdings kann nur ein Jeep sie bewältigen. Dann mit Posti-Matti's Sohn über den See, Kaffee beim alten Matti und so endlich nach Inari. Von dort nach Karasjoki, dann mit dem Bus nach Norden auf die Berge bei Börselv, wo Lappen wohnten. Dort blieb ich dann bis Mitte Oktober, dann hatten sie alle Rentiere (8.000) aus der ganzen Halbinsel zum Schlachtplatz getrieben. Ein früher und harter Winter (-15 ° am Hotel in Karasjoki am Tag, an dem ich endlich wegfuhr), aber herrlich klar. Wunderbar auf den Tunturi, schon schneebedeckt und so unendlich und groß.

Eine wüst gemütliche Woche bei Odert, der mir beim Einkaufen von einem schönen Vergrößerungsapparat sehr geholfen hat. Und jetzt, seit zwei Wochen in Amsterdam, entwickeln und abziehen. Gott sei Dank, die Bilder, selbst die Farbbilder, die ich sonst immer versau, sind schön. Pleite bin ich, aber sonst geht's gut. Was man weiter macht, wird sich ergeben. Gott, was für ein Bandwurmbrief. Es ist 4 Uhr morgens.

Aus Amsterdam am 24. März 1962 an Wolf Lackschewitz in Liberia.

Ich mußte leider Deinem Vater beichten, daß ich dieses Weihnachten nicht, wie vor einigen Jahren verabredet, in Laubach sein würde. Der Grund ist, daß ich in einer Woche heirate. Endlich hat's mich doch

erwischt! Und nach der Hochzeit fahren wir ziemlich bald nach Montreal ab, d.h. unser Schiff geht am 14. April von Rotterdam nach Montreal ab.



Amsterdam, am 31. März 1962.

Vermutlich wirst Du erst mal neugierig sein, wer mich denn letztendlich eingefangen hat. *Here then are the vital statistics*: Sie heißt Maud, ist 25 Jahre alt; ihr Vater ist Holländer, ihre Mutter Javanerin (ich glaube, meine Familie ist ein bißchen entsetzt, ob dieser ‚Mesalliance') und sie selbst ist eine ganz nette Mischung von beidem.

Wenigsten habe ich den Rest meines Junggesellendaseins sehr ausgenutzt. Voriges Jahr bin ich beinahe pausenlos unterwegs gewesen, erst in der Schweiz, dann zwei Monate in Irland, zwei Monate in Schottland und England, zwei Wochen in Berlin als sie die Mauer bauten und dann mit Maud eine Ferienfahrt nach Spanien. Ende November fuhr ich dann für drei Wochen nach Griechenland, dann war ich zwei Monate in Israel und jetzt auf der Rückreise ein bißchen in Cypern, Istanbul und Izmir und einen Tag in Sofia.

Es war ein herrlich interessantes Jahr. Ich habe einigermaßen gut mit meinen Artikeln verdient, aber trotzdem muß ich sagen, daß ich die Zeit, die ich in Lappland und auf Spitzbergen verbracht habe, doch noch mehr genossen habe. Ich weiß nicht genau was es ist, aber irgendwie hat mich der ‚Zauber des Nordens' nie ganz losgelassen und ich hoffe in Kanada auch wieder mehr vom Norden zu sehen.

Ich bin jetzt wieder zehn Tage zurück in Holland und habe natürlich einen herrlichen Kampf mit der Bürokratie auszufechten; Maud gilt als Immigrantin und dafür braucht man schon einen ganzen Stapel Papiere, dann haben wir uns vorgestern einen neuen Volkswagen gekauft und das gibt natürlich auch wieder allerhand Schwierigkeiten; so im Großen und Ganzen werde ich Gott danken, wenn der ganze ‚Sums' vorbei ist. Gleich nach der Hochzeit muß ich dann auch noch allein auf Hochzeitsreise gehen, nach Paris, wo ich noch einiges wegen meiner Artikel zu regeln habe und Maud muß in der Zwischenzeit ihren Paß abändern lassen. Der Seereise sehe ich ja wie immer mit gemischten Gefühlen entgegen, obwohl ich die letzten Fahrten von Athen nach Haifa und zurück nach Istanbul recht gut vertragen habe.

Ich weiß noch nicht genau, was ich in Kanada tun werde. Vorläufig muß ich erst mal eine feste Arbeit annehmen, denn durch die Heiraterei, die Fahrt, den VW, zwei neue Photoapparate usw. bin ich nicht nur restlos pleite, sondern auch etliche hundert Dollar in Schulden. Ich will erst einmal arbeiten bis ich den ganzen Mist abbezahlt habe und mir eine Wohnung einigermaßen vernünftig eingerichtet habe. Dann sieht man weiter. Ewig habe ich jedenfalls nicht die Absicht, fest angestellt zu sein.

Aus Montrea1 am 14. Dezember 1964 an Theodor Lackschewitz in Laubach, Oberhessen:

Diesen Sommer hatten wir viel Besuch. Einer der Vorteile, in Montreal zu wohnen, ist, daß wir hier natürlich zentraler sind und für Bekannte und Verwandte leichter zu erreichen. Hella, Heddy und Arist waren hier. Heddy kam für einige Monate und verbrachte den größten Teil der Zeit mit Hella in Toronto, kam aber in Montreal an und blieb eine Woche am Anfang hier und war dann wieder einige Zeit hier bevor sie nach Europa zurückfuhr. Arists Familie fuhr diesen Sommer nach Schweden, und auch sie waren alle sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückfahrt einige Zeit bei uns. Dann besuchte uns eine Pastorin Speer aus Frankfurt, sie war sehr, sehr nett, hatte in Kanada Verwandte besucht, die ihr von uns erzählt hatten, und so kam sie eines Tages zu uns und erzählte viel von gemeinsamen Freunden und Bekannten.

Seit dem Mai habe ich aufgehört, bei der Zeitung zu arbeiten. Der Entschluß war nicht leicht, denn es war eine gute Stelle mit recht guten Möglichkeiten zu avancieren, aber irgendwie fühle ich mich in einem Büro oder Betrieb doch nicht so sehr glücklich. Ich arbeite jetzt wieder als freier Journalist, und bis jetzt geht es glücklicherweise ganz gut. Meine Zeit teilt sich jetzt so ein, daß ich einen Teil auf Fahrten verbringe, um Material für Artikel zu sammeln, den anderen Teil zu Hause bin und dieses Material ausarbeite und, wenn mög1ich, verkaufe.

Meine erste Fahrt war den St. Lawrencestrom hinab, um die vielen recht wenig bekannten Inseln zu besuchen. Einige sind schöne Vogelinseln, und dort habe ich mich von Fischern für ein paar Tage absetzen lassen und Tiere photographiert. Ich liebe es sehr, einige Zeit alleine auf einer Insel zu sein, besonders so einer Insel in einem großen Fluß. Man sieht die Schiffe, Symbole der neuen Zeit, und doch ist man selbst weit von ihnen auf einem Fleckchen Erde, das zeitlos ist.

Manche von den Inseln sind besiedelt, aber auch sie sind recht abgelegen, und die Menschen sind ein Typ für sich. Anfangs sind sie sehr schwer zu verstehen, sie sprechen einen Dialekt, der auch für Franzosen zu Beginn kaum verständlich ist, aber so nach und nach hört man sich hinein. Es sind Bauern und Fischer, oft beides, ein sehr urwüchsiges, bodenverbundenes Volk, anfangs etwas ruppig aber eigentlich sehr nett, wenn man sie besser kennenlernt.



Mit schwindelfreien Indianern 1965 beim Brückenbau über dem Hafen von New York

Im Spätsommer war ich einige Zeit in New York. Nahe von Montreal ist ein Indianerreservat, dessen Männer sich schon seit 75 Jahren auf Hochbauten spezialisieren. Diese Indianer sind vollkommen schwindelfrei und werden von großen Firmen in den Vereinigten Staaten bei den gefährlichsten Teilen der Arbeiten an Brücken und

Wolkenkratzern verwendet. Sie haben zwei Zuhause: ihr Stammreservat, dem praktisch alle treu bleiben (obwohl viele von ihnen 5.000,-- DM und mehr in Monat verdienen), und sie haben Wohnungen in New York.

Ich fuhr mit einer Gruppe mit nach New York und wohnte bei ihnen und begleitete sie auf ihre Arbeiten. Besonders interessant war die Verrazano-Narrows Bridge über den Hafen von New York, die damals gerade fertiggestellt wurde. Die Indianer arbeiteten an einem der Kabel dieser längsten Hängebrücke der Welt, und ich begleitete sie. Man ist an und für sich ganz sicher, denn unter dem Kabel war ein Netz gespannt, aber es ist doch ein eigentümliches Gefühl, so hoch über dem Wasser zu sein und all die Schiffe unter sich zu sehen, die von und nach New York fahren.

New York hat mich ungemein fasziniert, und ich hätte gerne mehr davon gesehen, aber ich hatte meinen Artikel und meine Bilder nötig und natürlich nicht allzuviel Zeit, um all die Wunder dieser riesigen Stadt zu sehen. Ich verbrachte einen ganzen Tag im naturhistorischen Museum, und dort könnte man ohne weiteres Wochen verbringen, und dann war ich noch in einigen der anderen großen Museen. Aber den größten Teil der Zeit, die mir blieb, bin ich einfach durch New York geschlendert, um die unglaubliche Vielzahl und Vielfalt der Menschen zu bestaunen, die man dort sieht.

Ich arbeite so zwischendurch an einer Serie über die Menschen von Montreal, die von der Zeitung, für die ich vorher arbeitete, gedruckt wird. Ich habe bis jetzt über 12 Gruppen geschrieben, und eben bin ich mit den Japanern beschäftigt. Ich finde es sehr interessant, denn auf diese Weise habe ich viel über die Immigranten aus vielen Ländern gelernt, ihre soziologischen Probleme und wie eine jede Gruppe sich mit diesen Problemen abfindet oder wie sie diese lösen. Diese Artikel sind recht lang, jeder ca. 10 bis 12 Schreibmaschinenseiten und eine Bilderseite. Auf diese Weise kann ich mich in die Evolution einer jeden Gruppe vertiefen, wie und warum sie nach Kanada gekommen ist und warum sie sich so entwickelt hat, usw. Je mehr ich von diesen Artikeln schreibe, um so interessanter wird es, denn man hat dann natürlich viel mehr Vergleichsmaterial.

Dieses Weihnachten werde ich sehr weit von zu Hause verbringen. Ich werde nach Labrador fliegen, ca. 2.000 km von Montreal, ungefähr gegenüber der Nordspitze von Neufundland, zu einem winzigen

abgelegenen Fischerdorf. Um diese Jahreszeit kommen die Seehunde aus der Arktis durch die Belle Isle Meeresenge in den Golf von St. Lawrence, und die Fischer fangen sie mit Netzen. Es ist ein ziemlich riskantes Unternehmen, denn das Eis beginnt sich schon zu bilden, und es ist recht stürmisch, aber wenn sie Glück haben, dann kann diese Jagd sehr erfolgreich und einträglich sein.

Ich wollte diesen sehr wilden und herben Teil Labradors schon immer sehen, und dies gab mir die Gelegenheit. Ich habe mehrfach Artikel für Quebecs größte französische Zeitschrift geschrieben, und sie haben sich bereit erklärt, diese Fahrt zu finanzieren. Ich werde in ein paar Tagen aufbrechen. Es ist recht schwierig dort hin zu kommen, und es wird eine zweitägige Flugreise werden. Ich bin schon sehr gespannt darauf.

Im nächsten Sommer will ich für einige Monate eine Fahrt in die atlantischen Provinzen Kanadas machen. Ich kenne sie schon etwas von einer früheren Fahrt, aber diesmal will ich sie sehr viel eingehender besuchen.

Wir haben eine recht große und sehr alte Wohnung in Montreal und haben sie so nach und nach einigermaßen eingerichtet. Es ist schön, daß wir so viel Platz haben. Aurel ist sehr lebhaft, und gerade jetzt im Winter ist es gut für ihn, daß er Platz hat und sich austoben kann. Er ist klein, rundlich, schrecklich frech und eigentlich ein sehr fröhlicher Geselle. Maud ist auch in Montreal zufrieden. Wir wohnen nicht zu sehr im Zentrum der Stadt, und doch ist die Stadt immer leicht zu erreichen. Maud hilft mir sehr viel in meiner Arbeit, besonders mit französischen Aufsätzen, denn mit meiner Grammatik hapert es doch sehr, und vor allen Dingen gibt sie mir ein gemütliches und schönes Zuhause, etwas, was ich doch irgendwie vermißt habe. Für mich ist es auch schön und wichtig, jemand zu haben, der mich bißchen aufmuntert, denn oft habe ich keine Lust zum Arbeiten oder lese nur tagelang, und dann ist es ganz gut, jemand zu haben, der einem einen kleinen Schubs gibt.

Aus Montreal am 20. 11. 1965 an Theodor Lackschewitz in Laubach:

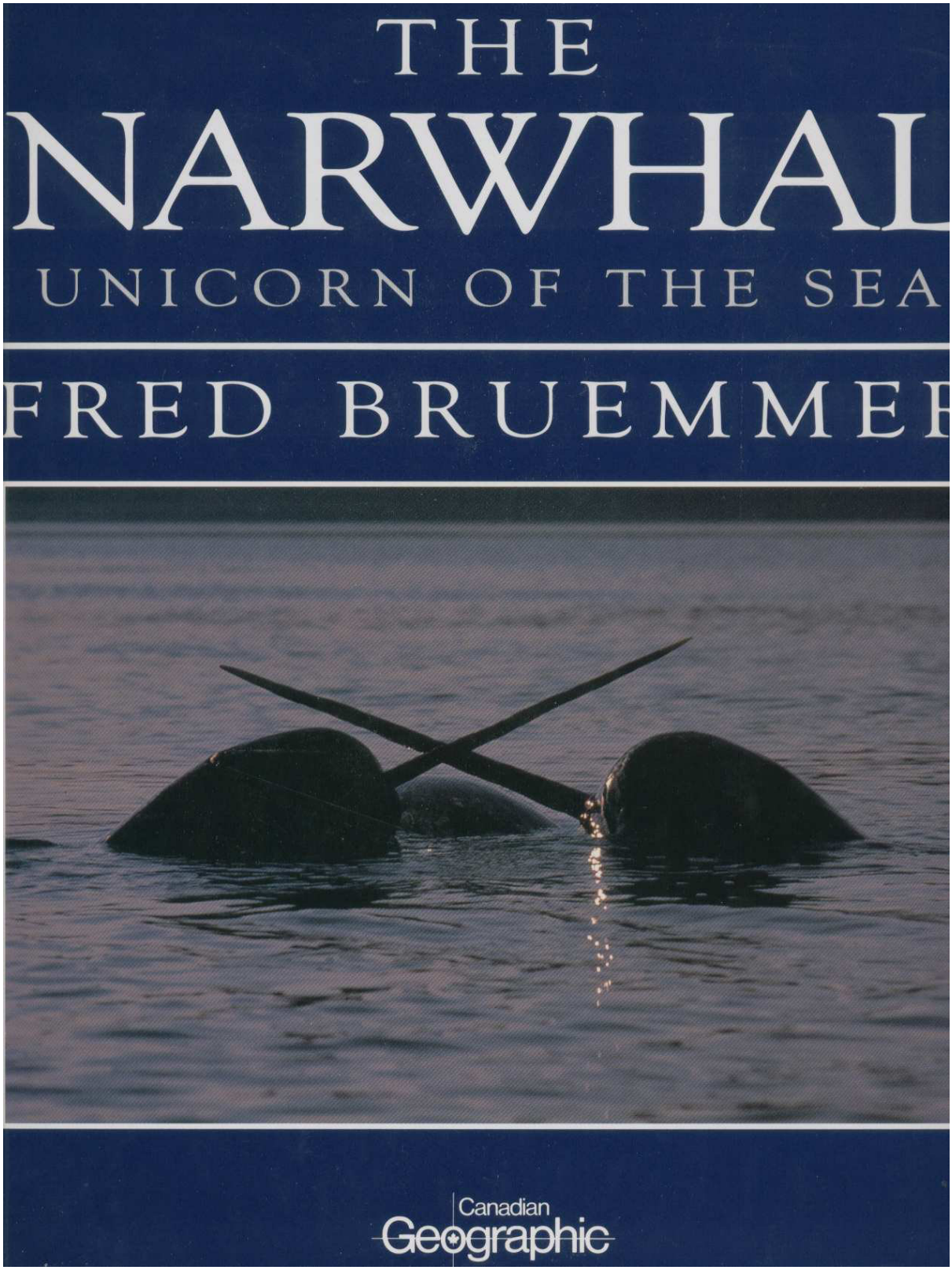
Jetzt bin ich schon seit einiger Zeit wieder aus dem Norden zurück, wo ich einen sehr schönen und interessanten, wenn auch recht kühlen Sommer verbracht habe.

Ich flog nach Frobisher auf Baffinland, der größten Eskimoniederlassung Kanadas. Dies war sehr enttäuschend. Hier wohnen die Eskimos in Häusern, arbeiten für Staatsunternehmen und leben sozusagen in zwei Welten. Das Traurige für Menschen in einem so modernen Lande wie Kanada oder den Vereinigten Staaten, die auf einem ganz anderen, hauptsächlich naturverbundenen Kulturniveau stehen, ist, daß, wenn sie ein Übergangsstadium erreichen, sie fast immer das Schlechte beider Kulturen adoptieren. Sie sind dann weder Eskimo noch europäisch-amerikanisch, sondern eine recht unglückliche Mischung, die oft die nachteiligsten Eigenschaften beider Gruppen annimmt. Der Erfolg ist, daß Frobisher eine Art arktischer Slum geworden ist.

Natürlich gefiel mir das nicht so sehr, und ich versuchte, so schnell wie möglich von dort wegzukommen. Dabei hatte ich wahnsinniges Glück. Ich traf einen Engländer, der dort schon lange wohnt und der immer schon davon geträumt hat, eine Tour durch die ganze gewaltige Frobisher Bucht zu machen, 800 Kilometer per Kanu. Wir haben uns zusammengetan, zwei Eskimos kamen mit und noch ein Kanadier, und wir hatten eine sehr interessante Fahrt.

Wir besuchten unter anderem die Insel, auf der in den Jahren 1576 -1577 Martin Frobisher nach Gold suchte und die seit der Zeit wohl nur von einem halben Dutzend Weißen besucht worden ist. Unterwegs nahmen wir an einer Walroßjagd teil, und auf dem Rückweg überquerten wir die Bucht, was beinah fatal endete, denn wir gerieten mit unseren zwei Kanus in schweres Treibeis. Glücklicherweise war es ganz windstill, und mit einiger Mühe konnten wir uns dann aus dieser kühlen Falle befreien.

Am Tag nach dem ich nach Frobisher zurückkam, flog ich dann weiter nach Norden, nach Resolute auf Cornwallis Island, und von dort mit einem gecharterten Flugzeug zusammen mit den Wissenschaftlern des Fischereiforschungsamtes nach Koluktoo Bay, einer tiefen Bucht des nordwestlichen Baffinlandes. Dort haben wir dann sechs Wochen verbracht und Narwale mit Netzen gefangen, ein sehr kühler und nasser Sport, aber sehr spannend.



Ein Bild, das neugierig macht.
Erschienen bei Key Porter Books Limited, Toronto 1993.

Leider war die Gegend recht tierarm. Einige Wattvögel, Enten und Schneegänse und arktische Möwen, und einmal hatten wir recht früh am Morgen Besuch einer Eisbärenfamilie, aber sonst war ich von der Gegend enttäuscht. Ich habe recht schöne Bilder von den Narwalen, Eisbären und viele schöne Bilder von Kegelrobben aufnehmen können, aber im Vergleich zu Spitzbergen, wo um unser Lager beinah zwei Dutzend Vogelarten ihre Nester hatten, war die Koluktoo Bay Gegend recht vogelarm.

Dafür war die Gegend schön und interessant. Vor sehr langer Zeit muß sie ein Zentrum einer Eskimokultur gewesen sein, denn wir fanden viele prähistorische Häuser, und einer unserer Gruppe, der einen sechsten Sinn zu haben scheint, fand eine ganze Menge hübscher, aus Elfenbein geschnitzter Kunstgegenstände. Ich fand nur eine alte Öllampe aus Steatit, die jetzt mein Zimmer als milde riechender Aschenbecher ziert.

Wir hatten sehr viel Kummer mit Eis, das den ganzen Sommer hindurch unsere Netze bedrohte. Jedesmal wenn der Wind sich drehte, kamen Tage, an denen man überhaupt gar nicht daran denken konnte, in die Bucht hinauszufahren. Dann hatten wir Zeit, lange Wanderungen zu machen. Ich habe es wieder sehr genossen, so alleine einen Tag nach dem anderen die Umgebung zu entdecken, in irgend eine Richtung loszutippeln. Für mich hat es aus irgendeinem Grund eine große Faszination, so ganz ziellos durch die Gegend zu streifen. Es wird nie langweilig, und es gibt immer etwas Neues, leuchtend gefärbte Flechten, schöne arktische Blumen, Überbleibsel alter Eskimosiedlungen und am Strande immer allerhand überraschendes Schwemmgut, zuweilen aus Grönland.

Wir fingen 17 Narwale, darunter mehre Männchen, vier von ihnen mit beinah drei Meter langen Stoßzähnen.

Anfang September flogen wir dann nach Resolute zurück, blieben dort ein Zeitchen, und dann flogen die anderen nach Montreal und ich wieder nach Frobisher. Dort hatte mich die Hudson's Bay Company gebeten, Bilder für ihre Archive aufzunehmen. Nachdem ich damit fertig war, mietete ich ein Boot, mit dem mich ein Eskimo zu einer Familie brachte, die weit weg an der Bucht ihr Lager hatte. Dort blieb ich dann und lebte mit dieser Familie einige Zeit. Dies war noch eine Familie, die nach alter Manier lebt, das heißt im Sommer in einem Zelt, im Winter in einem Iglu,

und die praktisch ganz von der Jagd und aus dem Land lebt. Anfangs waren sie nicht gerade glücklich, plötzlich einen Untermieter zu haben, aber so nach und nach gewöhnten sie sich an mich, und ich habe die Zeit bei ihnen sehr genossen.

Ende September kehrte ich dann nach Frobisher zurück und von dort nach Montreal, und dann war es doch wieder sehr schön, zu Hause zu sein, auch wenn Maud behauptet, das Erste, was ich gesagt hätte, als ich ins Haus kam, war: „Stell dir vor, wo ich nächstes Jahr hinfahre!"

Maudy war erst einige Zeit bei Hella und fuhr dann für einen Monat zu Verwandten von ihr nach Boston und so ist der Sommer für sie auch nicht zu langweilig gewesen. Jetzt sind wir recht emsig dabei, das ganze Material, das ich zurückgebracht habe, auszuarbeiten, und ich hoffe, wir werden damit einigen Erfolg haben.

Gleichzeitig bin ich schon dabei, eine noch größere Fahrt (und mehrere kleinere) für den nächsten Sommer zu planen. Ich möchte gerne in das Gebiet des Großen Sklavensees und von dort per Boot und zu Fuß durch die Tundra an die Nordküste der Hudson Bay, dann irgendwie wieder nach Süden und nach Hause. Diese Fahrt, wenn sie auskommt, wird wohl drei oder vier Monate dauern und sollte recht interessant werden. Im Frühjahr hoffe ich, mit einer Expedition auf die Eisfelder zwischen Grönland und Labrador zu fahren, und außerdem möchte ich gerne eine lange Fahrt mit Maud zusammen in die atlantischen Provinzen Kanadas machen. So sieht es aus, als ob ich nächstes Jahr recht wenig zu Hause sein werde, und für mich ist das immer noch die ideale Lebensweise, und Maudy hat glücklicherweise sehr viel Verständnis dafür. Ab und zu würde ich ganz gerne wissen, was mich partout nach Norden treibt, denn ich kann Kälte recht schlecht vertragen und friere immer wie ein Schneider und verspreche mir dann, nie wieder hinzufahren. Aber kaum habe ich es wieder warm, fange ich wieder an, vom Norden zu träumen.

Wir haben eigentlich in letzter Zeit recht viel Glück gehabt und eine ganze Menge Artikel verkauft, und wenn ich sehe, wie mühselig sich andere Menschen abwursteln, die jeden Tag in irgend einem langweiligen Büro verbringen, dann bin ich wohl immer wieder froh, daß ich etwas gefunden habe, das mich einigermaßen unabhängig macht und mir gleichzeitig Spaß macht. Ich will versuchen, mich immer mehr auf den Norden zu spezialisieren, erstens finde ich es dort am interessantesten, und dann habe ich dort kaum Konkurrenz.

Nu ja, dies ist ein recht langer Brief geworden, wenn ich schon nicht oft schreibe, dann will ich doch versuchen, wenigstens recht ausführlich zu sein.

Aus Montreal am 13. Dezember 1966 an Theodor Lackschewitz in Laubach:

Für mich ist dies wieder ein Jahr voller interessanter Reisen gewesen. Jetzt bin ich schon emsig dabei, die Reisen fürs nächste Jahr zu planen. Maud trägt glücklicherweise meinen Wandertrieb mit Fassung. Als wir heirateten, habe ich ihr schon gesagt, daß sie einen sehr unsteten Mann bekommt, aber wie unstet, hat sie sich damals wohl nicht ganz vorgestellt.

Im März fuhr ich mit Wissenschaftlern des kanadischen Fischereiforschungsamtes für drei Wochen in das Treibeis zwischen Labrador und Grönland, sie um Seehunde zu beringen und zu studieren, ich um die Seehunde zu photographieren. Wir hatten vom Vater Staat sehr großzügig einen Eisbrecher plus Hubschrauber bekommen, eine ideale Manier, um im Norden zu reisen. Wir flogen jeden Tag weit aufs Treibeis hinaus und wurden dann abends vom Hubschrauber wieder eingesammelt. Es war ein eigentümliches und manchmal etwas unheimliches Gefühl, wenn der Hubschrauber mit Geknatter verschwand und man dann allein auf dem Eise war. Die Wellen machen sich doch recht stark bemerkbar, und die Schollen heben und senken sich, stoßen zusammen und fallen wieder auseinander und knarren und stöhnen und beben. Die Seehunde (Sattelrobben, ca. 500.000 davon, werfen ihre Jungen auf dem Treibeis, und es war natürlich herrlich, sie so zu photographieren.

Kaum war ich zurückgekommen, da bekam ich einen Auftrag von einer Zeitschrift, nach Igloolik zu fliegen, einer kleinen Eskimosiedlung im äußersten Nordwesten der Hudson Bay. Dort photographierte ich für sie das Osterfest, hatte mir aber ausbedungen, noch drei extra Wochen für mich selbst dort bleiben zu können. Ich fuhr dann auch gleich nach Ostern mit einem Eskimo mit, der auf der Jens Munk Insel auf der anderen Seite der Foxe Bucht wohnt, ungefähr 140 km von Igloolik. Wir fuhren mit dem Hundeschlitten hin und ich blieb dann zwei Wochen bei ihm und fuhr mit ihm auf alle seine Jagdfahrten.

Es war unerhört interessant, aber barbarisch kalt. Ich hatte mir von verschiedenen Freunden 'arktische' Kleidung zusammengeborgt, aber wenn es 40 Grad unter Null ist, dann ist das einzige, was einen warm hält, doch nur die Fellbekleidung der Eskimos. So habe ich denn anständig gefroren und mir bei einer besonders langen Fahrt die Füße etwas angefroren. Schlimmer noch war, daß eine nach der anderen alle meine Kameras den Geist aufgaben. Nur die treue gute Rolleiflex blieb zum Schluß noch übrig, und mit der habe ich dann beinah alle meine Bilder aufgenommen. Die Finger litten auch recht stark, und ab und zu verwünschte ich die ganze Fahrt nebst allen Eskimos. Der Kummer war auch, daß mein Wirt jeden Morgen, bevor wir losfuhren so ca. 5 Pfund rohes Fleisch mit viel, viel Fett verschlang, während ich beim besten Willen nicht mehr als höchstens ein Pfund herunterwürgen konnte. Danach gab es dann den ganzen Tag nichts, und gegen Abend war ich müde, kalt und ausgehungert. Glücklicherweise sind die Bilder dann doch recht gut geworden, besonders die nächtlichen Zeitaufnahmen von unserem Schneehaus, das im Dunklen wie eine große grüne Kuppel glimmt.



In den letzten Tagen vom Mai fuhr ich erst nach Winnipeg, von dort nach Churchill an der Hudson Bay, und dann weiter nach Baker Lake. Von dort flog ich in die Tundra und wohnte dort sechs Wochen in einem Zelt

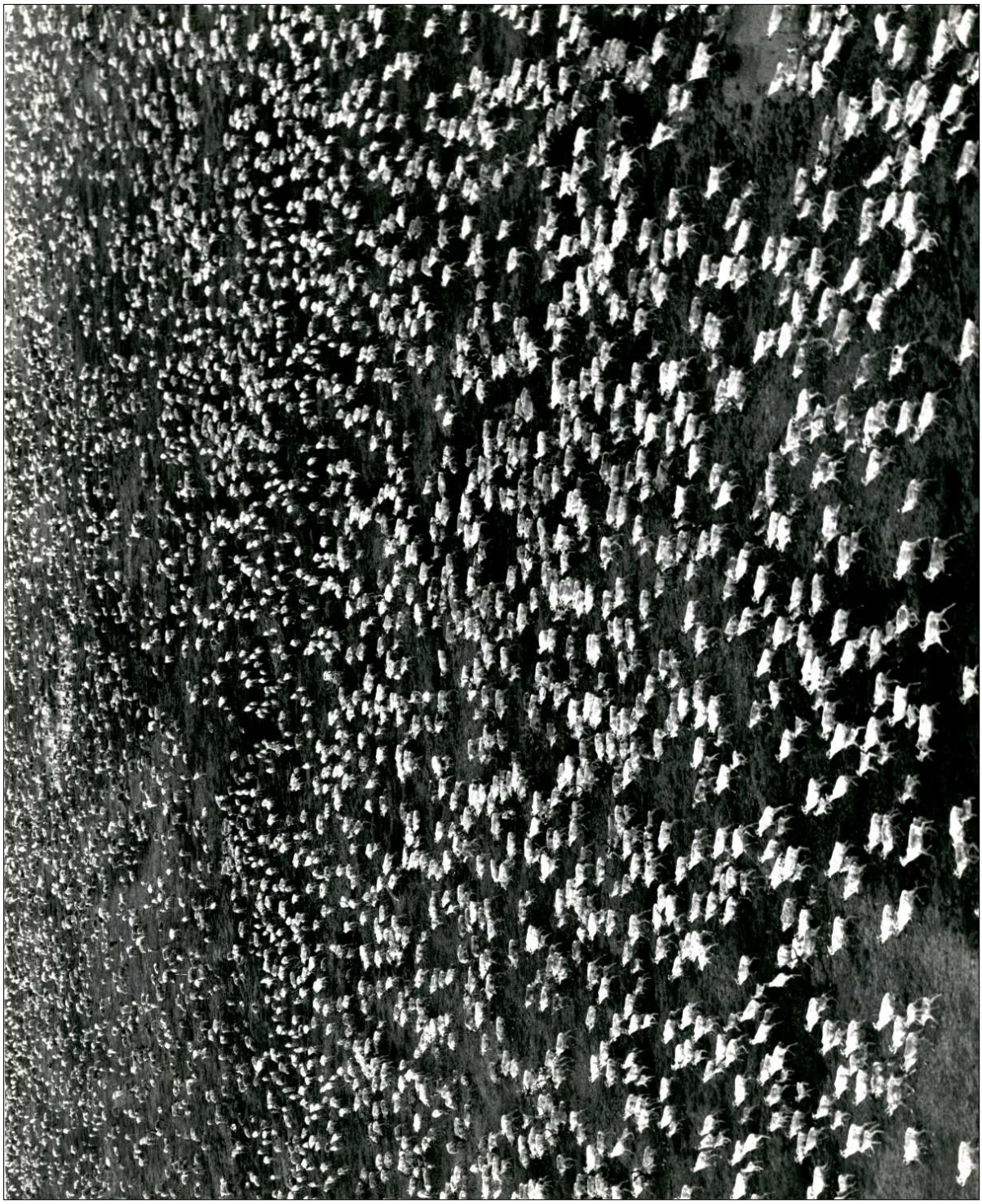
mit einigen Biologen, die Karibus (Wildrentiere) studieren. Als wir im Juni unser Lager aufschlugen, lag noch recht viel Schnee, aber der verschwand dann schnell. Die Karibus kamen in großen Herden, und dort, wo wir unser Lager hatten, wurden die Kälber geboren. Wir fingen viele und markierten sie und waren überhaupt sehr viel unterwegs. Ich hatte es herrlich und genoß es, alle die vielen Tundratiere zu sehen und zu photographieren, was nicht allzu schwer ist, denn sie sind recht zahm. An Schneehühner oder verschiedene Regenpfeiferarten kommt man mit nicht allzuviel Schwierigkeit auf ein paar Meter heran.

Einen Tag regnete es stark, und die anderen saßen im Zelt und lasen, aber ich wollte doch ein bißchen herumlaufen, nahm einen Feldstecher und wanderte los. Plötzlich sah ich etwas in der Ferne, sah es mir besser an, und es war ein Wolf.

Er verschwand nach einiger Zeit hinter einem Felsauswuchs in der Tundra, und ich dachte, er ist natürlich weit, weit weg. Ich wanderte so langsam dorthin, und gerade, als ich auf den Felsen kriechen wollte, sah ich wieder was: diesmal noch ein Wolf, ein ganz weißer. Ich legte mich schnell hin, und er kam schnurstracks auf meinen Felsen zu, und plötzlich erschien von der anderen Seite der Wolf, den ich zuerst gesehen hatte. Sie kamen bis auf 30 Meter auf mich zu und tobten miteinander wie zwei verspielte Hunde. Mit dem Fernglas schienen sie direkt vor mir zu sein, und es war schön, den Tieren lange zusehen zu können.

Mitte Juni fingen die Tundrablumen an zu blühen, und ich verbrachte viele Tage damit, sie zu photographieren. In Kanada wird die Tundra „Barren Lands“ genannt, das tote Land, aber nichts ist weiter von der Wahrheit. Jeden Tag entdeckten wir mehrere Nester, fanden die Bauten von Füchsen und Erdhörnchen.

Alles war herrlich, bis die Mücken kamen. Und wie sie kamen! In so dichten Schwärmen, daß man nur noch mit Netz und Handschuhen hinaus konnte und die Tundra wirklich nur noch an einem recht windigen Tage zu genießen war.



Die Migration der Karibus. Beginn einer langen Tundrareise im Norden Kanadas.

Im Juli flogen wir dann nach Baker Lake, und von dort folgten wir einer großen Karibuherde von ungefähr 60.000 Tieren mit dem Flugzeug, um mehr Information über ihre Migrationsrouten zu sammeln. Ich flog nur 10 Tage mit, bis ich eine gute Serie von Luftaufnahmen von der Herde hatte. Dann brachten mich meine Freunde nach Aberdeen Lake, 400 km westlich von Baker Lake, wo ich bei einer der wenigen Eskimofamilien

blieb, die heute noch auf der Tundra wohnen. Mit denen wohnte ich dann bis Anfang August und zog mit ihnen per Boot, mit Kind, Krams und allen Kötern vom Aberden See zum Schultz See. Zum Schluß brachte mich der Eskimo mit dem Kanu nach Baker Lake zurück.

Eine herrliche Fahrt den großen Thelon Strom abwärts, durch recht wilde Stromschnellen hindurch, an großen Klippen vorbei, an denen Gyrfalken, Wanderfalken und Rauhfußbussarde ihre Nester hatten und von denen ich dann auch noch Bilder bekommen konnte.

In Baker Lake hatte ich Riesenglück. Der kleine Kutter der Royal Canadian Mounted Police war gerade da auf seiner jährlichen Inspektionsreise. Ich bat die zwei Polizisten, mich mit nach Chesterfield Inlet an der Hudson Bay mitzunehmen, und obwohl eigentlich nicht Platz war, sagten sie „nu ja gut, komm mit, es sind doch nur ein paar Tage." Aber unterwegs habe ich sie dann beschwatzt, mich doch weiter mitzunehmen, und auf diese Art bin ich dann die ganze Westküste der Hudson Bay bis hinauf nach Repulse Bay mitgefahren. Wir besuchten auf mein Drängen hin Fullerton, die alte Walfangstation, die schon seit mehr als 60 Jahre verlassen ist, und Fort Hope, das Haus, das Dr. Rae vor mehr als hundert Jahren gebaut hatte, als er nach der verschollenen Franklinexpedition suchte. Alles Stellen, die normalerweise unerreichbar sind. Obendrein sahen wir noch Eisbären, von denen ich endlich eine gute Bilderserie bekam.

Zum Schluß hatte ich dann noch einen Heidenschreck. Auf der Rückfahrt, nicht mehr weit von Whale Cove, gerieten wir in einen ekligen Sturm, dem kleinen Schiff gingen irgendwo die Planken auseinander, dann ging die Pumpe zu allem Überfluß kaputt und, abgesehen davon, daß das beinah das Ende von meiner ganzen Fahrerei war, wurde ein Teil meines Filmes naß. Natürlich schwebte ich in größten Ängsten, daß die ganze Sommerarbeit zerstört wäre. Aber später stellte es sich glücklicherweise heraus, daß nur ganz wenige von den Filmen ernstlich Schaden gelitten hatten.

In Whale Cove blieb ich eine Woche und fuhr mit den Weißwaljägern jeden Tag mit, bis ich eine Chance hatte, mit einem anderen Boot nach Rankin Inlet, weiter nördlich gelegen, mitzukommen. Von dort machte ich dann noch eine herrliche Fahrt nach Marble Island, einer Insel, die früher eines der Zentren des Walfanges in der Hudson Bay war. Ich hatte von einem Eskimo einen kleinen Kutter gemietet und fuhr für einen sehr

langen Tag dorthin. Es ist eine sehr beeindruckende Insel, eine richtige Toteninsel. Überall sind Gräber, die Gräber von Mitgliedern einer der ersten Expeditionen in die Hudson Bay, die dort alle umkamen. Und die Gräber von den vielen, vielen Walfängern, die an Skorbut dort starben. Überall liegen noch Walknochen und allerhand Zeugs von den Walfangschiffen herum. In der Arktis verrottet ja nichts so schnell. Die Eskimos lieben die Insel nicht, sie haben eine abergläubische Furcht vor ihr und behaupten, jeder, der die Insel betritt, wird in einem Jahr sterben. Nu ja, man wird sehen. Wie dem auch sein mag, die Insel ist irgendwie unheimlich. Eigentlich ist sie schön, nicht umsonst heißt sie Marble Island - Marmor Insel. Wenn es auch nur Quarzit ist, so ist sie doch beinah rein weiß und leuchtet schon von Ferne im dunklen Wasser.

Von Rankin Inlet flog ich nach Montreal zurück, hatte gerade Zeit genug, meine Filme zu entwickeln und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung festzustellen, daß alles so ziemlich gut war, und dann flog ich wieder fort. Diesmal nach Frobisher Bay auf Baffinland, wo ich ja schon voriges Jahr gewesen war.

Von dort fuhr ich mit dem Transportschiff der Hudson Bay Company zu allen Siedlungen von Baffinland. Da es schon so spät in der Saison war, fuhren wir erst zur nördlichsten Niederlassung, Arctic Bay, die fantastisch schön gelegen ist, umgeben von gewaltigen, schon schneebedeckten Bergen. Von dort fuhren wir dann südöstlich der großen Insel entlang und legten in jeder Niederlassung für ein paar Tage an, um den Proviant für das ganze Jahr auszuladen.

Der Norden ist ja riesengroß, beinah so groß wie ganz Europa, und doch ist er nur ein Dorf. Jeder kennt jeden, und jeder weiß genau über jeden Bescheid, selbst wenn Tausende von Kilometern sie trennen. Aber das Radio, an dem alle emsig kleben, bringt sie zusammen. Und da die meisten, die den Norden wirklich lieben, auch im Norden bleiben, so sind sie natürlich mit allen bekannt. Auf der ganzen Fahrt hörten wir immer wieder neue Varianten des arktischen Klatsches.

Die Fahrt selbst war an und für sich recht langweilig, die See liegt mir sowieso nicht, ganz besonders nicht meinem Magen, und sechs Wochen davon waren bißchen viel. Dafür war es dann um so schöner, wieder an Land zu kommen und neue Gebiete kennenzulernen. Von unserem letzten Hafen Pangnirtung fuhren wir dann nach Montreal zurück, wo wir Ende Oktober ankamen.

Paar Tage nachher kam dann auch Maud mit Aurel wieder nach Hause. Sie war für den Sommer nach Holland zu ihrer Mutter gefahren und war auch einige Zeit mit einer Freundin in Griechenland gewesen und hat dort sehr die Sonne und die Schönheit des Landes genossen. Sie waren auf den Ägäischen Inseln, die nach ihren Erzählungen zu urteilen, wunderschön sein müssen.

Jetzt sind wir beide wieder sehr häuslich, es wurde schließlich ja auch Zeit, aber sehr lange wird das ja wohl nicht vorhalten. Im Januar will ich für ein paar Wochen auf eine Insel im Atlantik, um dort Seehunde und wilde Pferde zu photographieren. Ein Freund von mir fliegt hin, und da die Insel sonst beinah unerreichbar ist, - sie ist eigentlich nur eine riesige Sandbank, 2 km breit und 40 km lang und liegt so 200 km östlich von Neuschottland im Atlantik - will ich die Chance nicht verpassen. Er studiert Kegelrobben, die dort im Januar ihre Jungen haben, und da er Platz im Flugzeug für mich hat, will ich natürlich mit. Maud, die an diese plötzlichen und langfristigen Seitensprünge gewöhnt ist, trägt es glücklicherweise mit Fassung. Den Rest des Winters werde ich dann auch ganz vorbildlich zu Hause sein, aber wenn das Frühjahr kommt, werde ich mich wohl wieder in den Norden verziehen. Wohin, weiß ich noch nicht; erst einmal muß ich einen armen Dummen finden, der mir das bezahlt oder mich mitnimmt, denn auf eigene Faust sind die Reisen im kanadischen Norden, wo man beinah immer fliegen muß, unerschwinglich teuer. Ich war schon ein paar Tage in Ottawa und habe dort so ein bißchen „herumgepulkert“, und irgend etwas wird schon daraus werden.

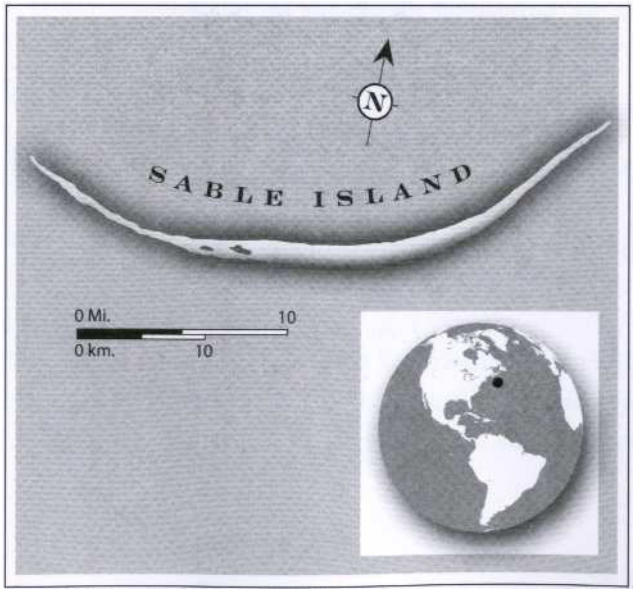
In einem dieser Jahre will auch ich wieder nach Europa kommen. Nächstes Jahr wohl noch nicht, vielleicht aber im Jahr danach. Ich möchte gerne nach Island für ein paar Monate und dann von dort nach Europa kommen.

Nu ja, es scheint mir, dieser Brief ist nichts geworden, als ein schrecklich langer Reisebericht, aber Reisen ist jetzt auch meine Hauptbeschäftigung. Ich weiß nicht so ganz, von wem ich diese große Reiselust habe. Irgendwo in unserem Stammbaum gibt es einen kleinen Zweig – Katarina-Zweig! - für die ein Urahn Bruemmer eine große Schwäche hatte und die angeblich Zigeunerin war. Vielleicht hab ich's von ihr! In einem Deiner Briefe schriebst Du mir, Dein Großvater Middendorff hätte an seine Schwiegertochter geschrieben: "Das Glück liegt in bescheidenen

Regionen, klein aber behaglich!" Weißt Du, so denke ich den ganzen Sommer und schreibe lange Briefe an Maud, wie schön es sein wird, wieder gemütlich zusammenzusein und still zu Hause zu sitzen. Maud hat gerade so viel Sinn für Häuslichkeit und kann ein Haus, selbst so eine alte Bruchbude wie die unsere, ungemein gemütlich machen, und so sehne ich mich denn den ganzen Sommer nach meinem friedlichen Heim und meiner kleinen Familie. Aber kaum bin ich zu Hause, dann brauche ich nur einen Atlas unter die Finger zu kriegen, und schon habe ich den Kopf wieder voller Pläne, was ich nun wieder Neues sehen will.

Aus Montreal am 10. Dezember 1967 an Theodor Lackschewitz, Laubach:

Für mich ist dies wieder ein Jahr von großen Reisen gewesen. Im Januar war ich auf Sable Island, einer kleinen Sandinsel weit draußen im Atlantik, ungefähr 200 km östlich von Kanadas Küste.



Ich flog mit einem Wissenschaftler mit, der die große Kegelrobbenkolonie dort studierte. Diese Robben kommen im Januar zur Insel, um zu welpen, und Ende Januar sind mehr als tausend von ihnen auf der Insel. Außerdem gibt es auf dieser Insel wilde Pferde, wahrscheinlich Nachkommen von spanischen Pferden, die sich vor einigen hundert Jahren von einem verschollenen Schiff hier an Land gerettet haben.

Wir waren ein paar Wochen auf der Insel, lebten in einem ziemlich zerfallenen Leuchtturm und genossen die Wildheit und Einsamkeit der Insel, wo ein Sturm den anderen ablöst und oft dichter Nebel der großen Robbenkolonie etwas eigentümlich Gespenstiges gab.

Im April flog ich nach Ellesmereland, der nördlichsten der großen arktischen Inseln. Dort gibt es nur eine kleine Siedlung, und die Eskimos von Grise Fjord machen noch recht große Jagdreisen per Hundeschlitten, um Eisbären zu schießen. Ein Eskimo, der einen Motorschlitten besaß, nahm mich netterweise mit auf eine kurze Fahrt nach Osten an der Küste von Ellesmereland entlang. Es war sehr kalt (und ich fror mir mein Gesicht anständig an!), aber klar und schön, und die Küste mit gewaltigen rostroten Klippen und blauweißen Gletschern unerhört beeindruckend. Der Eskimo jagte Seehunde und Polarhasen, die ganz weiß und erstaunlich groß sind, sie wiegen ungefähr 20 Pfund.



Der Polarhase (Lepus arcticus)
behält im hohen Norden auch im Sommer das weiße Fell.

Gleich nachdem ich nach Grise Fjord zurückkam, fing die große Fahrt mit vier Eskimos und zwei großen Schlitten und 30 Hunden an. Wir

fuhren Ende April los und kamen nach einer Fahrt von ungefähr 2.000 km Mitte Juni wieder zurück.



Mit dem Hundeschlitten entlang der Küste von Ellesmereland

Erst ging es nach Westen, entlang der Küste von Ellesmereland, dann überquerten wir Jones Sound und die Devon Insel, fuhren weiter nach Westen zur Cornwallis Insel, schwenkten nach Norden ab, überquerten dann weit im Norden wieder die Devon Insel und den Jones Sound und erreichten so wieder Ellesmereland.

Es war ein eigentümliches (und kaltes) Leben. Wir lebten in Zelten oder, wenn es sehr kalt war, in schnell gebauten Schneehäusern. Tag und Nacht fangen zu dieser Jahreszeit an, sich ziemlich gleich zu sein, so reisten wir denn gewöhnlich 14 oder auch 20 Stunden, und oft, wenn wir hinter Eisbären her waren, viel mehr (eine wilde Jagd über mörderisch aufgetürmte Eisschollen dauerte 56 Stunden), aber dann anschließend schliefen wir auch 14 oder 20 Stunden. Die Zeit hört auf, eine Rolle zu spielen. Man lebt nach und mit der Natur, es ist eine Reise ohne ein festes Ziel, einen Tag fährt man in eine Richtung, dann überquert man Eisbärenspuren und auf geht's in die andere Richtung. Wir hatten etwas Proviant mit, aber der war schnell verzehrt, und danach lebten wir ausschließlich von der Jagd - und für uns und unsere Hunde brauchten

wir ungefähr 100 Pfund Fleisch pro Tag. Schossen sie Bären (die sehr gut schmecken – aber nach einem langen kalten Tag schmeckt alles herrlich!), dann war unser Nahrungsproblem für ein paar Tage gelöst; sonst aber schossen sie gewöhnlich genug Seehunde und die kleinen, beinah weißen Wildrentiere der Hocharktis, so daß wir eigentlich nie Mangel litten.



Erst denkt man über vieles nach, wundert sich (als Weißer), wo man ist, würde gerne wissen, was die Reisekameraden den nächsten Tag vorhaben. Man ist noch von so einer Art zivilisierter Unruhe erfüllt. Aber das gibt sich schnell. Nach ein paar Tagen lebt man nur für heute - man

fährt von nirgends nach nirgends durch eine Unendlichkeit von Weiß. Die Welt hört auf zu existieren, man ist nur selbst - die Hunde sind real, und die Bären und das Eis und die Kälte. Die große Welt, die Welt von Autos und Raketen und Krieg und Uhren und Hast und Zeitungen verliert ihre Realität. Man denkt nicht mehr an sie. Das Wichtige ist, heute einen Seehund zu schießen, sonst hat man heute nichts zu essen. Die Welt ist weiß und ohne Ende, die Eisblöcke türmen sich, die Schlittenkufen quietschen schrill und eintönig über den harten Schnee. Es ist in mancher Hinsicht eine Fahrt zurück in eine gewesene Zeit, eine Art Regression in menschlicher Geschichte, zurück zu einem einfacheren, härteren Anfang.

Oft war es auch eine recht spannende Reise. Ihre Methode, Bären zu jagen, ist recht einfach. Erst sitzen sie wie Statuen auf einem hohen Berge oder auf einem eingefrorenen Eisberg und überschauen stundenlang mit ihren Fernrohren die weiße Unendlichkeit.

Haben sie einen Bären erspäht, dann werden die Schlitten abgeladen und los geht's. Erst ist es noch eine ganz friedliche Fahrt, denn man will keinen Krach machen und den Bären warnen. Hat er uns aber einmal gesehen und rennt weg in seinem eigentümlichen Schweinsgalopp, dann hört jegliche Friedlichkeit auf. Einige der Hunde werden losgelassen, und sie rasen hinter dem Bären her, während ihre Genossen rennen, was sie können, und der schwere Schlitten saust nur so über Schnee und Eis, und es stiebt, und man hat die Augen voll Schne, und schneller und schneller geht es. Der Bär wendet sich und greift die Hunde an und verliert seinen Vorsprung. Und dann sieht er die Schlitten und läuft wieder, und die Eskimos lassen alle Hunde los, und man ergreift Gewehre und Photoapparate und rennt und rennt und fällt und rennt, und die ganze Meute japst um den Bären herum, und er schlägt um sich mit seinen Pratzen, bis ihn die Kugel erschlägt.

Im ganzen schossen sie acht Bären, aber einen verloren sie in einer Eisspalte. Allein in einer Nacht schossen sie vier Bären, darunter einen, der mehr als 1.000 Pfund wog. Dieser hätte mich beinah erwischt. Ich war dummerweise dem Eskimo vorausgelaufen, um zu photographieren, der Bär schlug sich durch die Hundemeute durch und griff mich auf recht kurzem Abstand an. Der Eskimo hinter mir konnte nicht schießen, denn ich war zwischen ihm und dem Bären, und einen Moment sah die Sache recht unangenehm aus. Ich nahm natürlich Reißaus mit dem üblen

Gefühl, jeden Moment am Schlafittchen gepackt zu werden, aber dann schoß der Eskimo und fällte den Bären mit einem Schuß.



Der Eisbär ist gestellt, gibt sich aber nicht geschlagen bis ihn die tödliche Kugel trifft.

Nachdem wir nach Grise Fjord zurückkamen, hatte ich noch fünf Tage Zeit, bis das Flugzeug für mich kam. So heuerte ich einen anderen Eskimo an und fuhr noch einmal über den Jones Sound hinüber, wieder mit Hunden, um auf der Devon Insel drei Tage (und Nächte) lang nach Moschusochsen zu suchen. Wir hatten recht guten Erfolg, fanden zweikleine und eine sehr große Herde, und ich konnte endlich auch eine recht gute Serie von Bildern von ihnen bekommen.

Dann zurück nach Grise Fjord, und den nächsten Tag war ich schon auf dem Rückweg nach Montreal und erschien hier noch vermummt in meiner arktischen Kleidung an einem glutheißen Tag im Juni.

Dann hatte ich drei herrliche Wochen zu Hause, genoß es, wieder bei meiner Familie zu sein und zusammen zur Weltausstellung zu gehen, die wirklich fantastisch war, genoß die Wärme und den Komfort der Zivilisation. Auf die Dauer würde ich einen schrecklich schlechten Eskimo abgeben!

Mitte Juli fing dann die nächste Fahrt an, diesmal mit ein paar Wissenschaftlern, die Eisbären fangen, untersuchen, beringen und dann wieder freilassen wollten.

Zunächst flogen wir nach Southampton Island, einer großen Insel in der nordwestlichen Hudson Bai und von dort mit dem Boot eines Eskimos zur Coats Insel. Dort bauten wir Dutzende Fallen, patrouillierten sie treu (35 km zu Fuß, und das jeden Tag und bei jedem Wetter) und fingen in zwei Monaten einen Bären! Für mich war dieser Teil der Fahrt nicht ein ganzes Fiasko, denn auf Coats Island gibt es gewaltige Lummenkolonien und auch Stellen, wo sich Walrosse zu mehreren Hunderten in der Sonne aalen, und so hatte ich recht viel zu photographieren, auch viele Vögel (unter anderem Wanderfalken und Grönlandfalken an ihren Nestern). Und dann gab es auf der Insel noch sehr viele interessante Überreste - Häuser aus Walroß, Walfischknochen und Stein, Gräber und allerhand andere Überbleibsel von einer prähistorischen Eskimobevölkerung. So verging die Zeit für mich wenigstens schnell, und trotz der vielen Arbeit war für mich diese Fahrt nicht umsonst.

Die anderen fuhren im September für paar Wochen nach Süden, ich blieb auf Southampton Island und fuhr mit Eskimos auf Walroßjagd und Karibujagd und kam dann mit den anderen wieder Anfang Oktober in Churchill zusammen. Von dort flogen wir mit einem großen Hubschrauber und allem unseren Kram nach Cape Churchill und stellten dort wieder Schlingen, und diesmal klappte es. Nach ein paar Tagen fingen wir unseren ersten Bären, und in den nächsten sechs Wochen fingen wir noch zwanzig weitere, und viele von ihnen fingen wir mehre Male, so daß sie wie alte Bekannte für uns waren. Das ist keine Übertreibung.

Wir erwarteten einmal einen Mann aus Ottawa, der kommen sollte und einen der Bären mit einem Halsband, in das ein Radiosender eingebaut ist, verzieren sollte. Wir hatten gerade einen sehr schön passenden Bären gefangen, der ganz resigniert in der Falle saß, und beschlossen, ihn ein paar Tage zu behalten. Die Fußschlinge saß gut, der Bär sperkelte sich

nicht, und ich ging zweimal pro Tag hin und fütterte ihn, und bald war er so zutraulich, daß er kam und mir aus der Hand fraß (und nur das Fleisch und nicht die Hand!). Nach ein paar Tagen konnte ich ihn (mit Vorsicht) streicheln, und im großen und ganzen benahm sich dieser Bär wie ein übergroßer Schoßhund.

Einen Tag hatten wir drei Bären: einen in einer Falle und zwei ganz nah auf einem Felsen und frei. Ich ging hin, um sie zu photographieren, und einer von ihnen stand plötzlich auf und kam auf mich los. Wir haben ihn dann mit Warnschüssen verscheucht und später gefangen und markiert, und vor ein paar Tagen hörte ich, daß dieser selbe Bär ein paar Indianer angegriffen und schrecklich zerfleischt hat. Wir hatten natürlich Gewehre mit, brauchten sie aber nie im Ernst, denn außer diesem einen aggressiven Bären waren alle anderen sehr resigniert über ihr Malheur und warteten nur darauf, daß wir sie aus der Falle fischten. Dies machten wir, indem wir ihnen mit einer Spezialflinte eine Drogeninjektion gaben. Dann schliefen sie friedlich ein, wir konnten sie befreien, messen und markieren und wiegen, und so nach einer Stunde kamen sie dann wieder zu sich, sahen uns erstaunt an, als ob sie sagen wollten: "Was ist eigentlich hier passiert?" und trotteten dann nach einem Zeitchen ab.

Diese sechs Wochen, in denen wir wahnsinnig viel zu tun hatten, aber andererseits auch dauernd Bären fingen und viele freie Bären sahen, vergingen sehr schnell und waren sehr interessant und oft spannend.

Mitte vorigen Monats bin ich dann endlich wieder in meinen friedlich häuslichen Hafen eingekehrt und arbeite mich jetzt mit Mauds Hilfe durch einen riesigen Wust von Bildern und Notizen und versuche, das alles in Ordnung zu bringen, um dann anzufangen, Artikel zu schreiben. Einige von der Frühjahrsfahrt sind schon erschienen, und ich werde Dir ein paar Hefte schicken, die Dich vielleicht interessieren werden.

Jetzt genieße ich es wohl sehr, wieder zu Hause zu sein. Maud verwöhnt mich schrecklich, Aurel ist voller Geschichten - gerade in dem Alter, wo er alles wissen will und alles erzählen will. Meine Wanderlust ist für ein gutes Zeitchen voll und ganz befriedigt, und es ist herrlich, so still und zufrieden wieder hier zu sein.

Aus Montreal am 11. Mai 1968 an Theodor Lackschewitz:

In ein paar Tagen fängt meine Sommerwanderung wieder an.
Unser Winter war sehr still und friedlich und für mich sehr häuslich. Im März wurde das zweite Kind geboren; wir hatten eigentlich eine Tochter bestellt, aber es wurde wieder ein Junge, René Arist. Nu ja, für das Weiterbestehen der Bruemmers ist jetzt ganz gut gesorgt! Maud und dem Baby geht es gut, und Aurel gedeiht auch wie ein Unkraut, ist den ganzen Tag draußen und kommt dann dreckig, braun und zerkratzt am Abend wieder heim.

Arist war vor ein paar Tagen in Montreal, und es sieht so aus , als ob er doch nach Peru ziehen wird. Er hat ein recht verlockendes Angebot von einer Gesellschaft dort bekommen, überlegt sich die Sache eben noch, aber ich denke, er wird hinfahren, wahrscheinlich für mehrere Jahre.

Im Februar war ich eine Woche in Toronto, für ein paar Fernsehprogramme und auch fürs Radio, und nachdem ich der Nervenmühle entwischt war, blieb ich noch ein paar Tage bei Hella, wo es herrlich gemütlich war.

Abgesehen von dieser kleinen Fahrt, war ich den ganzen Winter vorbildlich häuslich, eigentlich zu häuslich, denn auf die Dauer geht mir das auf die Nerven, und dann bin ich anscheinend ganz unausstehlich, denn Maudy ist auch schon sehr dafür, daß ich mich auf die Socken mache.

Ich habe sehr viel geschrieben, unter anderem eine ewig lange Geschichte des Walfangs in der Arktis, und fange so nach und nach an, auch mehr in die Vereinigten Staaten zu verkaufen, was finanziell recht angenehm ist, denn die großen Zeitschriften dort bezahlen doch sehr viel besser als Zeitschriften in Kanada oder Europa. 'Das Tier' hat übrigens kürzlich zwei meiner Artikel veröffentlicht, einen im Februarheft und einen im April.

Jetzt will ich für fünf oder sechs Monate nach Labrador fahren; diesmal ganz auf eigene Faust und eigene Kosten. Es wird wohl ein langer, sehr teurer, aber hoffentlich interessanter Spaß werden.

Vor ein paar Tagen war ein Freund von Freunden bei uns, der die Atlantik-Küste von Labrador sehr gut kennt, und erzählte uns eine recht faszinierende Geschichte:
Die Missionen unter den Eskimos dieser Küste wurden vor ca. 200 Jahren von den Moravian Brethren, den Herrnhutern, begonnen, und während der ersten 150 Jahre oder so waren die Missionare beinah immer Deutsche. Der Erfolg ist, daß die Eskimos in dieser Gegend Deutsch zählen (ihr eigenes Zahlensystem geht nur bis zehn), und in Nain haben sie noch heute ein kleines Eskimokammerorchester, das sich auf Mozart und Bach spezialisiert hat! Und sie singen deutsche Choräle, allerdings dann auf Eskimo. Ich freue mich jetzt schon drauf, dort einen Gottesdienst mitzumachen!

Ich werde von Montreal an der Nordküste des Sankt Lorenzstromes ostwärts fahren, dann nach Norden an der Atlantischen Küste von Labrador, dann östlich an der Hudson Straße und nach Süden an den Küsten der Hudson Bai und James Bai entlang. Wie ich das alles schaffen werde, ist noch eine sehr große Frage, denn die Flug- und Schiffverbindungen zwischen den verstreuten Niederlassungen sind spärlich oder existieren gar nicht, so daß ich wahrscheinlich immer wieder Eskimos mit Kanus werde anheuern müssen, um von einer Siedlung zur nächsten zu kommen. Mein Eskimo ist leider noch immer sehr schlecht. Es ist eine sehr komplizierte Sprache mit Dutzenden von sehr verschiedenen Dialekten, und da ich immer wieder in andere Gebiete fahre, muß ich beinah jedesmal von vorne anfangen.

Wir spielen mit dem Gedanken, ein Haus zu kaufen, aber es wird wohl in der Stadt sein, entweder in Montreal oder vielleicht in Ottawa. Maudy ist mehr Stadtmensch, und nachdem ich mir fünf oder sechs Monate ein paar hunderttausend Quadratkilometer von Felsen und Schnee angesehen habe, komme ich dann doch auch ganz gerne wieder in eine Stadt zurück. An und für sich spielt es keine große Rolle wo wir wohnen, ob ich nun hier schreibe oder sonstwo, bleibt sich ziemlich gleich, aber für Maudy ist eine Stadt doch netter als irgendwo draußen auf dem Lande allein zu sitzen.

Aus Montreal am 23. Dezember 1968 an Theodor Lackschewitz:

Morgen ist Weihnachten.
Für mich hat dieses Jahr zum großen Teil aus einer sehr langen Fahrt bestanden. Ich fuhr im Mai weg und kam erst im November wieder nach Hause. Es war etwas eigentümlich, als ich wegfuhr war unser zweiter Sohn, René, noch so ein eben geborener Winzikus, als ich wiederkam, konnte er schon stehen! Um so schöner ist es jetzt, zu Hause zu sein, nur wünschte ich mir, ich hätte nicht so viel zu tun und hätte, wenn ich hier bin, wenigstens mehr Zeit, mich meiner Familie zu widmen. Aber das Bildarchiv wird immer größer und komplizierter. Wir haben jetzt schon über 30.000 Photographien aus dem Norden - und den ganzen Kram zu sortieren und zu katalogisieren ist schon ein langweiliges Elend. Aber tut man's nicht, kann man überhaupt nichts mehr finden. Gott sei Dank hat Maud eine Engelsgeduld und nimmt mir einen großen Teil dieser Arbeit ab, so daß ich mehr Zeit zum Schreiben habe.

Die Fahrt dies Jahr ging von Montreal nach Moosonee, entlang der Küste des Sankt Lorenzstroms, dann nördlich entlang der Labrador Küste, dann nach Westen entlang der Ungava Bucht und Hudson Straße und dann südlich entlang der Küste der Hudson Bai und James Bai und dann von Moosonee mit der Bahn wieder nach Hause.

An der Nordküste des St. Lorenzgolfes habe ich viel Seevögel photographiert. Dort sind gewaltige Kolonien von ihnen an herrlichen Steilküsten. Es ist eine wilde, rauhe und einsame Landschaft, und die Inseln, auf denen die Vögel brüten, sind sehr beeindruckend.

An der *Belle Isle Strait* blieb ich stecken. Zu viel Eis. Unmöglich, weiter nach Norden zu kommen. So fuhr ich dann nach Neufundland hinüber und besuchte dort an der Nordspitze die vor einigen Jahren von einem norwegischen Wissenschaftler entdeckten Reste einer Wikingerniederlassung, vielleicht das berühmte Winland von Leif Ericsson.

Anfang Juni nahm mich dann ein Frachter nach Goose Bay an der Labradorküste mit, und von dort flog ich nach Hopedale, das ursprünglich „Hoffnungsthal“ hieß!

Diese Küste hat eine eigentümliche Geschichte. Um 1750 herum kamen deutsche Missionare, Herrnhuter oder Mitglieder der Brüdergemeinde,

via Grönland nach Labrador, um die Eskimos zu bekehren, und gründeten dort mehrere Missionen, erst Nain, dann Hoffnungsthal, dann Hebron, Ramah und noch viele andere. Sie sind auch heute noch dort, allerdings hat der englische Zweig der Brüdergemeinde die Missionen seit 1935 übernommen.

Die deutschen Missionare sprachen natürlich Eskimo, aber Worte, die sich entweder nicht übersetzen lassen (Eskimo ist eine sehr konkrete Sprache, abstrakte Ausdrücke fehlen ihr fast ganz), oder Worte, die der Eskimosprache fehlten, ersetzten sie durch deutsche Worte, und diese sind jetzt in die Sprache der Eskimos eingegangen, so daß z. B.: Mitwogame ist Mittwoch, Sonntagame ist Sonntag usw. Auch viele Kirchenworte wie 'heilig', 'Segen' sind aufgenommen worden. Und wohnt man jetzt einem Eskimogottesdienst bei, dann hört man immer wieder deutsche Worte durchklingen. Abgesehen davon, haben die Eskimos, die an und für sich Familiennamen nicht kennen, die Namen von Missionaren übernommen.

Ein Eskimo, bei dem ich ein Zeitchen wohnte, hieß Nikodemus Mentzel! Die Missionare hielten mit deutscher Gründlichkeit sehr detaillierte Tagebücher und Register. In einem dieser Register fand ich, daß einer der ersten Missionare in Hopedale ein David Krügelstein, geboren 1743 zu Brinkenhof, Liefland, Beruf Studiosus, war. Recht überraschend!

Ich wohnte dann noch eine Zeit bei einem sehr abgesonderten Indianerstamm, den Naskapis. Im Winter leben sie weit verstreut im Inneren von Labrador, aber im Sommer kommen sie an die Küste um zu fischen. Sie waren nett und interessant, haben noch allerhand alte Gebräuche. Eines Nachts nahmen sie mich mit zu einem traditionellen Tanz, der Stunden und Stunden dauerte, nur von einer sehr eigentümlichen Trommel begleitet, bis sie in einen Trancezustand gerieten. Abgesehen davon sind diese Tänze auch sehr erotisch, und mir ist schon ein bißchen klarer geworden, warum die Missionare, die bei so etwas den Spaß nicht sehen, so dagegen sind. Photographieren durfte ich allerdings nicht. Aber es war schon sehr beeindruckend, so etwas noch zu sehen.

Bis Nain kam ich eigentlich ohne zuviel Schwierigkeiten, entweder mit Flugzeug oder Schiff, aber dann wurde es schon schlechter. Nördlich von Nain gibt es keine Niederlassungen mehr an dieser Küste, nur Sommerlager von Eskimos. So habe ich mich denn sehr mühselig mit

kleinen Booten von einem dieser Lager zum nächsten begeben, was bißchen gruslig ist, denn man hat immer Sorgen, daß man mit so einem kleinen Kanu von einem Sturm erwischt wird, und an der Steilküste kann man nicht landen, und dann ist es ganz Essig.

Dafür sind die Küsten und die Fjorde, die bis zu 80 km tief ins Land schneiden, wirklich herrlich schön. Die Eskimos haben ihre Lager gewöhnlich am Ende der Fjorde, und mit ihnen habe ich über einen Monat verbracht, bis ich endlich nach Port Burwell an der Nordspitze von Labrador kam.

Von den Siedlungen aus entlang der Hudson Straße habe ich recht viele Fahrten mit den Eskimos gemacht. So etwas macht mir immer noch enormen Spaß, und der Norden ist so groß und vielseitig, es gibt immer etwas Neues und Interessantes zu sehen. In Wakeham Bai heuerte ich einen Eskimo mit seinem Boot für ein paar Tage an, und wir fuhren ca. 120 km zu einer kleinen Insel, wo vor ein paar Jahren eine Menge sehr eigentümlicher Felsritzungen entdeckt worden sind. Es sind 'Masken' - die Eskimos nennen sie Teufelsgesichter! -, mindestens 1.000 Jahre alt, schon stark von Flechten überwachsen, aber doch noch deutlich zu erkennen. Ich hatte mir vorsichtshalber Holzkohle mitgenommen, und damit hat 'mein' Eskimo dann die Gesichter und Masken nachgezogen, so daß ich sie gut photographieren konnte.

In der Hudson Bai hatte ich dann noch das Glück, zu den sehr abgelegenen Belcher Inseln mitgenommen zu werden, dem letzten Platz in der kanadischen Arktis, wo die Eskimos noch Kajaks benutzen. Außerdem tragen sie sehr eigentümliche Jacken: sie sind aus Eiderentenhaut (mit Federn) gemacht, und kommt einem so ein Mann entgegen, sieht er aus wie ein großer Vogel. Aber warm sind sie - stinken tun sie auch -, und das ist die Hauptsache.

Von dann an mußte ich mich beeilen, denn der Winter war schon um die Ecke, und bleibt man irgendwo stecken, wenn die See anfängt zu frieren, dann sitzt man ein paar Monate fest, bis Flugzeuge mit Skiern landen können. So habe ich mich denn beeilt und war in den ersten Novembertagen endlich wieder zu Hause.

Hier ist so alles beim alten. Nach und nach staffieren wir unsere Wohnung auf 'nördlich' aus: ich versuche, von jeder Fahrt einige Sachen mitzubringen, Felle, Waffen, Kunstwerke der Eskimos. Vor allen Dingen

für alte Sachen habe ich eine Schwäche. Manche kaufe ich, und ein paar sehr alte prähistorische Dinge habe ich so auf meinen Wanderungen gefunden. Diesmal habe ich mir eine alte Fleischschüssel erstanden. Ich finde das Dings bildschön, Maudy sagt sehr prosaisch, sie stinkt (was wahr ist!).

Es hat mich beinah zwei Monate gekostet, alle Bilder zu entwickeln und zu sortieren und überhaupt alles fertigzustellen, und ich fange erst jetzt wieder an, Artikel zu schreiben. Es wird auch höchste Zeit; diese ganze Fahrt habe ich völlig auf eigene Kosten gemacht, und es hat ein ziemlich horrendes Geld gekostet.

Nu ja, das war also die jährliche Reise! Jetzt plane ich schon die nächste und die wird wohl noch länger und komplizierter und, ich fürchte, auch teurer werden. Aber damit hat es Gott sei Dank noch ein bißchen Zeit.

Während meiner Abwesenheit hat Arist wieder geheiratet; wir haben uns alle schrecklich darüber gefreut, und seine Frau ist ganz reizend. Es ist Margarete von Kruedener. Sie wohnte in New York bei Herbert Kursell, da ihre Mutter, eine geborene Wrangell, die Schwester von Herbert Kursells Frau ist.

Arist, der auch nicht sehr viel besser ist, als ich es bin, hat sich prompt nach seiner Hochzeit nach Peru verzogen, wo er für eine amerikanische Gesellschaft arbeitet. Seine Frau wohnt hier mit den beiden Kindern ganz nah von uns, und wir sehen sie sehr oft. Sie ist furchtbar nett, und sie und Maudy haben sich sehr angefreundet. Sie wird im kommenden Jahr nach Peru ziehen, uns tut das natürlich sehr leid, aber andererseits ist so eine *marriage par distance* auch nicht sehr befriedigend. Sechs Monate im Jahr ist schlimm genug!

Hella war vor ein paar Wochen hier; sie und ihr Mann waren gerade von ihrer jährlichen Fahrt nach Mexiko zurückgekommen, die sie, wie immer, sehr genossen hatten. Obendrein haben sie in Mexiko City eine Tante entdeckt, Sigrid Bruemmer, die Tochter von Hermann Bruemmer, der in Berlin wohnte. Außerdem ist da noch ein Onkel Bruemmer, ein etwas schrulliger Junggeselle, der eine Hazienda irgendwo hat, wo sich Hase und Fuchs ‚Gute Nacht' sagen. Den wollen sie im kommenden Jahr besuchen. Ich ahnte überhaupt nicht, daß es noch so viele Bruemmers gibt.

Aus Montreal am 23. November 1969 an Theodor Lackschewitz:

Ende März fuhr ich wieder nach Norden und kam erst Ende September wieder nach Hause. Ich flog von hier nach Edmonton in der Provinz Alberta und von dort nach Cambridge Bai auf der Viktoria Insel. Von dort ging es dann per Hundeschlitten weiter, und nach einer miserabel kalten Reise von neun Tagen kam ich bei den Eskimos von Bathurst Inlet an.

Dies ist eine kleine Gruppe von Eskimos, die in einer so abgelegenen Gegend wohnt, daß sie bis jetzt der Vormarsch der Zivilisation und Technik nicht so ganz erreicht hat, und mit ihnen habe ich dann sechs Monate lang gelebt.

Es war eine recht eigentümliche Existenz. Mein 'Zuhause' war ein schmaler Teil eines von Schneeblöcken umgebenen Zeltes, das ich mit dem Stammesältesten dieser kleinen Gruppe teilte. Im Spätwinter und Frühling lebten wir hauptsächlich von Seehunden, die sie mit unendlicher Geduld durch Löcher im Eis harpunierten.



Das kleine Inuitlager mit 21 Personen bei Bathurst Inlet war 1969 für sechs Monate "das Zuhause" von Friedel v. Bruemmer.

Manchmal standen sie, ohne sich zu regen, vier Stunden und länger über dem Seehundsloch, die Harpune bereit, und das bei 20 und 30 Grad unter Null und oft recht starkem Wind Und dann anschließend das große Festmahl: Speck und Eingeweide roh, das Seehundsfleisch gekocht.

Man gewöhnt sich eigentlich recht schnell daran, und da wir nur von Fleisch und Fisch lebten, mußte man ja recht viel davon roh essen, um nicht Skorbut zu bekommen. Im Frühjahr hatten wir eine lange, recht magere Zeit. Seehunde waren nicht mehr zu bekommen, die Karibus mager und ohne Fett, und wir hungerten ganz hübsch, und unsere armen Hunde waren nur noch Skelette. Aber das scheint immer so zu sein, und die Eskimos machten sich erstaunlich wenig Sorgen darüber.

Es war eine durchaus hübsche Gegend. Herrliche Blumen wuchsen während des kurzen Sommers, und ich habe viel photographiert. Mit den Eskimos, die noch recht nomadisch sind, bin ich natürlich auf vielen Jagdfahrten gewesen und habe recht viel von dem Gebiet sehen können. Mit Tierphotographie war es schon sehr viel schlechter. Was da auch kräuchte und fleuchte wurde gefangen oder geschossen und gegessen. Und um überhaupt etwas auf meinen Film zu bekommen, mußte ich mich selbständig machen und wanderte ab und zu auf ein paar Tage landeinwärts und habe dann doch mit recht viel Glück viele der Tiere des Nordens photographieren können.

Das Schwierigste eigentlich war, daß ich monatelang keine Nachricht von zu Hause hatte, und das machte mir doch recht viel Sorgen. Und dann fand ich es doch recht schwierig, mich in eine so ganz andersartige Kultur ‚hineinzufühlen'. Was mich irgendwie am meisten faszinierte, war die Idee, daß wenigstens die älteren Menschen dieser Gruppe kulturell und vermutlich dann auch geistig die Zeitgenossen unserer Vorfahren aus dem Magdalénien (*Eine Kultur der jüngeren Altsteinzeit in Mittel- und Westeuropa – 17.000-10.000 v. Chr.; K.L.*) waren. Mein 'Wirt' war ungefähr 12 Jahre alt, bevor er einen Weißen sah, und wuchs sozusagen in der Kultur der Altsteinzeit auf: mit Pfeil und Bogen, mit Steinwerkzeugen, mit einem Feuerbohrer, mit Hornlanzen und Steinharpunen.

Ich hatte mir etwas naiv gedacht, ich könnte mich in sechs Monaten in die Geistes- und Gedankenwelt dieser Menschen hineinfühlen, aber so einfach ist das nicht. Sie akzeptierten mich ohne viel Schwierigkeiten,



Fische werden für den Wintervorrat an der Luft getrocknet.

schleiften mich auf allen Fahrten mit und teilten mit mir, was sie hatten, entweder wir aßen alle oder wir waren alle hungrig. Und ich habe natürlich sehr viel über ihre Lebensweise jetzt und vor vielen Jahren gelernt. Aber wie sie wirklich denken und fühlen, davon weiß ich auch jetzt noch enttäuschend wenig.

Trotzdem war es ein sehr interessantes halbes Jahr, in gewisser Hinsicht eine Fahrt in die Vergangenheit, in ein Leben, das so ganz anders ist, ein fundamentales Leben, oft recht schwierig, oft sehr froh, ein Leben, das noch ganz an das Land gekettet ist, ein Leben, in dem noch eine Harmonie besteht zwischen Mensch und Natur.

Im Sommer kamen dann die Fische und im Herbst lange Fahrten ins Inland und zu verschiedenen Inseln, um die jetzt fetten Karibus zu jagen. Man ißt unglaubliche Mengen - wenn man's kriegen kann - und ich kam durchaus aufgepäppelt zu Hause an. Ein kleines Schiff holte mich im Spätherbst ab, und nach einem langen Flug war ich dann endlich wieder zu Hause bei meiner Familie.

Meine Schwiegermutter war aus Holland zu uns gekommen, und so war Maudy nicht zu einsam gewesen, und wir machten dann auch gleich wieder von ihr Gebrauch, ließen René mit ihr zu Hause und fuhren nach New York - als Kontrast zu meinen letzten sechs Monaten, in denen ich nie mehr als 20 Menschen gesehen hatte!

Wir hatten herrliches Wetter und wohnten sehr schön bei Kursells in Scarsdale, einem Vorort von New York, von wo wir jeden Tag mit dem Zug in die Stadt fuhren. Ich würde nicht gerne in New York wohnen, aber die Stadt zu besuchen ist schon unerhört interessant, und wir liefen uns die Beine krumm in Museen, Ausstellungen, Theater und Oper und kreuz und quer durch diese Riesenstadt, die eigentlich ein Konglomerat von vielen, vielen Städten ist. Die Woche verging viel zu schnell, und es tat uns leid, New York zu verlassen und das gastfreie Haus in Scarsdale.

Nachdem wir zurückgekommen waren, fing das Trara an. Mein erstes Buch war gerade herausgekommen, und ich mußte für eine Woche nach Toronto wegen des Fernsehens und wegen Radiointerviews. Es war alles recht nervenzerrüttend, und ich war viel erschöpfter von dieser ganzen Chose als von meiner ganzen Fahrt.

Ich hatte mehr als 8.000 Aufnahmen aus dem Norden zurückgebracht, und wir haben eigentlich die letzten Wochen nichts anderes getan, als tagein und tagaus Filme zu entwickeln, zu sortieren und zu klassifizieren. Meine Schwiegermutter ist noch während des Winters hier, und so kann Maudy mir sehr viel helfen, Gott sei Dank, sonst würde ich überhaupt nicht durch diesen ganzen Wust kommen.

Das Buch hat netterweise recht gute Rezensionen gehabt, und mein Verleger ist recht scharf darauf, daß ich schnell noch eins schreibe, diesmal über die Tierwelt der Arktis. Ich weiß nicht ganz, wo ich die Zeit hernehmen werde, denn erst muß ich noch einen Stapel Artikel schreiben, um die Finanzen wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen, und dann habe ich natürlich wieder einen Haufen neuer Reisepläne - arme Maudy!

Da ich die Kinder nur so halbjährlich sehe, bin ich immer etwas betroffen, wie sie in der Zwischenzeit gewachsen sind und sich verändert haben. Aurel ist nun schon in der ersten Schulklasse, ein sehr vergnügter kleiner Luftikus, voller Pläne und Ideen und schabbert ohne Punkt und Komma. Nu ja, das hat er vom Vater! René ist bißchen stiller, sehr blond und sehr anhänglich, und wir hoffen, er wird auch in Zukunft etwas sanfter und stiller ausfallen als Aurel, denn zwei von der temperamentvollen Sorte sind etwas hart für die Nerven .

Ich hoffe, im kommenden Jahr etwas häuslicher zu sein. Ich habe zwar schon ein halbes Dutzend Fahrten geplant, aber will sie recht kurz machen, so daß ich zwischendurch Zeit für zu Hause habe.

Man sieht, ich habe mich wenig verändert, noch immer unruhig und rastlos. In gewisser Hinsicht habe ich das Beste zweier Welten, den Raum und die Freiheit des Nordens, wo ich meinen Interessen nachgehen kann, und, dank Maudy, ein stilles und harmonisches Zuhause als Ausgleich dazu.

Aus Montreal am 12. Dezember 1970 an Theodor Lackschewitz:

Für mich war dies ein relativ häusliches Jahr. Ich habe zwei Bücher geschrieben, eins über die Tierwelt der Arktis, es wird nächsten Frühling erscheinen, das andere über die Eskimos und das wird wahrscheinlich im Herbst kommen. Das kanadische Fernsehen hat zwei Filme aus meinen Bildern zusammengestellt, und damit ging ein ganzer Monat flöten. So hatten wir sehr viel zu tun, mehr eigentlich, als mir recht ist, denn im Grunde genommen bin ich recht faul.

Im Frühjahr fuhr ich für zwei Wochen mit einigen Biologen zu den Magdalen Inseln im Sankt Lorenzgolf, um die Robben zu studieren, und von dort mit dem Hubschrauber hinaus aufs Treibeis. Diesmal war mir

besonders daran gelegen, die großen und recht seltenen "hooded seals" – „Klappmützen“ glaube ich, heißen sie auf Deutsch - zu photographieren, und mit viel Glück fanden wir auch eine kleine Herde. Nach Beschreibungen in der Literatur sind diese großen Robben sehr aggressiv und gefährlich, aber "unsere" haben wahrscheinlich die Literatur nicht gelesen, denn sie waren durchaus friedlich, und ich konnte sie ohne viele Schwierigkeiten photographieren.

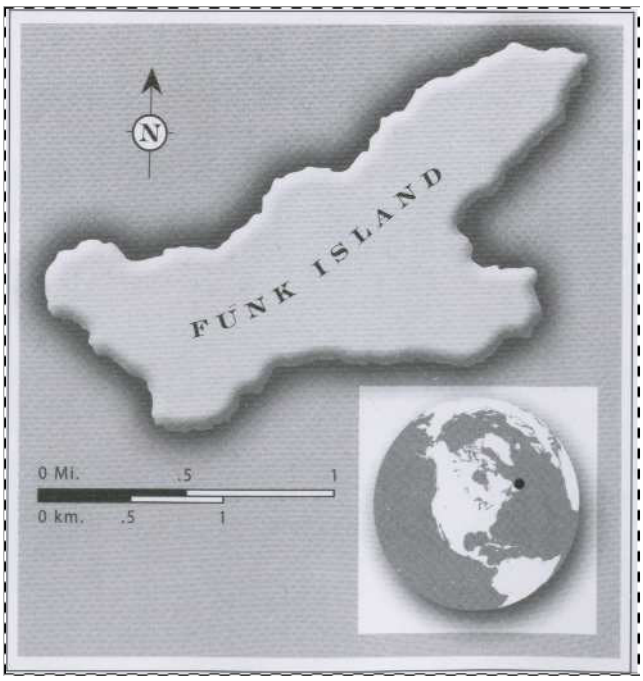
Danach arbeitete ich wieder ganz brav zu Hause bis zum Juni, und dann fuhren Maud, Aurel und ich für zwei Monate weg, während René mit meiner Schwiegermutter zu Hause blieb. Wir hatten vor, alle großen Vogelkolonien Ostkanadas zu besuchen. Wir hatten viel Zeit und genossen die Fahrt sehr. Es war schön, endlich einmal zusammen zu reisen und vieles zusammen zu sehen und zu erleben.

Wir fuhren mit unserem alten Auto erst mal um die Gaspé Küste Quebecs und verbrachten eine Woche in der sehr hübschen kleinen Stadt Percé, von wo ich jeden Tag zu einer nicht sehr weiten Insel fuhr, wo es große Seevögelkolonien gibt.

Von dort fuhren wir zu der Prince Edward Insel und dann mit einem anderen Schiff zu den Magdalen Inseln im Sankt Lorenzgolf, wo ich im Frühjahr schon gewesen war. Dies sind schöne Inseln, still und abgelegen, ein friedliches Paradies. Wir mieteten ein kleines Haus und fuhren von dort so kreuz und quer zu allen Teilen der Inseln. Ich verließ meine Familie für ein paar Tage, und ein Fischer brachte mich 80 km weiter zu einer Vogelinsel, wo ich blieb und photographierte, bis er mich wieder abholte.

Von dort ging es nach Neufundland und den herrlichen Vogelinseln dort. Manche besuchte ich allein, aber auf einer Insel hat der kanadische Staat ein Haus, und das hatte man uns netterweise zur Verfügung gestellt. Ein Fischer brachte uns hinaus, und wir wohnten ein Zeitchen auf der Insel, mit Hunderttausenden von Seevögeln. Es war schön, aber nicht still! Für mich hat dieses Vogelleben eine endlose Faszination. Nachts kamen die Sturmschwalben vom Meer zurück - mehr als eine Million sollen auf dieser Insel ihre Bruthöhlen haben. Ihr Flug ist unruhig, wie der von Fledermäusen, und ihr eigentümliches Rufen erfüllt das Dunkel. Nachts gingen wir in ein kleines Tal nicht weit von unserem Haus und saßen unter den Bäumen und lauschten dem Rufen der Sturmschwalben. Es ist schön, auf einer Insel zu sein, wo so viel lebt.

Selbst Maud, die sich nicht so sehr für Vögel interessiert und noch immer nicht eine Dreizehenmöwe von einer Silbermöwe unterscheiden kann, verfiel dem Zauber dieser Insel.



Für mich war das Interessaneste auf dieser Fahrt, die zur kleinen, sehr abgelegenen Funk Insel, einst die Heimat der jetzt ausgestorbenen Riesenalken, wo man ihre Knochen noch tonnenweise finden kann, und wo jetzt, abgesehen von anderen Seevögeln, 1½ Millionen Lummen den Sommer verbringen.

Alle paar Jahre fährt ein Biologe des kanadischen Staates dorthin, so auch dieses Jahr, und er nahm mich mit. Er hatte ein recht großes Schiff gechartert, aber ich war trotzdem scheußlich seekrank, sowohl hin als auch zurück, aber der Tag, den wir auf dieser Insel verbrachten, war den Jammer wert. Die kleine (1 km x ½ km) Insel ist so dicht mit Vögeln bedeckt, sie stehen Schulter an Schulter, und Massen von fliegenden Vögeln kamen wie Wolken über uns herüber. Es war ein unvergeßlicher Tag.

Zum Schluß fuhren wir von Neufundland zu den Inseln St. Pierre und Miquelon, die zu Frankreich gehören, der Rest des einst gewaltigen französisch-nordamerikanischen Imperiums. Obwohl die Inseln nicht so sehr weit von Neufundland entfernt sind, sind die Menschen und das Leben ganz französisch - man lebt, man ißt und man trinkt wie in Frankreich, es ist wirklich ein kleines Stückchen Frankreich auf diesen

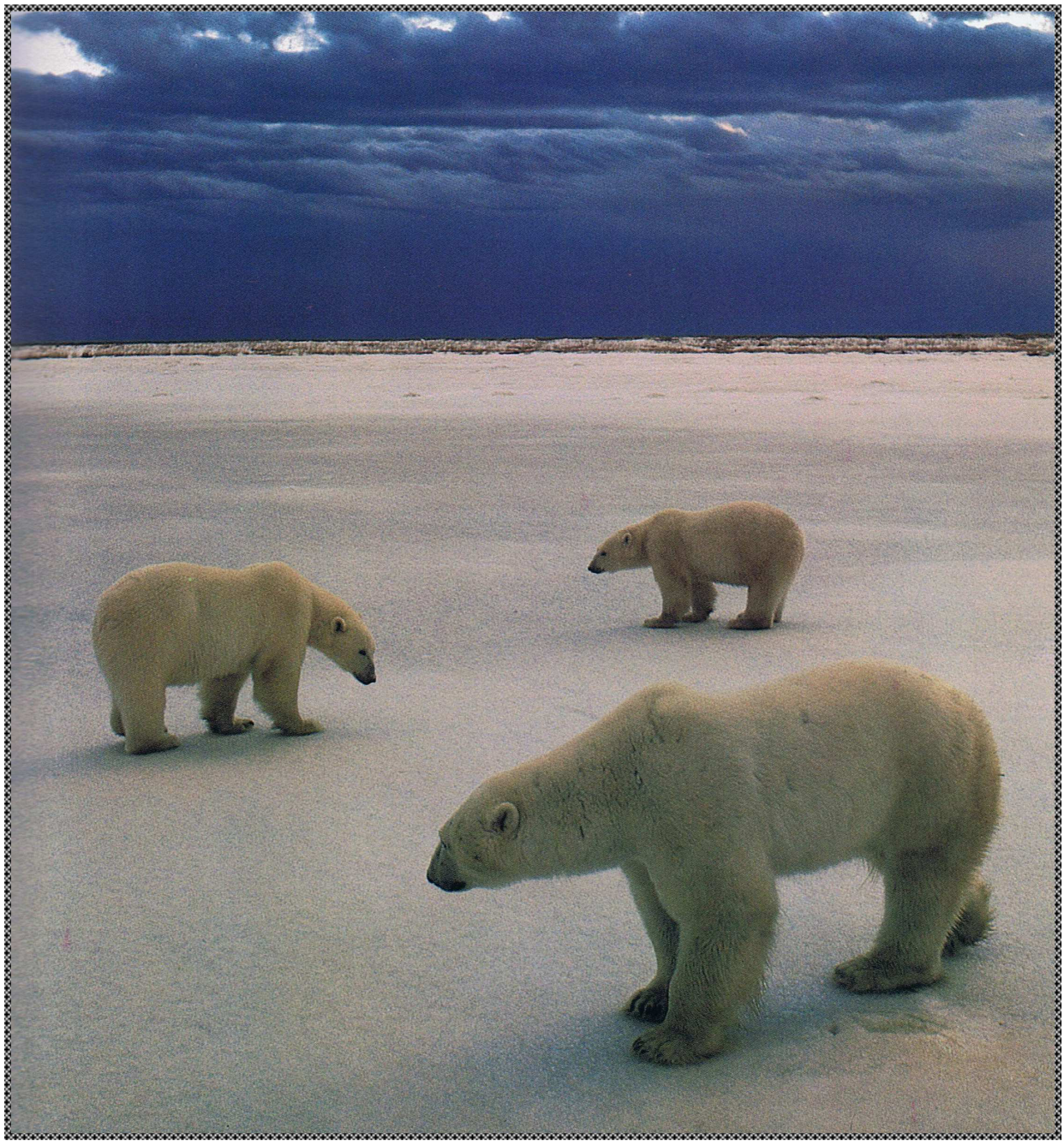


Jede Lumme, die vom Meer heimkehrt, findet unfehlbar seinen Partner bzw. sein Küken in der Masse dieser dicht zusammengedrängten Vögel.

recht kargen Inseln im Nordatlantik. Dort haben wir nicht sehr viel getan, außer uns zehn Tage lang sehr, sehr zu verwöhnen!

Und dann wieder nach Hause, wo René uns recht mißtrauisch als totale Fremdlinge empfing. Er hatte uns vollkommen vergessen.

Im Spätherbst fuhr ich nach Norden, wie gewöhnlich. Diesmal für drei Wochen nach Churchill an der Westküste der Hudson Bay, um Eisbären zu photographieren. Dies ist eine Gegend, wo sie noch recht zahlreich sind. Im November waren ungefähr 300 Eisbären in dem Cape Churchill Gebiet, ungefähr 60 km von der Stadt Churchill. Ich nahm eine ganze Menge Bilder von einem Hubschrauber aus auf und einige bei Fußtouren, aber Letzteres hat so seine Nachteile. Im großen ganzen sind die Bären recht friedlich, aber so ganz genau weiß man das nie - in der Churchill Gegend haben sie in den letzten paar Jahren einen Eskimo, zwei Indianer und einen Weißen auseinandergenommen, und daher traue ich ihnen nicht so sehr. Dann aber entdeckten wir einen alten Turm mit einer kleinen Hütte obendrauf, nur 30 km von Churchill entfernt.



Dorthin brachten wir mit dem Hubschrauber große Stücke Walfischfleisch als Köder und Essen, Schlafsäcke, einen kleinen Ofen, etc. für mich und einen Freund von mir, und wir wohnten eine Woche auf dem Turm. Es war sehr lustig, aber kalt. An Bären fehlte es nicht. Wir wurden von einer Familie "adoptiert". Der Turm war fünf Meter hoch, so konnten sie nicht an uns herankommen, und wir konnten sie gut beobachten und photographieren. Leider sind die Tage zu dieser Jahreszeit sehr kurz, man hat nur während vier Stunden genug Licht zum photographieren, und obendrein war das Wetter meistens scheußlich. Aber am letzten Tag kam die Sonne hervor, und wir hatten mehr Besucher denn je, und ich bekam endlich die Bilder, auf die ich so sehr gehofft hatte.

Spät abends holte der Hubschrauber uns ab, und am nächsten Tage war ich wieder zu Hause, sehr zu Maudys Erleichterung, denn sie traut weder mir noch den Bären sehr und befürchtete, daß ich in einem von ihnen enden würde.

In Montreal war die politische Lage einige Zeit lang recht prekär. Die Entführung eines englischen Diplomaten und die Ermordung eines Ministers verursachten einen großen Schock. Kanada ist an und für sich ein recht friedliches Land und hat es im allgemeinen verstanden, friedliche Lösungen seiner Problemen zu finden. Daher kamen diese Gewalttaten von Extremisten als eine erschreckende Überraschung. Eigentlich merkte man wenig davon. Man sah mehr Polizei in der Stadt als gewöhnlich und Soldaten an den Eingängen zu öffentlichen Gebäuden. Aber es ist doch sehr traurig, daß es zu so etwas kommen kann, und für die betroffenen Familien ist es natürlich schrecklich.

Den Winter über werde ich wohl zu Hause sein. Ich hoffe, viel zu schreiben, und muß außerdem meine kommende Fahrt vorbereiten. Nächstes Jahr plane ich für sechs Monate nach Grönland zu fahren und dort so viel herumzureisen wie möglich.

Vorigen Sommer waren Maud und ich im russischen Ausstellungsgebäude der noch immer in Montreal existierenden Weltausstellung. Als Film war angezeigt „Städte Rußlands“ - wir gingen hin, um ihn anzusehen, und der ganze Film war über Riga! Es ist erstaunlich, wie wenig die Innenstadt sich verändert hat. Ich kann mich natürlich nicht so genau an Riga erinnern, aber die Gegend Weidendamm, Kaiserlicher Garten, Schützengarten, Pulverturm und die Altstadt kannte ich natürlich gut und erkannte im Film viele Stellen und Häuser, Kirchen und Gebäude. Irgendwo habe ich gelesen, daß die Petrikirche wieder erbaut werden soll. Vielleicht war es ein alter Film, denn davon war noch nichts zu sehen.

Aus Montreal am 18. 12. 1970 an Odert Lackschewitz in Finnland:

Für mich war dies ein sehr häusliches Jahr. Ich hatte sehr viel zu tun: zwei Filme fürs Fernsehen wurden aus meinen Bildern zusammengestellt; ich habe ein zweites Buch geschrieben über die Tierwelt der Arktis, das wahrscheinlich nächstes Jahr erscheinen wird.

Und ich habe Bilder zu mehr als einem Dutzend anderer Bücher beigetragen. So mit diesem und jenem waren wir vollauf beschäftigt.



Ein Robbenweibchen taucht im Atemloch auf, um nach ihrem Jungen auf dem Eis zu sehen.

Im März fuhr ich für zwei Wochen zum Treibeis im Sankt Lorenz-Golf, um Robben zu photographieren. Ich reiste mit ein paar Biologen, wirhatten einen großen Hubschrauber, das Wetter war recht gut, und ich machte mehr als 1.000 Aufnahmen von zwei Robbenarten.

Im Sommer fuhren Maud, Aurel und ich für zwei Monate durch die Ostprovinzen Kanadas. René, der Kleine, blieb in Montreal mit meiner Schwiegermutter, und wir reisten kreuz und quer durchs Land, d.h. eigentlich hauptsächlich an den Küsten entlang, denn ich wollte die Seevögelkolonien Ostkanadas photographieren. Wir hatten viel Zeit, zu manchen Kolonien kamen Maud und Aurel mit, zu anderen, die weit draußen im Meer auf abgelegenen Inseln sind, fuhr ich allein mit gecharterten Booten, blieb dort einige Tage und wurde dann wieder abgeholt.

Manche dieser Kolonien sind gewaltig, mit mehr als einer Million Vögel. Sie sind leicht zu photographieren, die meisten haben wenig Angst, und ich habe diese Besuche unendlich genossen. Wie im Norden, so auch auf diesen Inseln fühle ich mich frei, dankbar, dies alles noch sehen und erleben zu können, in einer Zeit, die dazu verdammt zu sein scheint, von raubgierigen Menschen total veraast und verödet zu werden. Dort, im Freien und in der Einsamkeit, finde ich Frieden und Zufriedenheit und eine Harmonie, die in unseren frenetischen Städten nicht mehr zu existieren scheint.

Als ich vor sechs Jahren aufhörte, für die Zeitung zu arbeiten, geschah es in der Hoffnung, mehr das zu tun, was mich wirklich interessiert, und so unabhängig zu sein, wie es heutzutage überhaupt möglich ist - es sei denn, man ist sehr reich! Und ich habe viel Glück gehabt. Anfangs war es natürlich schwierig, und *nolens volens* mußte ich Aufträge von Zeitschriften für Reportagen annehmen. Aber jetzt nicht mehr. Ich glaube, ich bin der einzige Photograph in Kanada, der sich weigert, irgendeinen Auftrag anzunehmen. Finanziell ist das natürlich dumm, wie mir manche von meinen Freunden sagen: "*that is no way to become rich*". Andererseits habe ich etwas, was mir mehr wert ist als ein großes Einkommen: ich bin mein eigener Herr, kann tun und lassen, was ich will, und wenn ich zwei Monate lang Vögel photographieren will und mit meiner Familie umherstreifen will, dann ist niemand da, der mir etwas dazu zu sagen hat.

Meine Eisbärenpläne für den Sommer auf der Insel kamen zu nichts. Der Student, mit dem ich auf der Insel wohnen wollte, bekam ein recht hohes Stipendium vom *National Geographic Magazine* mit der Bedingung, daß nur er auf der Insel Bilder aufnehmen darf. Komischerweise stellte es sich heraus, daß die Bären auf der Insel doch sehr viel scheuer waren, als ich erwartet hatte, und es wäre sehr schwierig und gefährlich gewesen, gute Nahaufnahmen zu bekommen.

Im Spätherbst flog ich für drei Wochen nach Churchill an der Westküste der Hudson Bay. In der Gegend versammelt sich immer ein ganzer Haufen Eisbären zu dieser Jahreszeit. Trotzdem war es schwierig, nah genug an sie heranzukommen, ohne in Gefahr zu laufen, angebissen zu werden.

Und dann hatte ich wieder Glück. So 60 km von Churchill entdeckten wir einen alten Turm mit einer Hütte darauf - vor vielen Jahren waren militärische Manöver in dieser Gegend abgehalten worden, und der Turm muß wahrscheinlich als Observationsstelle für Artillerieeinschläge gebraucht worden sein. Er war ein bißchen wacklig, aber gut genug. Wir flogen mit dem Hubschrauber hinaus, brachten einen Stape1 riechenden Walfischfleisches mit und wohnten eine Woche lang in der Hütte auf dem Turm. Es war ein sehr kühler Spaß Mitte November, aber wir sahen viele Eisbären. Von dem Fleisch angelockt, kamen sie direkt zu unserem Turm, und es war ganz leicht, sie zu photographieren. Ich habe mir ein 400 mm Teleobjektiv für die Nikon gekauft, 4.5 automatisch, ein Riesenmonstrum und teuflisch teuer, aber das konnte ich gar nicht gebrauchen, denn der Turm wackelte zu sehr, entweder im Wind oder die Eisbären schubsten ihn, was ab und zu etwas unheimlich war .

Das Wetter war nicht gut. Kurze graue Herbsttage und recht viel Schnee. Aber am letzten Tag kam die Sonne heraus, wir hatten viel Bärenbesuch, das Licht war ideal, flach über die Erde, und es war herrlich zu photographieren.

Ich habe diese Woche wohl sehr genossen. Abgesehen von kalten Füßen und der Furcht, die Bären würden nachts den Turm umwerfen, wohnten wir zwei einigermaßen bequem in der 2m x 2m großen Hütte und konnten von dort natürlich die Bären herrlich beobachten und unendlich viel leichter und besser photographieren wie auf der Insel im Sommer. So bin ich doch letztendlich zu meinen Bärenbildern gekommen, über 1.000 Stück, und manche davon sind ganz gut.



Friedel v. Bruemmers Eisbärfreundin Linda, die er 20 Jahre lang kannte und sie später sogar streicheln konnte. Diese Aufnnahme ist aus dem Jahr 1970.

Den Winter werde ich still - und hoffentlich fleißig - zu Hause verbringen. Im April hoffe ich dann wieder eine große Nordfahrt zu beginnen. Diesmal nach Grönland und wahrscheinlich für sechs Monate oder so. Diese Reise ist noch sehr im Anfangsstadium. Ursprünglich hatte ich vor, mit dem Hundeschlitten von Kanada nach Grönland zu reisen, aber stell Dir vor, in den Dörfern, von denen aus die Reise möglich wäre, sind nicht mehr genug Schlittenhunde vorhanden, um so eine Fahrt machen zu können. Die Eskimos haben mir angeboten, mich per Motorschlitten nach Grönland zu fahren, aber das Vergnügen habe ich mit Dank abgelehnt. Ich bin genug mit den dummen Dingern gereist, man friert sich halb tot, kann nichts photographieren, und wenn auf der doch beinahe 2.000 km Reise die Maschine kaputt geht, dann sitzt man ganz schön dumm da.

Jetzt versuche ich, die amerikanische Air Force zu überreden, sie möge mich nach Nordgrönland fliegen. Bis jetzt sind sie nicht gerade schrecklich hilfsbereit, aber, nu ja, man wird sehen, was sich machen läßt.

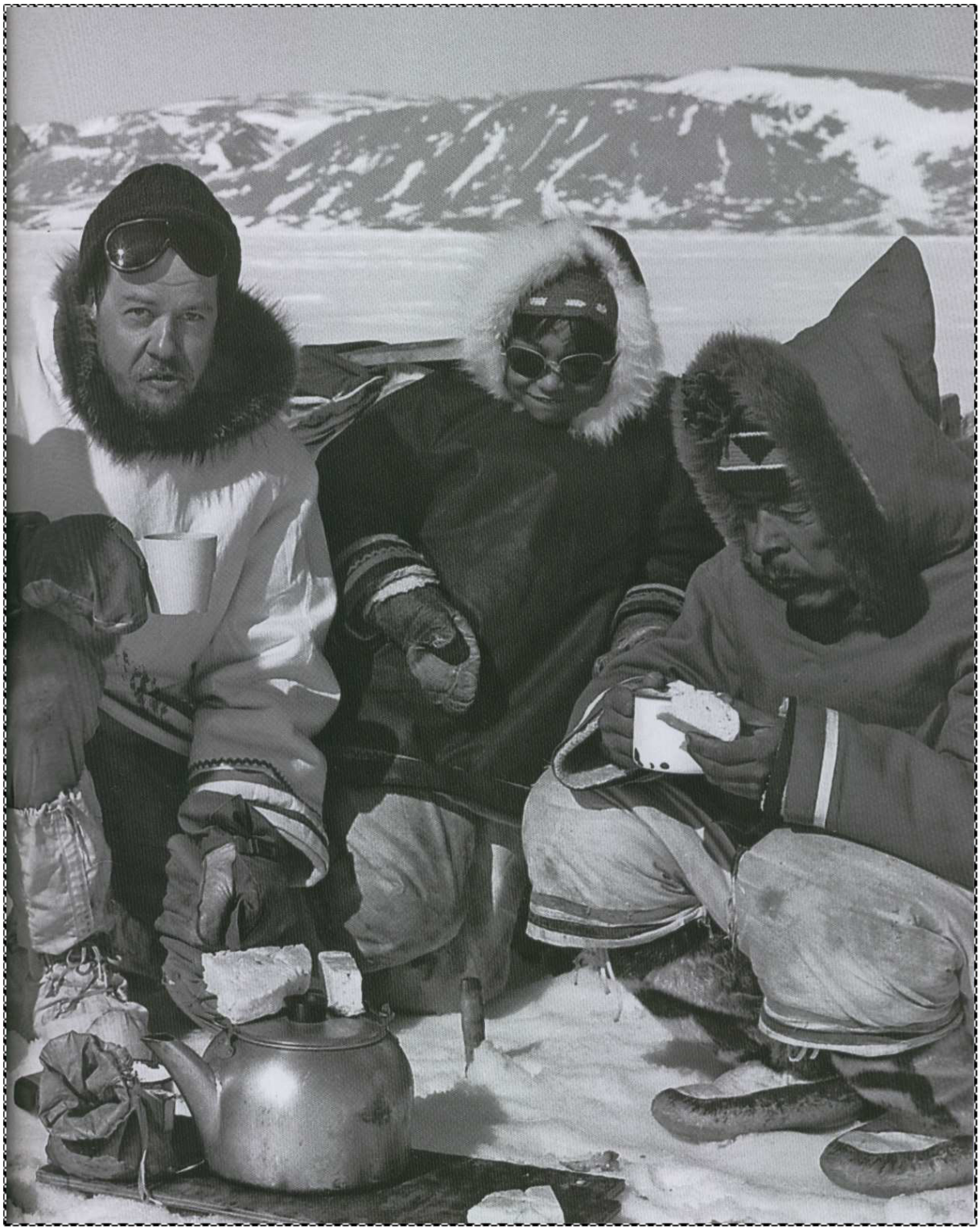
Ich würde gerne drei Monate mit den Polareskimos in der Qanaq Gegend wohnen, der nördlichsten Gruppe der Welt, und dann im Sommer südwärts an die Grönlandküste fahren und so viel sehen wie möglich. An verrückten Plänen fehlt es also nicht. Gott sei Dank habe ich in Maud eine verständnisvolle Frau. Da sie aus einem tropischen Land kommt, teilt sie zwar nicht meinen Enthusiasmus für den kühlen Norden, aber sie versteht, daß mich die Majestät des Nordens anzieht. Außerdem werde ich wohl mit zunehmendem Alter immer schrulliger und, wenn ich zu lange zu Hause sitze, unruhig und eine Hausplage. Und wenn ich dann ein paar Monate im Norden herumgekrochen bin, dann komme ich milde wie ein Lamm wieder nach Hause und bin einigermaßen erträglich.

Aus Montreal am 10. Dezember 1971 an Theodor Lackschewitz:

Den Winter verbrachte ich still und gemütlich zu Hause. Im April kauften wir uns ein Haus, ganz nah von dort, wo wir bis jetzt gewohnt hatten. Anfangs hatten wir große Pläne, weit aus der Stadt hinauszuziehen, aber da ich so viel weg bin, hatte Maud nicht gerade Lust, irgendwo weit draußen auf dem Lande zu wohnen. Auch hatten wir uns in dieser Gegend recht gut eingelebt. Außerdem hatte es Eile, denn ich wollte wegfahren.

Es ist ein kleines Haus, aber nett und praktisch. Der Keller ist vollständig ausgebaut. Wir haben ihn jetzt geteilt in eine große, gut eingerichtete Dunkelkammer für mich und ein großes Spielzimmer für die Kinder. Auf der ersten Etage sind dann die Zimmer der Kinder, die Küche und das Wohnzimmer, und auf der zweiten Etage sind zwei große Zimmer, eins unser Schlafzimmer, das andere mein Arbeitszimmer, voll mit Regalen für Bücher, Bilder und Kram, ein großer Wirrwarr, den Maud ganz in Frieden läßt und in dem nur ich mich zurechtfinden kann. Diese Dreiteilung des Hauses ist sehr gut. Die Kinder können unten im Keller randalieren, und ich sitze oben und habe es still und friedlich. Arme Maudy! Zehn Tage vor dem Umzug und der ganzen damit zusammenhängenden „Rabusche“ fuhr ich weg. Während des Sommers

und im Herbst hat sie mit viel Eifer gepinselt und gewirtschaftet und hat alles wirklich sehr nett eingerichtet.



Teepause.
Bei der ausschließlichen Ernährung von Fleisch und Fett, roh oder gekocht, benötigt der Körper enorm viel Flüssigkeit.

Ich war in diesen fünf Monaten 5.000 km weiter nördlich bei den Polareskimos von Nordwest Grönland. Ein Flugzeug der kanadischen Luftwaffe flog mich von Ottawa direkt nach Thule, der großen amerikanischen Radarstation im Norden Grönlands, und von dort fuhr ich per Hundeschlitten die 200 km weiter nach Norden, nach Kanak, der Hauptsiedlung der Polareskimos.

Ich habe diese Woche wohl sehr genossen. Abgesehen von kalten Füßen und der Furcht, die Bären würden nachts den Turm umwerfen, wohnten wir zwei einigermaßen bequem in der 2m x 2m großen Hütte und konnten von dort natürlich die Bären herrlich beobachten und unendlich viel leichter und besser photographieren wie auf der Insel im Sommer. So bin ich doch letztendlich zu meinen Bärenbildern gekommen, über 1.000 Stück, und manche davon sind ganz gut.

Die Monate, die ich mit ihnen verbrachte, waren herrlich. Diese Gegend von Nordwest Grönland ist landschaftlich sehr schön und imponierend. Die gewaltige Kuppe des Inlandeises kommt bis beinah zur Küste herab, und mächtige Gletscher strömen durch die Täler in die See. Tausende von Eisbergen glitzern im Meer, und die Klippen der Berge sind von Frost und Wind imponierend zerklüftet worden.

Das Beste für mich war, daß ich mich mit den Eskimos von Anfang an sehr gut verständigen konnte. Sie sprechen einen Dialekt, der mehr dem der kanadischen Eskimos als dem der Südgrönländer ähnelt, und außerdem sind sie sehr höflich und vereinfachen ihre Sprache so viel wie möglich, um sie jemandem wie mir leichter verständlich zu machen. In vieler Hinsicht sind sie der 'klassischen' Eskimokultur sehr viel treuer geblieben als die Eskimos von Kanada. Sie reisen nur mit Hundeschlitten, machen auch jetzt noch Fahrten von vielen 100 Kilometern und gebrauchen im Sommer nur Kajaks zur Jagd. Die Gegend ist außergewöhnlich reich an Wild: Narwale, Weißwale, Walrosse, drei Seehundarten, und im Sommer ist es ein Paradies der Seevögel. Hier sind die größten Vogelkolonien Grönlands.

Qanaq war mein Hauptquartier, und von dort fuhr ich mit den Polareskimos auf ihre Jagdfahrten. Ich habe diese Menschen sehr achten gelernt, und die vielen Fahrten, oft für mehrere Wochen, waren immer sehr interessant. Sie erzählten mir gerne und viel von ihrem Leben jetzt und in der Vergangenheit, und ihre Kenntnis von diesem gewaltigen Land ist märchenhaft. Ohne Karte und ohne Kompaß reisen sie

wochenlang hin und her, mit Kind und Kegel, die Schlitten hoch beladen mit allem Haushaltskram, und wo immer sie auch anhalten, sind sie zu Hause.

Den größten Teil des Spätsommers - das Eis verschwand Ende Juli - verbrachte ich in einem Lager 100 km oder so von Kanak entfernt, von wo aus sie hauptsächlich Narwale jagten. Ich ging viel spazieren. Ich liebe das sehr, für ein paar Tage allein herumzulaufen, Tiere und Pflanzen zu photographieren. Man hat ja immer Tageslicht, das Klima ist trocken, und es regnet selten, und verirren kann man sich eigentlich nicht, denn die Küste ist ja immer in Sicht, und am Tage, wenn die Sonne hoch steht, ist es gewöhnlich warm genug, sich irgendwo auf einem moosigen Platz auszustrecken und zu schlafen. An die gewöhnliche Eskimodiät von rohem oder gekochten Fleisch und Fett bin ich jetzt ganz gewöhnt, sie ist ja schließlich die gesündeste Nahrung für diese Gegend, und selbst ihre etwas ungewöhnlicheren Delikatessen wie Walfischfleisch, das sie ein Jahr lang 'reifen' lassen, esse ich mit bestem Appetit.

Ende September flog ich mit einem Hubschrauber der Amerikaner zur Radarstation Thule und von dort wieder mit der RCAF nach Ottawa zurück, wo mein Neffe Arist mich mit dem Auto abholte.

Ich hatte während dieser Monate beinah 10.000 Bilder aufgenommen, und die nächsten zwei Monate waren Maud und ich sehr beschäftigt, diese zu entwickeln und zu ordnen. So nach und nach wird mein Archiv von arktischen Bildern recht umfangreich, und wir tragen mehr und mehr zu Büchern, Zeitschriften und wissenschaftlichen Berichten bei.

Mein eigenes Buch über die Eskimos von Kanada war kurz vor meiner Heimkunft herausgekommen. Trotz seines ziemlich horrenden Preises scheint das Buch recht populär zu sein, und eine zweite Auflage wird jetzt gedruckt. Mein Buch über die Tierwelt der Arktis ist fertig, aber um nicht mit dem Eskimobuch zu konkurrieren, wird es erst nächstes Jahr herausgebracht werden.

SEASONS OF THE ESKIMO

A VANISHING WAY OF LIFE

PHOTOGRAPHY AND TEXT BY FRED BRUEMMER



McClelland and Stewart Limited *TORONTO/MONTREAL*

Ich war vor ein paar Wochen in Toronto und hatte es sehr nett bei Hella, und anschließend kam sie mit mir mit nach Montreal und war ein Zeitchen bei uns. Es ist wohl sehr nett, daß sie so nah von uns wohnt, und daß wir uns doch recht oft sehen. Während des Sommers war sie mehrere Mal hier und besuchte Maud.

Hier ist schon wieder Winter, der graue, dreckige Winter einer Großstadt. Mich stört es wenig, denn ich bin sehr häuslich; entweder bin ich gar nicht da, oder ich rege mich nicht aus dem Haus. Anfang Januar will ich für drei Wochen zu der Sable Insel weit draußen im Atlantik fliegen und dort Seehunde beobachten und photographieren. Ich bin schon einmal dagewesen vor ein paar Jahren, und es gefiel mir sehr gut, nur konnte ich damals nicht so lange bleiben, wie ich wollte. Diesmal fahr ich allein, man hat mir ein altes Leuchtturmhaus zur Verfügung gestellt, und ich freue mich schon sehr darauf, dort zu hausen. Die Kegelrobben kommen Anfang Januar zu der Insel. Sie sind nicht sehr scheu, und da die Hauptkolonie nicht weit von „meinem“ Haus ist, kann ich immer ganz leicht zu ihnen hingehen.

Nächstes Jahr werde ich wohl nicht so lange auf Reisen gehen können. Ich lese eben sehr viel und werde im Februar anfangen, ein neues Buch zu schreiben, diesmal ein historisches, die Geschichte von Labrador. Das wird sehr viel Zeit beanspruchen, aber so um Mai herum bin ich doch zu rastlos, um zu Hause zu sitzen, und dann planen wir wieder eine Familienfahrt zu machen, so wie voriges Jahr, nur diesmal nach Westen und Norden, zum großen Sklavensee, wo ich gerne Tiere photographieren will, und dann so nach und nach über die Rocky Mountains nach Vancouver. Maud und die Kinder werden dann per Zug nach Montreal zurückkommen, und wenn möglich werde ich gerne für ein oder zwei Monate nach Alaska fahren, um dort Bären (den Ursus middendorffi) und Seehunde zu photographieren. Dies ist noch alles sehr im 'Hoffnungsstadium', aber vielleicht läßt es sich doch arrangieren.

Nach meiner langen Sommerfahrt genieße ich es jetzt wohl sehr, so still und zufrieden zu Hause zu sein, zu lesen und Musik zu hören und mich von Maud verwöhnen zu lassen. Aurel und René wachsen wie die Radieschen. Der Kleine hatte sich so verändert, daß ich ihn gar nicht erkannte. Sie sind beide sehr lebhaft und wischelig. Aurel ist eben sehr auf Sport versessen, spielt Hockey und ist dauernd voller Pläne und amüsiert sich ganz gut alleine. Wir sehen eigentlich recht wenig von ihm. Im Sommer konnte René die extra Energie im Garten loswerden, aber

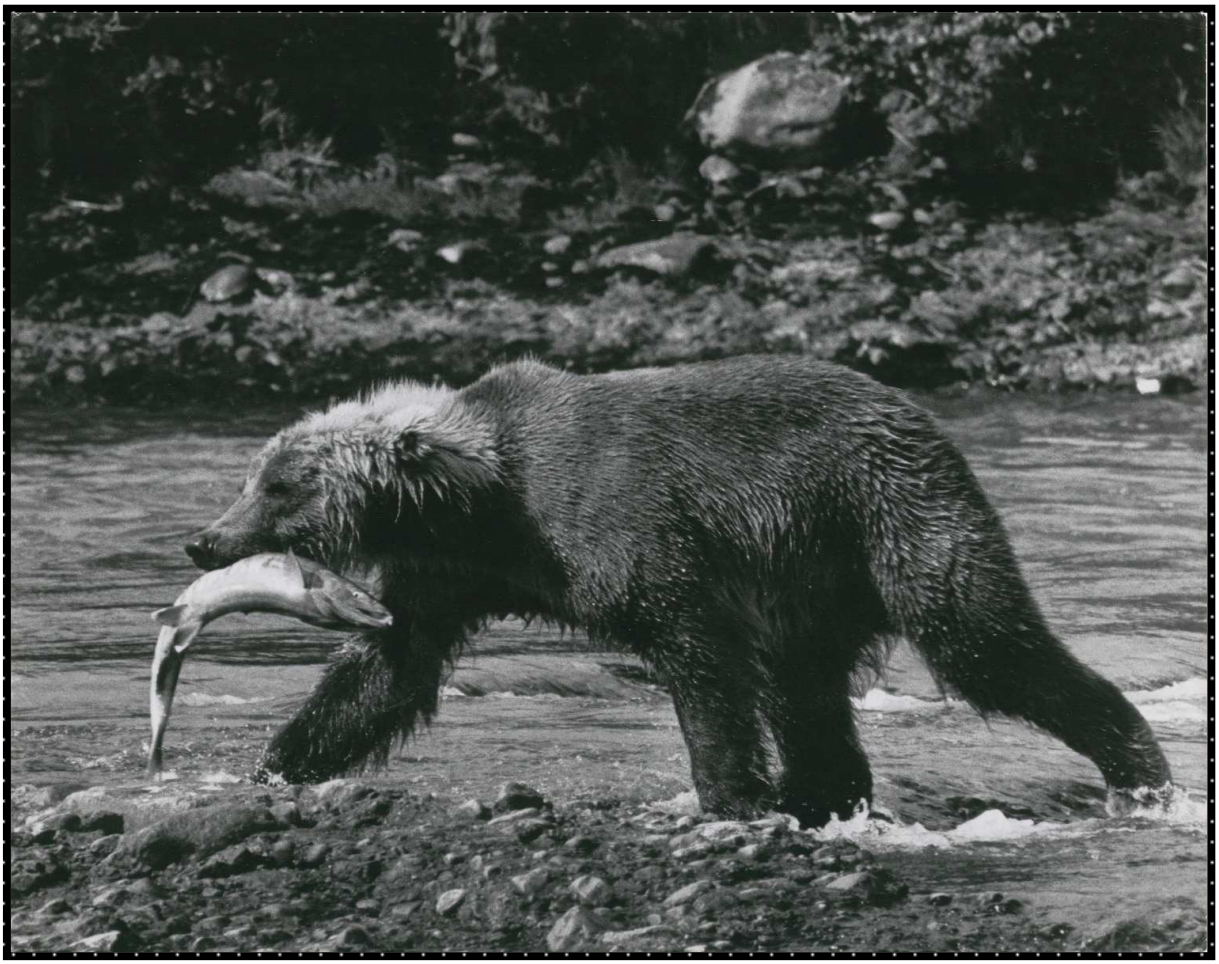
jetzt ist es schon nicht so gut, und ich bin froh, daß er den Keller hat, wo er mit einem kleinen Nachbarskind oder mit Aurel toben kann.

Arists Söhne, Arist und George, wohnen beide in Montreal und gehen hier zur Universität. Sie haben sich eine Wohnung nahe der Universität gemietet und eigentlich ganz nett eingerichtet, bißchen wild und junggesellenhaft, aber durchaus eine gemütliche Klause. Wir sehen sie natürlich sehr oft. In ein paar Tagen fliegen sie für Weihnachten und Neujahr nach Peru. Die Gesellschaft, für die Arist arbeitet, bezahlt den Hin- und Rückflug zweimal im Jahr. Nächstes Jahr kommt Arist wieder für seine langen Ferien nach Kanada, und Heddy plant auch zu kommen, so daß dann die ganze Familie wieder einmal zusammensein wird.

Ich bin wohl sehr froh, eine Arbeit gefunden zu haben, die es mir erlaubt, auf meine eigene Manier meinen eigenen Interessen nachzugehen (und eine Frau zu haben, die meine Marotten so friedfertig hinnimmt!). Mehr und mehr konzentriere ich mich auf Tiere und seit einiger Zeit auch auf Pflanzen, und von jeder Fahrt komme ich mit mehr Bildern zurück. Meine Photoausrüstung ist auch viel umfangreicher geworden. Voriges Jahr habe ich mir eine recht große Telelinse gekauft, und im vergangenen Sommer hatte ich viel Freude, mit ihr Tiere zu photographieren.

Aus Montreal am 1. Dezember 1972 an Theodor Lackschewitz:

Oft habe ich diesen Sommer an Dich gedacht, als ich an einem Fluß in Alaska saß und Deine 'Vettern' (*Ursus middendorffi; K.L.*) beobachtete. Einen Abend waren 20 Kodiak Bären bei dem kleinen Wasserfall, um Lachse zu fangen, und manche der Erfolgreichen gingen mit ihrer Beute nur ein paar Meter an mir vorbei. Aber sie haben sich sehr gut benommen, mich nicht gegessen - Lachse schmecken bestimmt besser! Die zwei Wochen, die ich mit ihnen verbracht habe, waren die schönsten und interessantesten meiner Alaskafahrt.



Ursus middendorffi mit fetter Beute.

Odert schickte mir auch Bilder von Kleingraben (*Von Bruemmers bewirtschaftetes Gut im damaligen Warthegau 1939-1945; K.L.*). Ja, es sieht schon recht traurig aus. Man kann das schon verstehen, schließlich haben die Menschen weder das Interesse noch die finanziellen Mittel um so ein großes Haus und einen Park in gutem Zustand zu erhalten, aber wenn man sich erinnert, wie es einst war, dann stimmt es einen doch recht wehmütig.

Dieses Jahr bin ich sehr viel unterwegs gewesen. Im Januar war ich ein paar Wochen auf *Sable Island*, der Insel östlich von Kanada im Atlantik, und beobachtete und photographierte dort Kegelrobben. Im März war ich im Norden, um Moschusochsen zu photographieren, und im Mai flog ich wieder nach *Sable Island*, diesmal für eine andere Seehundsart, die dort zu dieser Jahreszeit ihre Jungen zur Welt bringt.

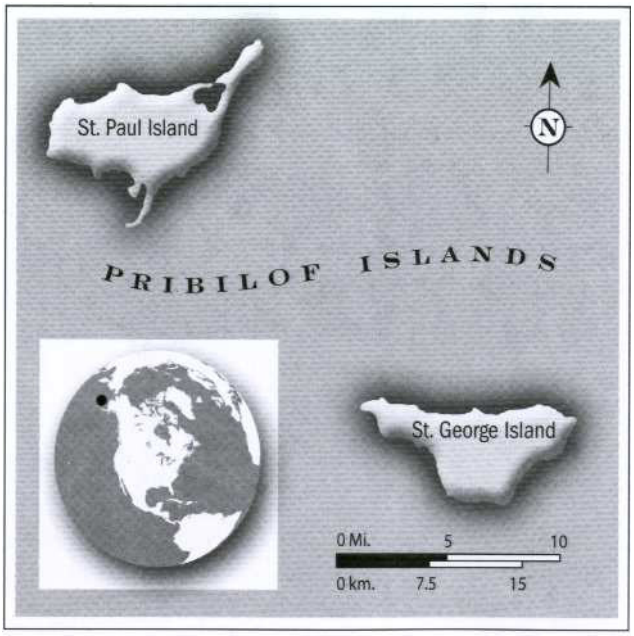


Ein mächtiger Moschusochse in der Hocharktis.

Im Juni fuhr ich per Auto nach Britisch Kolumbien, ließ den Wagen in Prince Rupert und fuhr per Schiff weiter nach Norden. Es ist eine schöne Fahrt durch die Tausenden von Inseln und Schären der südlichen Alaskaküste. Die gewaltigen Wälder sind sehr beeindruckend. Dieses Küstengebiet hat einen der höchsten Niederschläge der Welt - an einigen Stellen beinah zwei Meter Regen pro Jahr! Das Klima ist nicht sehr kalt, und das Wachstum von Bäumen, Moosen und Flechten ist phänomenal. Wir sahen viele Adler - noch ungefähr 30.000 von ihnen brüten in dieser Gegend, und man sieht sie oft vom Schiff aus. Einen Abend hielten wir in der kleinen Stadt 'Wrangell', die nach Baron Wrangell, dem einstigen Gouverneur von Alaska, ihren Namen hat. In Sitka besuchte ich die orthodoxe Kathedrale von St. Michael. Die alte Kirche, die noch aus der russischen Zeit stammte, ist leider vor ein paar Jahren abgebrannt, aber

die Schätze der Kirche haben sie gerettet, und die sind nun in der neuen Kirche, die sie gebaut haben.

Mein 'Hauptquartier' in Alaska war Anchorage, eine große, weit ausgebreitete und recht häßliche Stadt. Die Schwester und der Schwager von George, Hellas Mann, wohnen seit einiger Zeit dort, und ich hatte es sehr nett bei ihnen, aber ich war ein recht unruhiger Gast und kam nur so zwischen Fahrten unrasiert und leicht stinkend bei ihnen an und organisierte dann gleich die nächste Fahrt.



Erst flog ich zu einer der Pribilof Inseln hinaus, St. Paul. Dort wohnte ich bei einem sehr netten aleutischen Ehepaar, Nadesda und Sergie Shaishnikoff! Alle Aleuten, die auf St. Paul und der Schwesterinsel St. George, wohnen, sind noch orthodox, und alle haben russische Namen. Sie sprechen alle fließend Englisch, aber wenn sie miteinander Aleutisch sprechen, so konnte ich doch eine ganze Menge verstehen, nicht weil die Sprache sehr entfernt dem Eskimoischen verwandt ist, aber weil sie so viele russische Worte einmischen! Es war wirklich recht eigentümlich. Der Kern ist Aleutisch, umgeben von einer dicken Schicht russischer Gebräuche und übertüncht von einer dünnen Lage recht flotten Amerikanismus! Ich war hauptsächlich dorthin gefahren, um die Ohrenrobben (Seebären?) zu photographieren, von denen ungefähr anderthalb Millionen jeden Sommer zu diesen Inseln kommen. Das Wetter in der Beringsee ist scheußlich. St. Paul hat im Durchschnitt 20

sonnige Tage pro Jahr, es regnet, es stürmt, im Winter schneit es, und neblig ist es beinah immer. Für einen Photographen sehr deprimierend. Andererseits ist dafür die Tierwelt phantastisch - die gewaltigen Mengen von Seebären, an die man ohne Schwierigkeiten nah herankommen kann, enorme Seevögelkolonien, arktische Füchse, die sehr zahm sind, und große Teile der Insel sind mit einem Blumenteppich bedeckt.



Seebärbullen bewachen ihren auf ein enges Gebiet zusammengepferchten Harem. Die Seebärenkolonien auf den Pribilof Inseln sind heutzutage geschützt.

Die nächste Fahrt war zur Kodiak Insel, wo auch der russische Einfluß noch recht stark zu spüren ist. Von dort flog ich mit einem gecharterten Flugzeug zu einer kleinen Insel hinaus, wo es eine große Seelöwenkolonie gibt. Der Pilot ließ mich dort und versprach, mich in zehn Tagen wieder abzuholen. Es war eine herrliche Insel: bewaldet, mit

einem kleinen See, an dem ich mein Zelt aufschlug, unbewohnt, und mit großen Steilküsten. Das Dumme war, daß die Seelöwen auf der anderen Seite der Insel waren, wo das Flugzeug nicht landen konnte und es auch kein Frischwasser gibt. Um dorthin zu kommen, mußte ich die 400 Meter hohen Klippen runter und dann nachts, um 'nach Hause' zu gehen, wieder hinaufsteigen. Es war recht beängstigend, aber alles ging gut, und die Seelöwen waren das Risiko schon wert. Es sind schöne große Tiere, braungelb oder glänzend braun-schwarz, wenn sie gerade aus dem Wasser kommen. Sie waren ein bißchen ängstlich, und da ich auf meinen Klettertouren nicht das große Stativ und die lange Linse mitschleifen wollte, mußte ich mich mit recht viel Vorsicht an sie heranschleichen. Aber so nach und nach gewöhnten sie sich an meine Gegenwart, und ich konnte sie ganz gut beobachten und photographieren.

Und dann zu den Bären. Die stiefeln ziemlich eigenbrötlerisch durchs Land. Aber während ein paar Wochen im Sommer kommen sie zusammen zu den Lachsflüssen und treffen sich dort, wo die Fische am leichtesten zu fangen sind, in Stromschnellen oder an einem kleinen Wasserfall. Die beste Stelle ist *McNeil River* auf der Alaska Halbinsel. Ich charterte ein Flugzeug in Homer und flog im Juli dorthin. Ein paar Biologen wohnten da schon, und später kamen noch zwei japanische sowie ein deutscher und ein holländischer Photograph für einen kurzen Besuch dorthin!

Es war ideal. Unser Zeltplatz war ein paar Kilometer von dem Wasserfall entfernt. Wir hatten 'zu Hause' nur mit einer Bärin Ärger, ein hübsches Gestell, aber recht dumm. Wir hatten sie schon paarmal versucht mit Schreckschüssen zu verscheuchen, aber sie kam immer wieder uns besuchen, und als sie eines Morgens um 7 Uhr partout versuchte, in mein Zelt zu kriechen, und mich dabei ganz scheußlich erschreckte, bekam sie, sehr ungalant, eine Ladung Schrot aufgeblasen, und von da ab hielt sie bißchen mehr Abstand.

Am Wasserfall, wo die Bären Lachse fingen, war alles bestens organisiert Die Bären wußten, wo wir waren, und die, die uns meiden wollten und Menschen als unsympathisch ansahen (was ich bestens verstehen kann!), fingen ihre Fische am fernen Ufer. Den meisten aber war es ganz einerlei, ob wir da waren oder nicht. Sie kümmerten sich gar nicht um uns und vergaßen uns nach einiger Zeit. Unter ihnen bestand eine streng eingehaltene Rangfolge: die stärksten Bären hatten die besten Plätze.

Junge oder schwächere Bären mußten sich von ihnen fern halten, sonst gab es gleich einen schrecklichen Krawall.

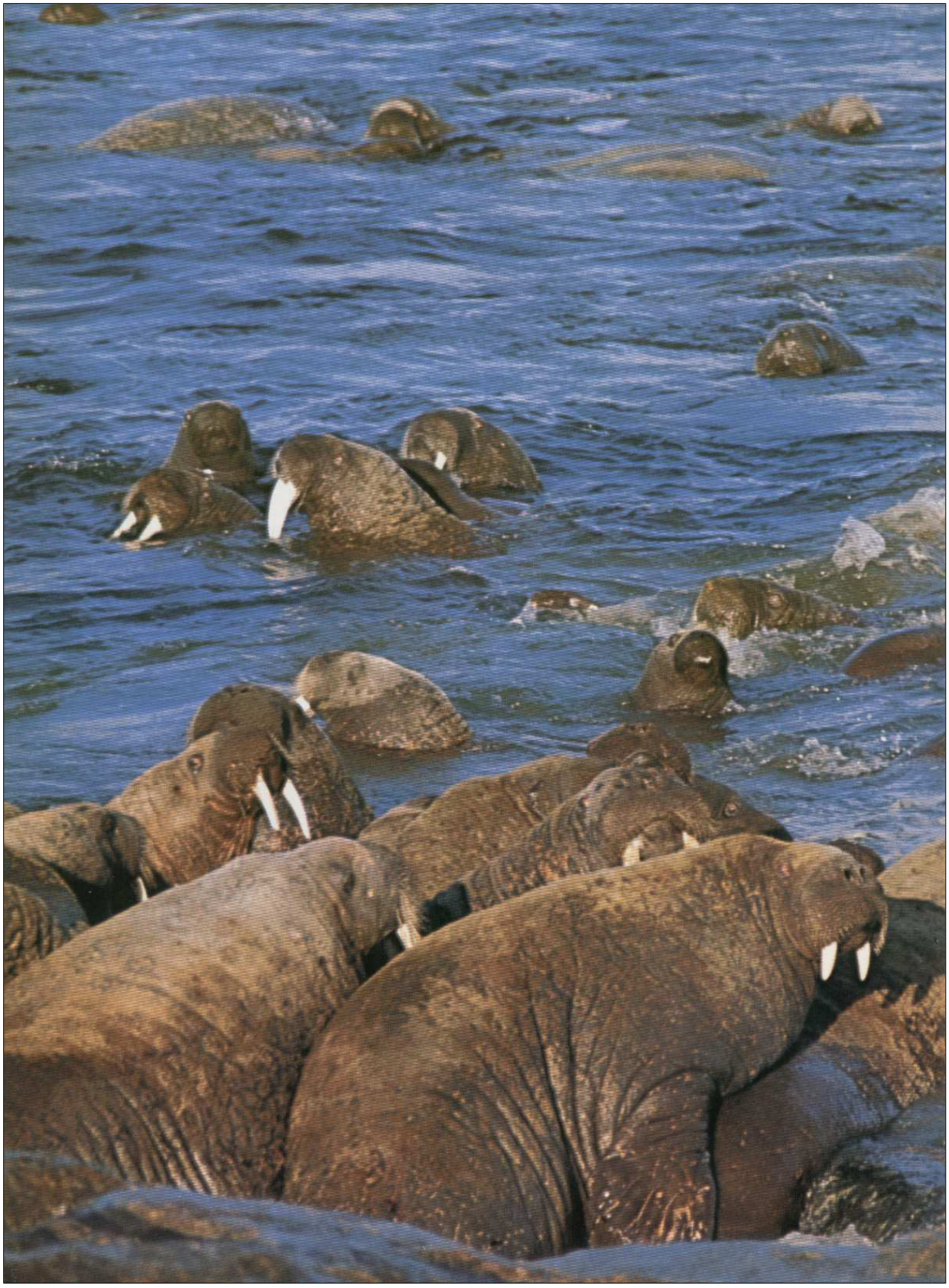
Das Wetter war recht schlecht. Das muß man auch so in den Küstengegenden Alaskas erwarten. Aber selbst wenn wir nur saßen und die Bären im Regen betrachteten, so war es doch immer wieder unendlich beeindruckend. Hier waren die Tiere die Herren und wir die Geduldeten. Morgens und abends, wenn ich 'nach Hause' ging, kamen mir auf dem Pfad über die sumpfige Tundra oft ein oder mehrere Bären entgegen - und dann geht man höflich zur Seite und läßt den Herren viel Platz auf dem Pfad, denn es ist ihr Pfad, und es ist durchaus nicht sicher, daß sie einem aus dem Weg gehen würden.

Am vorsichtigsten mußte man mit Bärinnen sein, die Junge hatten. Eine kam mit ihren zwei Jungen ab und zu in unserer Nähe Fische fangen. Während sie im Wasser stand, waren die Jungen schrecklich verängstigt, wenn andere Bären in ihre Nähe kamen, und rannten dann öfters zu uns, was einerseits natürlich nett war – andererseits jedoch recht beängstigend, denn man weiß nie, wie so eine Bärenmama reagiert.

Ich habe dort zwei herrliche Wochen verbracht, und ich wäre liebend gerne noch länger dageblieben, aber meine letzte Fahrt zu einer sehr abgelegenen kleinen Insel stand noch bevor, und ich mußte dorthin, bevor die Septemberstürme die Fahrt unmöglich machen würden. Die Insel heißt *Round Island,* und Du wirst sie auf keiner Karte finden, sie ist ganz klein und weit draußen in der Beringsee.



Ich habe mir ein Eskimoboot gechartert, von Togiak, einer Fischersiedlung, und die fuhren mich zur Insel. Hier ist das Sommerhauptquartier von ungefähr 3.000 Walrossen.



Walrosse im Bad in der Nähe ihres gemeinsamen Rastplatzes.

Außer den Walrossen gibt es eine Unmenge von Seevögeln auf der Insel und eine sehr sympathische Fuchsfamilie. Dies waren Rotfüchse. Wie sie zu der Insel hinausgekommen sind, weiß ich nicht, vielleicht im Winter auf einer Eisscholle. Sie waren recht zahm, kamen mich jeden Morgen besuchen, was mich anfangs beunruhigte, denn ich sah im Geist schon, wie sie in meiner Abwesenheit mein Zelt und Proviant zerplusern würden, aber sie benahmen sich vorbildlich. Wenn man lang allein auf einer Insel sitzt, wird man (oder zumindest werde ich) noch kindlicher, als man sowieso schon ist, und da es viel regnete und stürmte und ich niemand hatte, mit dem ich reden konnte, so schwatzte ich recht gesellig mit meiner Fuchsfamilie. Sie begleiteten mich zuweilen auf meinen Ausflügen, und ich machte mich nützlich, indem ich ihnen half, tote Seevögel zu finden.

Die Walrosse waren imponierend, stinkend und faul. Sie lagen in großen, eng aneinandergeschmiegten Gruppen zusammen und schliefen. Anfangs war ich sehr vorsichtig, denn ich hatte Angst, sie eventuell von der Insel zu verscheuchen. Aber da sie mich ignorierten, kam ich immer näher, und nach einigen Tagen kam ich so nah, daß ich sie anfassen konnte. Im allgemeinen schliefen sie ruhig weiter, nur ab und zu, aus Gründen, die ich nie ganz verstehen konnte, überkam sie plötzlich eine Massenpanik, und dann wälzte sich diese ganze braune Masse, über-, unter- und durcheinander dem Meer zu. Nach einem Zeitchen beruhigten sie sich dann wieder, krochen ächzend wieder zurück und schliefen weiter.

Es war meistens sehr stürmisch. Obwohl mein Zelt an einer sehr geschützten Stelle stand, hatte ich doch mehrfach Angst, es würde zerreißen; der Regen schlug durch, es war feuch, und obwohl ich den Primuskocher immer anhatte, trocknete nichts so recht aus. Wenn es nicht zu stark regnete, ging ich spazieren, beobachtete Vögel oder sammelte Schellbeeren, die massenweise auf ein paar kleinen Mooren wuchsen.

Die Eskimos holten mich nach zwei Wochen wieder ab, und dann fuhr ich wieder nach Prince Rupert. Maud und Aurel kamen beinah gleichzeitig per Flugzeug dort an (René wohnte während dieser Zeit bei Hella), und wir fuhren zusammen mit dem Auto nach Osten.

Ein Zeitchen blieben wir im Jasper National Park in den Rocky Mountains. Ich kroch auf den Bergen herum, um Wildschafe zu photographieren mit all meinem schweren Gerät und sah sie gewöhnlich nur selten oder aus der Ferne. Aber während ich weg war, kamen sie mehrere Male hinunter zum Zeltplatz und ließen sich von den Touristen füttern. Ein Bär interessierte sich auch für uns. An einem Abend saßen wir an einem kleinen Lagerfeuer und brieten Zießchen (*kleine Würstchen; K.L.*), als plötzlich aus dem Dustern ein Bär dazu kam. Aurel fand das natürlich herrlich, aber Maud war schon sehr viel weniger begeistert, und mir war die Sache auch nicht so ganz geheuer. So verschwanden wir recht schnell und überließen unserem zottigen Freund das Feuer und die Würstchen.

Wir fuhren langsam nach Hause, hielten hier und dort für ein paar Tage an und hatten im großen und ganzen eine wunderschöne Fahrt zusammen. Dann noch ein paar sehr gemütliche Tage bei Hella, wo wir recht kühl von René empfangen wurden, der von der Tante natürlich sehr verwöhnt worden war und gar nicht so scharf darauf war, mit seinen relativ sehr viel strengeren Eltern zusammen zu sein.

Und dann ging es nach Hause, und wie gewöhnlich, folgte die einem endlos erscheinende Arbeit des Filmentwickelns und dann die Bilder zu katalogisieren und die Post von Monaten zu erledigen.

Außerdem kam mein Buch gerade zu der Zeit heraus und damit der gewöhnliche Sums von Fernseh- und Radiointerviews, eine sehr unangenehme Begleiterscheinung meiner Arbeit, aber nu ja, man überlebt es, und ich bin jetzt schon bißchen abgebrühter und habe wenigstens nicht mehr ganz so sehr Lampenfieber. Ich schwatze jedoch sehr viel lieber mit einer Fuchsfamilie!

Das Buch ist ganz gut geworden. Auch das Eskimobuch vom vorigen Jahr ist überraschend erfolgreich, und das ist natürlich angenehm. Es hat die sehr teure Alaskafahrt finanziert, wir haben endlich Möbel für das Haus gekauft, was unser Etablissement ein bißchen mehr *bourgeois* und weniger *bohémien* machen wird.

Den Winter werde ich wohl wieder friedlich zu Hause sitzen; ich möchte viel lesen. Juri Semjonows Buch von Sibirien wurde mir empfohlen, und ich habe es mir aus der Bibliothek geholt und gelesen, es ist wirklich sehr

interessant. Eben lese ich eine Biographie von Georg Wilhelm Steller, dem naturkundlichen Wissenschaftler, der Bering begleitete.

Aus Montreal am 2. November 1974 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Die lange Reise ist nun vorbei und wir sind wieder zu Hause mit einer Fülle von schönen und interessanten kaleidoskopartigen Erinnerungen. Wir beide haben die Fahrt sehr genossen, und am schönsten war es, bei Euch zu sein. Es war ja bis dahin so sehr lange her, daß ich in Laubach gewesen war, und doch ist diese lange Zwischenzeit nicht trennend gewesen, die alte Verbundenheit ist immer da und bei Euch waren wir sofort wieder zu Hause.



Friedel v. Bruemmer besucht Theodor Lackschewitz in Laubach, Oberhessen (1974).

Und so war es auch in Stockholm (*bei Wolf L.; K.L.*) und in Helsinki (*bei Odert L.; K.L.*). Man kommt an, man schwatzt, die vielen Jahre der Trennung verschmelzen zu nichts, und es ist, als hätte man sich vor ein paar Wochen das letzte Mal gesehen.

Und dann kamen die zwei Wochen in Rußland. Man sammelt hundert kleine Vignetten, aber sie fügen sich nicht zu einem einheitlichen

Gesamtbild zusammen, und Verallgemeinerungen und Schlüsse, die man aus diesen doch recht oberflächlichen Erfahrungen zieht, sind wahrscheinlich im allgemeinen falsch, und ich lese jetzt mit noch mehr Skepsis als zuvor die Berichte von "Experten", die nach einem gewöhnlich recht kurzen Aufenthalt in Rußland "alles" über das Land wissen.
Man kann Rußland heute überhaupt nicht verstehen, es sei denn, daß man seine Geschichte recht genau kennt. Es ist nämlich sehr verlockend, den ganzen Geschichtsvorgang dieses riesigen Imperiums in festen, miteinander nicht verbundenen Etappen zu sehen: z.B. die Zeit vor Peter dem Großen, die Zeit von Peter dem Großen bis 1917 und die Zeit nach der Revolution.
Aber es gibt keine scharfen Brüche. Im Gegenteil, es besteht eine Kontinuität, die sehr frappant ist. Das hat uns vielleicht am meisten beeindruckt, wie unter der Tünche des "neuen Rußlands" das "alte Rußland" unverändert und vielleicht unveränderbar durchscheint.

Am Anfang, vielleicht, haben sich die neuen Herrscher des Reiches gesagt „wir fangen ganz von vorne an", genau so wie die französischen Revolutionäre des 18. Jahrhunderts mit dem Jahre 1 anfingen. Aber diese Idee haben sie in Rußland recht schnell aufgegeben, genau so wie sie, glaube ich, die Idee aufgegeben haben, irgendwie, beinah göttlich, "einen neuen Menschen" zu schaffen, den Idealmenschen des Kommunismus und der Revolution. Im Prinzip ist das natürlich eine gute Idee, in der Praxis aber wohl nicht zu verwirklichen, und der Erfolg davon ist, daß Rußland natürlich anders ist, als es, sagen wir, 1914 war, aber irgendwie doch nicht ganz so anders, als man es eigentlich erwartet.

Geschichte und die Kontinuität der Geschichte werden daher in Rußland auch sehr gefördert, allerdings mogeln sie dabei ganz schön. Überraschend ist für uns dann, daß sie die Vergangenheit einigermaßen objektiv betrachten und wiedergeben, aber vor der Neuzeit und der Geschichte ihrer eigenen Neuzeit haben sie Angst.

Man bekommt so kleine Propagandaheftchen auf Flugplätzen und Eisenbahnstationen. Ich hatte mir ein paar mitgenommen und las sie unterwegs, unter anderem eine kurze "Geschichte Rußlands“. Nu ja, die Zarenzeit wurde nicht gerade freundlich, aber doch mit einer aus ihrer Perspektive verständlichen Interpretation behandelt. Dann kommt die Revolution und die Zeit bis jetzt, und sie bringen es fertig, in der Beschreibung dieser ganzen schließlich 50-jährigen Zeitspanne ihrer

Geschichte, nicht ein einziges Mal den Namen „Stalin“ zu erwähnen! Das ist doch genau so, wie eine Geschichte Deutschlands von 1933 bis 1945 zu schreiben, ohne ein einziges Mal, und sei es auch ganz beiläufig, zu erwähnen, daß es einmal so einen Mann gegeben hat, der Hitler hieß.

Wenn man so ein Büchlein liest, dann überkommt einen ein eigentümliches Gefühl des Irrealen. Sie bauen immer noch Potemkinsche Dörfer, und man weiß eigentlich nie in diesem Land, wo Dichtung anfängt und die Wahrheit aufhört.

Nu ja, das sind so Allgemeineindrücke und Gedanken. Abgesehen davon, haben wir in der relativ kurzen Zeit wahnsinnig viel gesehen, haben, wie gute russische Bürger, KULTUR tonnenweise absorbiert (KULTUR und KOMMUNISMUS wird in Rußland immer ganz GROSS geschrieben, aber das eine hat mit dem anderen nicht so sehr viel zu tun, denn der Kommunismus ist neu und die Kultur beinah ausschließlich alt!) --und sind immer zu Fuß gelaufen. Arme Maud! Sie hat schon so kurze Beine, und ich glaube, sie sind noch kürzer geworden!

Wir waren ja als individuelle Touristen da, nicht mit einer Gruppe, die per Bus von einem Palast zum nächsten geschleppt wird. Intourist, Vater und Mutter aller Touristen, die nach Rußland kommen, hat sich dann auch, abgesehen davon, daß sie uns mit größter Präzision von Stadt zu Stadt versandten, nicht um uns gekümmert, und wenn sie es vielleicht auch nicht schrecklich gerne haben, daß man dort herumkriecht, wo man vielleicht nicht herumkriechen sollte, so tun sie nichts dagegen. Und sollte uns doch jemand gefolgt sein, was ich bezweifele, so tut er mir ehrlich leid, denn ihm tun sicher noch heute die Füße weh.

In Petersburg waren wir in unendlich vielen Museen. Natürlich in der Eremitage, mehrere Male, wo ich sie sehr unglücklich machte, weil ich partout den Saal für skythische Kunst finden wollte, und die luchsäugigen Matjuschkas, die in jedem Saale Wache halten, davon nie gehört hatten, bis wir plötzlich auf eine alte Dame stießen, die wirklich eine Dame war, schönes Französisch sprach und genau wußte, wo der skythische Saal war.

Im Museum der Arktis und Antarktis waren wir. Bißchen spärlich und in einem recht abgelegenen Teil der Stadt untergebracht. In der Nähe davon war ein 'freier' Markt (überdacht und riesig groß), wo alles zu haben war, allerdings zu teureren Preisen als in den Geschäften, aber wo, im

Gegensatz zu den Staatsgeschäften, die Qualität sehr viel besser war und wo, nochmals in starkem Gegensatz zu Staatsgeschäften, Kunden nett und freundlich bedient werden.

Im Museum der Akademie der Wissenschaften, wo Kar1 Ernst v. Baer, drei Meter groß und in Bronze, nachdenklich auf einen herniederschaut, sobald man das Foyer betritt, und wo, etwas weiter links, ein Bild von Alexander Th. v. Middendorff (*Großvater von Th. Lackschewitz; K.L.*) hängt und wo die Mammutausstellung noch immer einzigartig ist und sich wohl nicht so sehr verändert hat von dem, woran ich mich erinnere, das mein Vater mir erzählte, als er sie so ungefähr um 1910 gesehen hat.

Dann ging es in das Museum für Ethnographie, das moderner und besser ist als die anderen Museen, die wir sahen, aber dessen sibirische Abteilung leider zeitweilig geschlossen war.

Wir fuhren zur Peter und Paul Festung, wo, wie der Intouristreiseleiter einer Gruppe, die vor uns war, erklärte, "unsere" Zaren beigesetzt sind und wo das Grab von Peter dem Großen mit frischen Blumen geschmückt ist. In Moskau lag ein frischer Blumenstrauß auf dem Sarkophag von Iwan dem Schrecklichen.

Dann ging es an einem märchenhaft schönen Herbstabend nach Peterhof, das jetzt offiziell Petrovoreds heißt, das alle aber immer noch "Peterhof" nennen und das während des Krieges beinah ganz zerstört worden war und jetzt glänzend in neuem Gold vollständig restauriert worden ist.

Zum 'Palast der Eheschließungen', der einst dem Großfürsten Wladimir gehörte und wo jetzt im Pomp der Vorzeit die Paare der Neuzeit offiziell vom Staat ihren Segen bekommen (für 5 DM), einschließlich sehr feierlicher Musik von Tschaikowski, und wo für extra Geld der Champagner fließt und Autos mit großen, emblematischen Eheringen verziert, denen zur Verfügung stehen, die es ganz 'feudal' machen wollen, sogar ein echter Cadillac, der einzige, den wir in Rußland gesehen haben!

Am Sonntag in die Kirche. Wo die nächste Kirche, die offen ist, war, das hatten wir schon von einem Taxifahrer erfahren. Es gibt zwei Sorten von Taxis: die offiziellen, die natürlich dem Staat gehören, und die schwarzen, die bißchen Geld privat machen. Die Chauffeure der Staatstaxis fahren wie die Feuerwehr, sei der Weg auch noch so voll mit

Schlaglöchern („Fahren Sie doch nicht so schnell", sagte ich einem. "Wir haben keine Eile, und das ist schlecht für Ihr Auto". – „Es ist nicht mein Auto", sagte er und fuhr noch etwas schneller). Die "schwarzen" Taxichauffeure, die, wie so vieles in diesem eigentümlichen Land, ihr Gewerbe illegal betreiben, aber doch geduldet werden, fahren natürlich sehr viel vorsichtiger, denn das Auto gehört ihnen, sind teurer, sind andererseits voller Schnurren und Geschichten, vielleicht um den Kunden fröhlich zu machen.

Nu ja, einer von ihnen hatte uns schon über die Kirchen erzählt. Was er jedoch nicht wußte war, wann Gottesdienst gehalten wird. Das wußte allerdings Intourist, nicht nur für diese Kirche, sondern für alle Kirchen in der Stadt.

Der Gottesdienst war beeindruckend und schrecklich traurig. Es ist eine große Kirche, und sie ist sehr gepflegt, und sie war voll. Voll mit alten Mütterchen, klein, gebückt, verzehrt von einem unendlich schweren Leben. Nur die Priester waren jung. Und doch waren einige junge Menschen in der Kirche, mehr eigentlich, als ich von Berichten her erwartet hatte. Doch der Allgemeineindruck war tief bedrückend. Hier, hatte man das Gefühl, ist die Zufluchtsstätte und die letzte Hoffnung von den Ärmsten der Armen.

Petersburg war schön, aber leider schäbig. Sie bauen und restaurieren mit großem Eifer und viel Liebe. Es ist ja wohl ein erstaunliches Land. Sie können einen beinah zerstörten Palast mit einem unerhörten Aufwand an Geld - und Gold - und Expertise erbauen in all seiner einstigen Schönheit, sie können Sputniks in den Weltraum schicken und die größten Kraftwerke der Welt bauen, aber sie können noch immer nicht ein Klo konstruieren, das gut funktioniert!! Aber Petersburg ist so groß, so monumental, es reicht einfach nicht an Kapital und Arbeitskraft, und so sehen manche Hausfassaden wieder schön aus, aber andere Stadtteile, wo Touristen im allgemeinen nicht hinkommen, verfallen schrecklich, und der Gesamteindruck ist deprimierend.

Von Petersburg weiter mit dem Flugzeug nach Reval. Die Dohlen wohnen noch immer auf dem Domberg. Alle Kirchen, die wir sahen (außer einer, die eben restauriert wird), d.h. die Kirchen der Innenstadt, halten Gottesdienst. Die Domkirche war offen für Besucher. Wir gingen mit einer kleinen Gruppe Russen hinein, denen von einer alten Dame recht streng gesagt wurde, dies sei ein Haus Gottes und „würden Sie

bitte hier spenden für die Erhaltung des Domes und seiner Gemeinde“. Dafür durften sie dann den Dom bewundern, und die Wappen von den "baltischen Baronen", die an den Wänden hängen, wurden ihnen erklärt. – „Krusenstern war doch ein Russe!" wandte ein russischer Offizier etwas schüchtern ein, und ihm wurde sofort und deutlich gesagt, er irre sich.

Die Esten sind, verständlicherweise, auf die Russen (die jetzt ungefähr die Hälfte der Bevölkerung von Reval bilden) nicht gut zu sprechen. Als kurzfristiger Tourist spürt man davon nicht viel, aber fragt man z.B. einen Esten auf Russisch um Auskunft, so bekommt man gewöhnlich eine kühle und wenig hilfreiche Antwort. Fängt man dagegen auf Deutsch oder Englisch an, sind sie gleich bedeutend freundlicher.

Die Altstadt soll ganz restauriert werden. Eben fängt diese Arbeit erst an, und da sie so etwas mit viel Liebe und Vorsicht machen, wird es recht viel Zeit in Anspruch nehmen.

Von Reval nach Riga wollten wir mit dem Zug fahren - dem Tagzug. Den gibt es, hatte uns das Reisebüro in Montreal gesagt. Intourist hatte uns aber auf den Nachtzug gesetzt, und als wir Einwände machten, wurde uns freundlich aber definitiv gesagt, es gäbe keinen Tagzug zwischen diesen zwei Städten. Es gibt ihn schon, so viel Russisch kann ich auch lesen, aber sich mit Intourist zu zanken, ist total zwecklos. Sie haben ja wohl auch ihre Anordnungen. Wir fuhren also nachts und sahen nichts.

In Riga regnete es. Drei Tage waren wir da, und drei Tage goß es in Strömen! Und trotzdem gefiel uns Riga am besten. Maud kann das sehr viel objektiver beurteilen als ich, und sie fand, daß Riga einen sehr viel gepflegteren Eindruck macht als Petersburg, Reval oder Moskau. Die Stadt ist sehr sauber (Petersburg ist es nicht, trotz aller Mamuschkas mit ihren Reisigbesen); die Menschen erscheinen einem besser gekleidet. Die Geschäfte und Märkte scheinen bessere und vielfachere Waren zu haben als in den anderen Städten, besonders Petersburg und Moskau. Man hat das Gefühl - ob es richtig ist oder nicht ist schwer zu sagen -, daß diese 'Provinz' des Imperiums mit bißchen Vorsicht behandelt wird, um sie friedlich und einigermaßen zufrieden zu halten.

Für mich war es natürlich ein sehr eigentümliches Gefühl, plötzlich in Riga zu sein - so sehr bekannt und doch wiederum fremd. Ich war neun Jahre alt zur Zeit der Umsiedlung, also zwei Jahre jünger als Aurel jetzt

ist, und von Anfang an habe ich mich immer wieder mit Neugierde gefragt: „Wieviel wirst du wiedererkennen?" Und die ehrliche Antwort darauf ist: herzlich wenig. Es war alles etwas traumhaft. Unser Hotel ("Riga", gebaut im Jahre 1856) war gegenüber der Oper. Aus dem Fenster konnten wir die Petrikirche sehen, und mit bißchen Suchen fanden wir den Pulverturm. Dann in den Schützengarten - und dann wußte ich plötzlich nicht, wie weiter! Wir kamen an einer Straßenecke heraus, die mir bekannt-unbekannt vorkam. Wir liefen nochmals zum Pulverturm zurück, fingen von vorne an und kamen genau an derselben Ecke wieder heraus! Ein altes Mütterchen saß da und verkaufte Blumen, und ich hab sie auf lettisch gefragt, ob sie wüßte, wo die Oberst Briede Straße sei. „Ach Gottchen, lieber Herr", sagte sie, „sie stehen doch hier an der Ecke." Und dann fügte sie ganz traurig hinzu "aber die Straße heißt schon lange nicht mehr so!“ Sie hat mir dann alle Straßen erklärt, wie sie früher hießen und wie sie jetzt heißen, und dann habe ich auch unser früheres Haus ohne viel Schwierigkeit gefunden. Eigentlich ganz unverändert. In diesem Hause scheint die jüdische Gemeinde eingezogen zu sein. In "unserer“ Wohnung wohnt eine Familie Schultz, darüber wohnen Mandelbaums, darunter wohnen Liebermanns, usw. usw. Es regnete noch immer, und wir sind so bißchen im Hinterhof herumgewandert, es sieht alles etwas verloren aus. Aber ich glaube, die Hinterhöfe Rigas waren wahrscheinlich schon immer so. Und dann im Regen die Mühlenstraße entlang zum Rainis Boulevard - das Freiheitsdenkmal steht noch! - und zur K. Baron Straße, wo jetzt das Naturwissenschaftliche Museum ist. Die Sammlung ist beinahe ganz neu und durchaus gut. Von den Tieren, die ich als kleiner Junge im Museum im kaiserlichen Garten betreut habe, besteht nur noch ein stark zerpluserter Strauß und der Glaskasten mit den Kolibris, und die glänzten und glitzerten auch nicht mehr so, wie sie es einst in meiner Erinnerung taten.

Wir fuhren hinaus an den Stintsee, wo es ein Freilichtmuseum gibt, genau wie Skansen in Stockholm. Es regnete und wehte, und der Wind rauschte in den Kiefern, und hier im Wald, mit den Birken und den Kiefern und dem See, hatte ich irgendwie viel mehr das Gefühl "zu Hause zu sein" als in Riga. Riga war für mich wie ein altes, liebes Bilderbuch, das man plötzlich auf dem Grund eines Koffers wiederfindet und mit Rührung durchblättert, aber das einen gefühlsmäßig doch nicht angreift. In der Erinnerung sind eher Menschen, die man gekannt und geliebt hat. Und die sind nicht mehr in Riga. Die Natur, der Wald, "spricht" viel mehr zu mir als eine Stadt.

Nu ja, wir haben wieder viele Museen besucht, in der Oper "Das Rheingold" auf lettisch gehört - arme Maudy! Wagner geht ihr schon sowieso auf die Nerven, und es dann noch drei Stunden auf lettisch anzuhören war bißchen anstrengend. Wir waren im Zirkus, ganz russisch, aber gut, und sahen eine märchenhaft schöne Vorstellung von "Schwanensee" - zum zweiten Mal. In Petersburg hatten wir es schon einmal gesehen und dort auch noch zwei Opern!!. Wir wollten noch nach Segewold. Dorthin gehen im Sommer reguläre Tagestouren, aber die Saison war vorbei. Wir fragten Intourist, ob wir das nicht per Taxi machen könnten, und das ging schon, war aber recht teuer. Den nächsten Tag hatte die junge Intourist Dame eine "gute Nachricht" für uns: eine ganze Gruppe von Emigrantenletten sei aus den Vereinigten Staaten da, und die wollten auch nach Segewold und Treyden, und morgen würden wir alle mit dem Bus hinfahren. "Morgen" goß es ärger denn je, und die lettischen Besucher beschlossen zum Schluß, doch nicht zu fahren, und da war es schon zu spät, um noch ein Taxi zu bestellen. Nu ja, so wichtig war es nicht.

Dann noch zwei Tage in Moskau, in schönem, warmem Herbstwetter. Ich habe aufgehört, die Museen zu zählen! Von einem ins andere. Und durch den Kreml. Zweimal, einmal auf eigene Faust und dann mit einer Gruppe. Und Nachts spät durch die Straßen geschlendert und am Morgen wieder auf Trab.

Zum Schluß ist man verwirrt und sehr bereit, nach Hause zu fahren. Und sehr, sehr dankbar, daß man hinausfahren kann und darf! Und dabei haben wir - die Touristen, die Valutamenschen, die Dollar oder Markbesitzer - es so unendlich gut in diesem Land! Die 'Touristen', besonders die aus dem Westen mit der harten Währung, und die neue rote Aristokratie, das sind die Privilegierten. Für die stehen Autos zur Verfügung und die besten Plätze in den besten Theatern. Die brauchen nicht für alles endlos Schlange zu stehen, und wenn sie bespitzelt werden, dann wird es zumindest so diskret getan, daß man davon nichts merkt. Man lernt schnell, daß in diesem Land, wo laut meinem von Intourist gedruckten Reiseführer "Trinkgelder als erniedrigend angesehen werden", ein Überbleibsel aus der üblen Bourgeoiszeit, alles sehr viel flotter geht, wenn man anständig Bakschisch beilegt, und mit einigen Dollars wird aus einem kategorischen "njet" plötzlich ein freundliches "da".

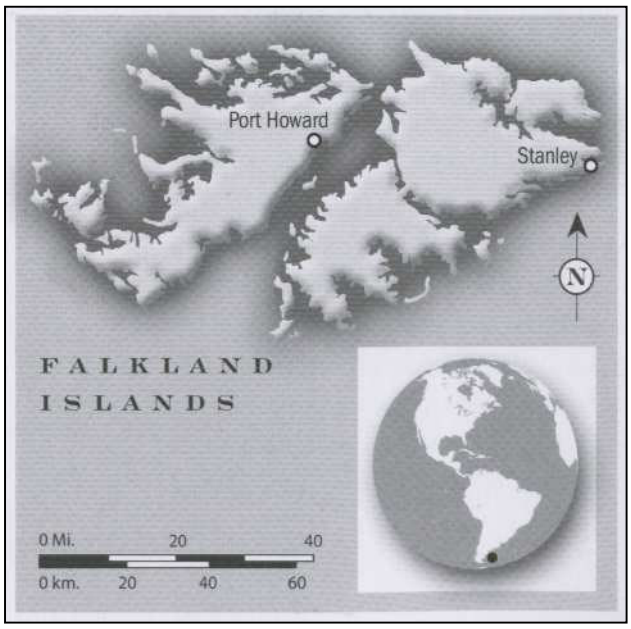
Die Menschen, die man trifft, sind beinah immer freundlich und nett. Es geht uns, sagen sie, viel, viel besser als früher. Viele haben Autos und noch mehrere warten auf Autos, denn die Lieferfrist ist jahrelang. „Wie", fragte ich einen Mann, der mir gerade erzählt hatte, er verdiene im Monat 139 Rubel und plane, sich ein Auto zu kaufen, „können Sie sich ein Auto leisten, das 6.000 Rubel kostet?" „Nu", lächelte er, „so auf eine Art oder die andere wird's schon gehen". Das erinnerte mich an den alten jüdischen Witz: der kleine Moritz fragt seinen Vater: „Sag mal, Vati, wie wird man Millionär?", und der Vater antwortet: „Ehrlich dauert es am längsten!" Sie haben genug zu essen, obwohl das Verteilungssystem noch immer recht miserabel ist (im Oktober gab es angeblich in ganz Moskau keine Kartoffeln!). Die Kleidung ist von schlechter Qualität und teuer, aber früher war sie noch viel, viel schlechter. Mit anderen Worten, früher ging es ihnen aasig, und jetzt geht es ihnen, vom rein materiellen Standpunkt aus gesehen, viel, viel besser, und dafür sind sie verständlicherweise dankbar. Im Vergleich zum Westen geht es ihnen natürlich immer noch nicht so sehr gut, aber was wohl das ärgerlichste ist und wovon wir als Touristen wenig merken und worüber natürlich auch nicht gesprochen wird, das ist der ewige Ärger mit der Bürokratie und, was viel gefährlicher sein kann, mit der Polizei, wenn man sich muckscht. Und darum muckscht man sich auch nicht.

Nu ja, der Brief wird endlos. Acht Stunden nach Moskau waren wir wieder in Montreal. Die Kinder hatten es natürlich herrlich mit der Großmutter gehabt und waren somit nur halbfroh, die Eltern-Tyrannen wieder im Hause zu haben, aber langsam spielt sich das wieder ein.

Wir haben uns durch die ganze angestapelte Korrespondenz gearbeitet, in ein paar Tagen kommt das neue Buch heraus, etwas mühselig findet man sich wieder auf den Pfaden seines "Normallebens" zurecht (so schrecklich normal ist unser Leben glücklicherweise nie), und die Reise ist ein Mosaik von schönen und vielfältigen Erinnerungen.

Aus Montrea1 am 20. Dezember 1975 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Für mich ist dies Jahr wieder ein Jahr des Reisens gewesen, und um so mehr genieße ich es jetzt, wieder zu Hause zu sein. Im Februar machte ich auf Einladung der argentinischen Regierung eine kurze, aber sehr interessante Fahrt in die Antarktis, zu den Falkland Inseln und nach



Feuerland, um sozusagen das andere Ende der Welt etwas kennenzulernen. Im März war ich wieder, wie schon beinah jedes Jahr, auf dem Eis an der Ostküste von Kanada, um dort Seehunde zu photographieren. Und im April fuhr ich nach Alaska und kam von dort erst Ende September zurück.

Die ersten drei Monate wohnte ich auf der Kleinen Diomeden-Insel in der Beringstraße mit Ausblick auf Sibirien, nur drei Kilometer entfernt! Die Fahrt fing recht schlecht an. Ich flog von Nome los, unser Flugzeug wurde von einer sehr starken Windböe ergriffen, und wir flogen – kracks - gegen eine Bergwand, und wir rodelten dann mit den Resten vom Flugzeug den Berg hinunter bis zum Meer. Es passierte alles sehr schnell, ich hatte eigentlich nicht Zeit, Angst zu haben, und erstaunlicherweise ist weder dem Piloten noch mir etwas passiert. Die Maschine war total hin, aber der Notsignalsender funktionierte noch, und wir wurden recht schnell von einem Hubschrauber der Luftwaffe gefunden. Selbst meine Apparate, die ich immer sehr vorsichtig verpacke, hatten kaum gelitten, und ein paar Tage später war ich wieder unterwegs zur Kleinen Diomeden-Insel.



Das vorzeitige Ende eines Fluges, der Friedel v. Bruemmer auf die Kleine Diomeden-Insel bringen sollte.

Dort, am Ende der westlichen Welt, wohnt in einem kleinen, an die steile Küste der Insel angeklebten Dorf ein wildverwegenes Völkchen Eskimos, eine Sorte arktische Wikinger. Außenseiter können sie nicht ausstehen. In der 'guten alten Zeit', d.h. vor ca. 60 Jahren oder so, ermordeten sie diese einfach, und das war natürlich eine einprägsame Warnung. Heute machen sie einem das Leben so mies wie möglich, und zu Anfang hatte ich nichts wie Schwierigkeiten und wohnte bei bitterer Kälte in der verlassenen Kirche. Aber so nach und nach haben sie mich dann doch akzeptiert, haben mir ein altes, aber recht gutes Haus vermietet, und ich bin mit ihnen auf ihren Jagdfahrten mit Lederbooten mitgefahren, oft für Tage und Tage, hoch hinauf in den Norden, zuweilen im Nebel, recht nah an die Küste von Sibirien.

Den Umschwung in ihrer Einstellung zu mir hatte ich teilweise meiner Kenntnis der russischen Sprache zu verdanken. Eines Tages war große Aufregung im Dorf, denn von der sibirischen Seit kamen zwei Menschen über das Eis.

"Meine" Eskimos fuhren sofort mit ihren Motorschlitten los. Mich nahmen sie natürlich nicht mit, so japste ich denn zu Fuß hinterher, war aber natürlich zu spät. Dann aber stellte sich heraus, daß die sibirischen Eskimos, die sie getroffen hatten, einen Dialekt sprechen, den sie kaum verstehen konnten. So ließ ich denn beiläufig fallen, daß ich mich schon mit ihnen verständigen könnte. So wurde ich das nächste Mal als 'Übersetzer' mitgenommen, und da die Eskimos von 'drüben' fließend Russisch sprachen, war es kein Problem. Sie waren von einer Sowchose an der sibirischen Küste zu der Großen Diomeden-Insel (unserer russischen Nachbarinsel) geschickt worden, um in der Umgebung Seehunde als Frischfleisch für die auf der Großen Diomeden-Insel stationierten russischen Grenzmannschaften zu jagen. Zu uns herüber sollten sie natürlich an und für sich nicht, aber wie der eine sagte, „Jäger kann man schlecht kontrollieren", und die Beiden kamen immer wieder bis an die Grenze, d.h. den abstrakten Strich auf dem Eise zwischen den beiden Inseln, der Rußland von Amerika trennt, Amerika von Asien, und da es außerdem noch die internationale Datumsscheidelinie ist, war es auf ihrem Teil des Striches Sonntag, während es auf unserer Seite noch Sonnabend war. Sehr verwirrend!

Eines Tages beschlossen sie dann auch, unser Dorf zu besuchen. Zur gleichen Zeit kam leider eine Flugzeugladung voll Rum bei unserer Insel an (die Eskimos von 'meiner' Insel haben eine weithin berüchtigte Schwäche für Alkohol!), und es wurde eine wilde Nacht. Am nächsten Morgen waren nur drei Menschen auf der Kleinen Diomeden-Insel fähig, sich aufrecht zu halten. Zu dritt haben wir dann mit viel Mühe und starkem schwarzen Kaffee die Russen ein bißchen zu sich gebracht und dann recht vorsichtig zu der sibirischen Seite geleitet. Ich dachte, wir würden sie nie wiedersehen, aber sie kamen doch noch ein paarmal. „Nu ja", sagte der eine, „sehr froh waren sie nicht, und sie haben uns sehr ausgeschimpft, aber weiter ist nichts passiert!"

Im Mai fing die Walroßjagd an. Dann hört das ewige Saufen auf, und die Männer sind Tag und Nacht unterwegs mit ihren großen aus Walroßhaut gemachten Booten, die wohl noch immer in dem gefährlichen Treibeis die besten Boote sind, die es gibt.



Inselbewohner bei der Walroßjagd mit einem Umiak, dem äußerst widerstandsfähigen und wendigen Boot, nach alter Bauart mit Walroßleder bezogen.

Es war kalt, anstrengend und sehr interessant. Zu der Zeit war ich schon ganz Mitglied der Dorfgemeinschaft geworden, was mich sehr gefreut hat, denn es ist das erste Mal, daß diese an und für sich sehr feindlichen Eskimos einen Außenseiter toleriert und akzeptiert haben. Obwohl wir sozusagen beinah auf der Grenze wohnten und oft, vom Treibeis gefangen, zur sibirischen Seite gedrückt wurden und uns auch ein paarmal dorthin im Nebel verirrten, haben wir keine Schwierigkeiten gehabt. Ein paar Mal sahen wir russische Hubschrauber, aber sie müssen uns für harmlos gehalten haben, was mir recht war, denn Angst hatte ich doch. Wenn sie uns auf der russischen Seite gepackt hätten, so hätten die Eskimos vielleicht nicht zuviel Schwierigkeiten gehabt, aber über mich wären die Russen wahrscheinlich weniger froh gewesen.

Im Juli brachten mich die Eskimos zum Festland, und von dort flog ich nach Anchorage zurück. Den Rest der Zeit habe ich wieder Tiere und Pflanzen photographiert. Erst flog ich hinaus nach Attu, der westlichsten der Aleuteninseln, 3.300 km westlich von Anchorage! Die Insel ist viel näher von Kamschatka und Japan als von Amerika, und die Vogel- und Pflanzenwelt ist dann auch mehr asiatisch als amerikanisch. Auch ein paar alte Bekannte waren dabei: Steinschmätzer und Bachstelzen!

Früher wohnten Aleuten auf der Insel. Im letzten Krieg wurde sie von den Japanern besetzt und dann nach schrecklichen Kämpfen von den Amerikanern wieder erobert. Heute ist dort nur eine kleine Militärbasis, der Rest der Insel ist verlassen und friedlich. Das Klima ist normalerweise höchst unsympathisch. Im Durchschnitt gibt es nur sechs Tage Sonnenschein im Jahr, sonst ewiger Nebel und Regen, und im Winter Wind und Schnee. Aber als ich da war, hatte ich während meiner zwei Wochen fünf Tage Sonne, praktisch die ganze Jahresration, es war warm. Die Insel ist mit wunderbaren Blumen bedeckt wie mit einem Teppich, und ich habe meine langen Wanderungen sehr genossen.

Ich habe danach wieder zwei Wochen am McNeil River verbracht bei den Kodiakbären. Viele von ihnen erkannte ich wieder, sie fingen Fische an genau derselben Stelle wie 1972. Die hübscheste aller Bärinnen von 1972 erschien dies Jahr mit zwei bezaubernden Jungen. Sie ist recht zahm, und oft saß sie mit ihren Jungen ganz nah von uns am Fluß. Es waren wieder zwei herrliche Wochen. Das Wetter war besser als 1972, die Bären 'freundlich', d.h. sie ignorieren einen eigentlich. Sie sind daran gewöhnt, daß Photographen am Flußufer sitzen. Die Photographen tun ihnen nichts, und sie tun den Photographen nichts. Ab und zu sieht es brenzlich aus. Einmal jagte ein großer, alter Bär einen jüngeren. Und der, im großen Schrecken, stolperte beinah über mich, aber er wollte ja nur weg und lief auch weiter, und der Großbär blieb mir vom Leibe.

Dieses Jahr habe ich auch versucht, Seeottern zu photographieren, zwei Wochen lang auf einer wunderschönen Insel in der Nähe von Cordoba. Ich habe die Zeit dort sehr genossen. Es war die Lachssaison, und ich habe von gebratenen Lachsen gelebt, aber trotz aller Geduld wurde aus der Seeotterphotographie nicht so sehr viel. Sie waren recht scheu. Aber die Insel war so hübsch und so ideal für lange Wanderungen, daß es mich nicht so sehr störte.

Zum Schluß bin ich dann noch nach Round Island gefahren, die Insel der Walrosse, wo ich schon 1972 gewesen war. Damals hatte ich schon schlechtes Wetter, diesmal war es noch sehr viel ärger. Ich wollte nur zwei Wochen bleiben. Es war beinah ein Monat, bevor die Eskimos von dem nächsten Dorf kommen konnten, um mich abzuholen. Ein wilder Sturm nach dem anderen. Mein Zelt hat es überlebt, sonst wäre es sehr unangenehm geworden. Es ist eine schöne Insel, viele Seevögel, Füchse, Seelöwen und ungefähr 6.000 bis 7.000 Walrosse. Ich habe ja eine

Schwäche für ein Inselleben. Und trotz des vielen Regens und Windes wäre ich gerne noch länger geblieben, aber mein Proviant war ziemlich zu Ende, und ich war doch erleichtert, als die Eskimos kamen, um mich wieder abzuholen.

Gleich nachdem ich nach Hause zurückkam, fuhr die ganze Familie auf Ferien nach Florida. Nach diesen langen Fahrten ist es immer ganz besonders schön, wieder zusammenzusein. Es war Nachsaison in Florida, es waren kaum Touristen da, und es war schön, in der Sonne zu aalen, zu schwimmen und zusammen viel zu unternehmen.

Und jetzt sind wir ganz häuslich. Seitdem wir zurück sind, bauen und machen wir an unserem Hause. Wohl ein bißchen von Odert inspiriert, wenn auch in sehr viel kleinerem Stil, haben wir so nach und nach Zimmer um Zimmer das ganze Haus neu gestrichen, tapeziert, den großen Kellerraum mit Holz getäfelt. Eine Heidenarbeit. Ich hatte gedacht, es würde nur so einen Monat dauern, jetzt sind schon drei Monate vergangen, und Maudy und ich sind immer noch eifrigst damit beschäftigt. So Anfang des Jahres werden wir endlich damit fertig sein. Es wird auch Zeit, denn mittlerweile stapelt sich viel andere Arbeit an, mit der ich mich eigentlich beschäftigen sollte. Aber, nu ja, ich kann ja, Gott sei Dank, tun und lassen, was ich will. Das ist für mich immer ein herrliches Gefühl.

Eines Tages, als wir gerade mit Farbe bekleistert in einem Zimmer beschäftigt waren, erhielten wir die überraschende, aber nicht unangenehme Nachricht, daß ich vom Generalgouverneur zum Mitglied der Königlichen Akademie ernannt worden bin. Wieso, weiß ich nicht genau, und da es mir vor Empfängen graut, bin ich auch nicht hingegangen, die Urkunde können sie mir per Post schicken.

Wir werden Weihnachten natürlich zu Hause feiern und dann zu Neujahr zu Arist auf die Farm fahren, wo es immer sehr gemütlich ist.
Jedesmal, wenn wir bei Arist gewesen sind, dann überkommt mich diese Sehnsucht, Land zu besitzen, und ich spreche dann tagelang davon, eine Farm zu kaufen. Aber solange die Kinder noch klein sind und ich so viel weg bin, ist das doch keine sehr praktische Idee. Leider!

Aus Montreal am l0. Dezember 1976 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

In diesem Jahr schrieb ich zunächst einen langen Artikel über den Ursus middendorffi, der im nächsten Jahr erscheinen wird, sah mir wieder die Bilder an, die ich von den Bären voriges Jahr aufgenommen hatte und weilte in Gedanken unter ihnen. Dann schrieb ich einen Artikel über die Diomedeninsel und das ganze Gebiet. Es gibt eine russische Biographie über Eschscholtz. Über ihn, Kotzebue, Langsdorf, Wrangel und einen Baron Korff, der in den 1860er Jahren in dem Gebiet herumgereist ist, habe ich gerade eine Menge gelesen, um Material für den Artikel zu sammeln. Die Balten sind wohl auch schon immer ein unruhiges Völkchen gewesen!

Nun ist schon wieder ein Jahr vergangen, Weihnachten steht vor der Tür.

Voriges Jahr schrieb ich, ich hätte russische Eskimos auf dem Eis bei der Diomedeninsel getroffen. Einer von ihnen bat mich, ihm Bilder von unserem Treffen zu schicken. Das habe ich auch getan, und zu unserer Überraschung erhielten wir einen sehr netten Brief von ihm aus Sibirien! Unter anderem schreibt er, er sei wieder auf der Großen Diomedeninsel gewesen, hätte viele Füchse gefangen und hat seinen Urlaub damit verbracht, drei Monate lang in der Kamtschatka herumzureisen. Ein langer, netter Brief. Da unser Treffen ganz illegal war und er obendrein noch in einem strategisch recht heiklen Gebiet wohnt, hatte ich nie erwartet, von ihm zu hören. Aber mit den russischen Behörden weiß man nie woran man ist.

Vorigen Winter habe ich eine ganze Menge Vorträge gehalten für die baltischen Vereine in London und Montreal und für wissenschaftliche Gruppen in Ottawa. So sehr lieb ist mir das nicht; es nimmt recht viel Zeit in Anspruch und außerdem „nervosiere" ich schon Tage im voraus. Soweit als möglich drücke ich mich, wenn solche Anfragen kommen, aber von Zeit zu Zeit kommt man nicht drum herum!

Wie beinah jedes Jahr, bin ich im März wieder auf dem Eis bei den Seehunden gewesen. Ich habe recht gute Beziehungen zu Biologen und konnte mit ihrem Hubschrauber fliegen und es war schön, auf dem Eis zu sein und tagelang die Seehunde zu beobachten.



„Who is who" möchte man fragen.

Im Frühjahr wohnte ich einen Monat lang auf einer kleinen Insel im Sankt Lorenzstrom unterhalb von Quebec um dort Wildgänse und vor allen Dingen Eiderenten zu beobachten und zu photographieren. Es ist eine ganz kleine Insel, nur ungefähr fünf mal so groß wie Euer Grundstück in Laubach, aber voll mit Enten, Tausende. Ich wohnte beim Leuchtturmwärter, der schon seit 34 Jahren auf diesem Inselchen lebt, hatte es sehr gemütlich und friedlich, las viel und genoß es, jeden Tag an der Küste zu sitzen und den Vögeln zuzuschauen. So was macht mir wohl am meisten Spaß; man fühlt sich wie in einer anderen, sehr stillen Welt.

Im Juli und August fuhren Maud und ich nach Südamerika, erst wieder zu den Galapagosinseln, mit einer Gruppe, die ich als ‚Fachmann' begleitete. Das ist natürlich ein Witz; ich habe über südamerikanisches Tierleben keine große Ahnung, aber die anderen noch weniger, und dann geht es schon. Anschließend waren Maud und ich auf eigene Faust in Ecuador und dann noch einige Wochen in Peru, reisten viel herum, sahen viel, und haben es sehr genossen. Die Kinder hatten wir in einem Ferienlager abgestellt. Zunächst fanden sie das bißchen gemein und waren wenig erfreut darüber, aber dann haben sie doch sehr viel Spaß dort gehabt, so daß das ganz gut war.



Friedel und Maud v. Bruemmer reisen nach Quito, Ecuador, mit bester Aussicht auf dem Dach des Zuges. Nur tief hängende Telephondrähte konnten ihnen gefährlich werden.

Gleich anschließend bin ich dann wieder nach Norden geflogen und habe zwei Monate in einer sehr abgelegenen Gegend verbracht, im nördlichsten Manitoba, in der Gegend, wo die Taiga in die Tundra übergeht.

Es war Herbst und sehr schön, die Bäume in herrlichen Farben, und Zugvögel kamen in großen Mengen durch dies Gebiet. Ich wohnte in einem kleinen Indianerdörfchen, 300 km von der nächsten Siedlung, machte lange Kanufahrten und Tagestouren zu Fuß. Es war herrlich im Wald die vielen Tiere zu sehen und abends am Lagerfeuer Forellen zu braten. Es war eine schöne Zeit, die ich sehr genossen habe. Das Flugzeug kam gerade rechtzeitig um mich abzuholen; ein paar Tage später begannen die ersten Schneestürme des Winters.

Nun bin ich wieder häuslich, lasse mich von Maud verwöhnen und versuche, mich durch einen Stapel lange aufgeschobener Artikel zu arbeiten, denn es wird höchste Zeit, daß ich das Material von all diesen Fahrten der letzten Jahre auswerte. So bin ich denn recht emsig, lese viel schreibe viel, und rühre mich nur selten aus dem Haus.

Zu Sylvester werden wir wieder zu meinem Bruder auf die Farm fahren. Wir freuen uns schon sehr darauf. Es ist immer sehr schön und gemütlich dort. Und die Kinder rodeln, laufen Ski und sind den ganzen Tag draußen und kommen naß und froh ins Haus zurück.

Mich zieht es wie gewöhnlich in alle Richtungen, aber ich werde wohl noch einige Monate an meinem Schreibtisch sitzen müssen und schreiben. Das klingt recht grimmig, aber glücklicherweise macht es mir Spaß. Wie Mark Twain einmal sagte: Arbeit ist das, was man machen muß.

Aus Montreal am 9. Dezember 1977 an Theodor Lackschewitz:

Wir haben wieder ein schönes und sehr emsiges Jahr hinter uns. Im Frühjahr war ich, schon beinah traditionsmäßig, auf dem Eis im Sankt Lorenz Golf. Diesmal kam es zu einem riesigen Krach zwischen den Robbenjägern und den Robbenschützern. Ein ganzes Flugzeug mit Polizei kam an, um die Sache bißchen zu regulieren. Ich kam daher nicht so oft, wie ich es gewünscht hätte, zum Eis hinaus. Dafür blieb ich eine sehr unangenehme Nacht lang auf dem Eis stecken, als der Hubschrauber kaputt ging. Nu ja, das kommt davon, wenn man auf solche Fahrten geht!

Im Sommer fuhr ich wieder zu der kleinen Insel im Sankt Lorenz, wo ich schon voriges Jahr war, um Eiderenten zu photographieren. Es ist ein ganz kleines Inselchen. Der Leuchtturmwärter wohnt dort schon seit 33 Jahren, und vor ihm war sein Vater 30 Jahre lang dort. Dies ist sein kleines Reich, und er kennt und liebt es und hat unendlich viele Geschichten über die Insel und ihre Tiere zu erzählen. Es ist schön, mit jemandem zusammen zu sein, der so glücklich und zufrieden mit seiner Welt ist. Zehntausend Eiderenten nisten auf der Insel. Ich kam gerade zu der Zeit an, wo die sehr schön gefärbten Erpel die Enten umwerben, saß ganze Tage lang in meinem Versteck und beschaute ihr Treiben. Sehr schöne und entspannende Wochen.

Danach fuhr ich wieder mit einer Gruppe von Biologen in den hohen Norden, um Weißwale zu studieren. Von Montreal ging es zur Cornwallis Insel und von dort per Hubschrauber zur Nordküste der Somerset Insel, wo wir unser Lager aufrichteten. Der erste Eindruck der Gegend ist recht trübselig: braungraues Kalkgestein auf dem nichts wächst, ein totes Schotterland. Aber wenn man erst einmal anfängt herumzulaufen, dann findet man hier ein Tal mit Moos, Flechten und Blumen, dort einen kleinen Bach mit etwas Erde und Vegetation an den Seiten. Ich habe viel Blumen photographiert, das ist mein neustes 'Hobby'.

Mit den Walen war das so-so. Erst kamen sie nicht in die Bucht, wo wir auf sie warteten. Dann kamen sie, hielten sich aber recht weit von der Küste auf. Unser Hubschrauber machte zuviel Krach und verscheuchte sie. Dann haben wir bei Ebbe einen acht Meter hohen Turm aus Aluminiumröhren gebaut mit einer Plattform darauf, und auf der saßen wir dann ganz still und warteten, daß die Wale bei Flut dann nah zu uns kommen würden.

Das taten sie auch. Leider war aber unser Turm sehr wacklig, und mit dem Wellengang, der gegen seine 'Beine' schlug, wurde es auch nicht besser, und es war sehr schwierig, von diesem schaukeligen Turm zu photographieren.

Aber es war hochinteressant, die Wale zu beobachten. Wir hatten bis zu 5.000 Wale in der Bucht, sehr viele Weibchen mit neugeborenen Jungen. Und die unterhalten sich unausgesetzt mit einer unglaublichen Vielfalt von Ausdrücken und Tönen. Ich habe Tage und Tage auf dem Turm verbracht und dem Treiben der Wale zugeschaut - ab und zu kamen sie

bis auf ein paar Meter an den Turm heran - und habe es sehr genossen. Dann kam leider ein großer Sturm, und unser Turm wurde umgeblasen, und das ist ihm sehr schlecht bekommen. Außerdem kam noch eine Menge Treibeis in unsere Bucht, und das vertrieb die Wale für lange Zeit.

Glücklicherweise hatte ich mittlerweile das Nest einer Raubmöwe gefunde, und mit der habe ich mich so nach und nach angefreundet. Nach ein paar Tagen konnte ich auf einen Meter an das Nest gehen, ohne daß sie sich aufregte. Ihr Mann war schon sehr viel ärgerlicher und griff mich anfangs stark an, aber nach und nach hat er das auch aufgegeben, und ich habe zwei sehr nette Wochen mit ihnen verbracht. Zwischendurch habe ich auch noch Seeschwalben an ihren Nestern photographiert. So hatte ich viel zu tun und hatte es schön und interessant.

Wir hatten einen Hubschrauber, und mit dem bin ich an den Küsten vieler der hocharktischen Inseln entlanggeflogen, unter anderem auch an der Küste der Devoninsel, dieselbe Strecke, die ich vor so vielen Jahren mit dem Hundeschlitten gefahren bin. So war es bequemer!

Als das Walstudium seinem Ende entgegenging, haben sie mich zu einer anderen kleinen Insel geflogen, wo ich mich einer Gruppe von Biologen angeschlossen habe, die dort Seevögel studierten. Dort hatte ich es sehr schön und bin bis in den September dageblieben

Als Kind in Kleingraben habe ich einmal ein Buch gelesen, das hieß 'Die Weißen Götter' (von Stucken, glaube ich), über die Eroberung von Mexiko und über die Azteken und Mayas, und damals war es ein Traum, einmal dies Land zu sehen. So haben wir denn unsere Kinder gleich nachdem ich zurückkam aus der Schule geholt (sie lernen doch nicht so sehr viel da) und sind für drei Wochen nach Yukatan geflogen - ein ganz schöner Wechsel für mich. In der Arktis war es schon Winter und bitterkalt, und nun brutzelten wir in der Tropensonne!

Wir haben erst die Tempelstädte der Mayas besucht. Die großen und berühmtesten sind leicht mit dem Bus zu erreichen. Zu einigen der abgelegeneren fuhren wir mit einem Volkswagen-Jeep, so einer Badewanne auf Rädern. Ich habe es sehr genossen und Maudy und die Kinder anfangs auch, aber nach einiger Zeit fingen sie an, ein bißchen zu welken und hatten genug von den Ruinen. Dann sind wir zu einer Insel gefahren, wo es ein sehr schönes Korallenriff gibt, und schwammen dort

mit Schnorchel über den Riffen und bestaunten die phantastischen Fische mit ihren märchenhaften Farben, die ganz unbesorgt direkt unter einem oder vor einem über die Korallenriffe dahinschwimmen. Das haben Maudy und die Kinder ganz besonders genossen und ich anfangs auch, aber dann begann ich mächtig zu verbrennen. Da ich so lange ganz verhüllt im Norden sitze, kann meine Haut so viel Sonne auf einmal nicht vertragen.

Zum Schluß fuhren wir noch für ein paar Tage in ein ganz abgelegenes Fischerdorf an der Nordküste. Rundherum sind riesige Lagunen, Mangrovengebüsch und Modderbänke und das ganze Gebiet ist ein Paradies für Vögel: Reiher, Flamingos, viele Zugvögel aus dem Norden, die dort den Winter verbringen. Den ersten Tag sah ich mehr a1s fünfzig verschiedene Vogelarten.

Als wir zurückkamen, war mein neues Buch über das Leben der Sattelrobbe gerade herausgekommen. Und dann mußten die ganzen Bilder des Sommers, mehr als 8.000 Stück, katalogisiert werden. So hatten wir viel zu tun. Übermorgen fahr ich nach Toronto für Fernsehinterviews. Davor graut es mir schon, ich kann den ganzen Summs nicht leiden, aber ändern kann man das nicht, das scheint hier zum Autorendasein dazuzugehören. Sie haben vor, das Buch in mehrere Sprachen zu übersetzen. Die französische Auflage ist beinah fertig.

Zu Neujahr fahren wir wieder zu meinem Bruder auf die Farm; es ist immer sehr gemütlich da, und die Kinder genießen es, zu rodeln und draußen zu sein. Voriges Jahr habe ich mir dabei zwei Rippen gebrochen! Nu ja, das kommt vom Toben.

Gleich anschließend werde ich wahrscheinlich für einen Monat auf die Sable Island, eine kleine Insel weit draußen im Atlantik, fliegen. Ich bin da schon viermal gewesen und liebe die Insel sehr. Sie ist wild und schön und irgendwie gewaltig, besonders im Winter, wenn Stürme über sie hinwegrasen. Es ist ja nur eine große Sandbank, zwei Kilometer breit und 40 km lang und ganz flach, die größten Dünen sind vielleicht 30 Meter hoch. Ich wohne dort in einem alten Leuchtturmhaus und hoffe, Kegelrobben zu photographieren, die im Winter dort ihre Jungen haben.

Wie man sehen kann, habe ich mich noch immer nicht gebessert. So sehr ich auch mein schönes, gemütliches und harmonisches Leben mit Maudy

und den Kindern zu Hause genieße, nach einem Zeitchen zieht es mich wieder irgendwohin, mit Vorliebe zu irgendeiner abgelegenen Insel.

Ab und zu spielen wir mit dem Gedanken, von hier wegzuziehen, d h. aus Quebec nach Ontario, denn wir haben ja jetzt eine Provinzialregierung, die partout Quebec in einen Separatstaat verwandeln will. Ob es ihnen gelingen wird, ist schwer zu sagen. Schaffen sie es aber, dann wird es zu einem großen Krawall hier kommen, und den würde ich lieber vermeiden. Staaten spalten sich selten friedlich. Es würde uns leid tun. Wir wohnen hier ja schon lange und gerne. Montreal ist eine schöne Stadt mit einem sehr regen kulturellen Leben, französisch sowohl wie englisch, und da Maudy und ich beide Sprachen sprechen, können wir von beidem genießen. Nu ja, man wird sehen, wie es kommt.

Aus Montreal am 12. Dezember 1978 an Theodor Lackschewitz:

Wir haben ein schönes Jahr gehabt, viel gesehen und erlebt und es alles sehr genossen. Im Januar war ich wieder einmal auf *Sable Island*, einer langen, schmalen Insel weit draußen im Atlantik. Es ist wirklich nur eine riesige Sandbank. Auf dieser Insel leben wilde Pferde, und im Winter kommen Kegelrobben dorthin, um ihre Jungen zu werfen. Ich liebe Inseln überhaupt und *Sable Island* ganz besonders. Ich war mit einigen Biologen-Freunden dort. Wir wohnten in einem alten Haus zwischen den Dünen, und jeden Tag, wenn es nicht zu stürmisch war, ging ich zu den Robben, um sie zu beobachten und zu photographieren. So nach und nach über die Jahre hin habe ich jetzt schon die meisten Robbenarten der Welt photographiert, ein Archiv von beinah 20.000 Bildern. Je länger man sie beobachtet, um so interessanter wird es eigentlich. So viele Kleinigkeiten, die man am Anfang übersieht, fallen einem dann auf.

Im März war ich wieder auf dem Eis bei den Sattelrobben. Mein Buch über diese Tiere ist recht erfolgreich. Es ist gerade in die französische und deutsche Sprache übersetzt worden. Diese Auflagen hätten eigentlich vor Weihnachten fertig sein sollen. Aber da ist wieder einmal etwas dazwischen gekommen. Auflagen in anderen Sprachen sind für nächstes Jahr geplant.

Es war schön, wieder auf dem Eis zu sein. Ich tue das nun ja schon seit Jahren, und doch macht es mir immer noch viel Freude.

Im April kam dann die große Fahrt des Jahres für Maud und mich als Reiseleiter für eine kleine Gruppe amerikanischer Touristen nach Indonesien. Dieses Reiseleitersein ist ja eigentlich ein Witz. Maud spricht zwar immer noch recht gut Indonesisch, aber die Inseln, die wir bereisten, kannte sie nicht, und ich kenne sie nur so bißchen von Büchern. Außerdem hatten wir ausgezeichnete indonesische Reiseleiter. So hatten sie uns an und für sich wirklich nicht nötig.

Aber es ist nun mal Tradition, daß diese Leutchen schon in den USA an die Hand genommen werden. Denn obwohl alle von ihnen viel gereist waren, sind sie richtige Gruppenwesen, die allein vollkommen hilflos sind!

Nu ja, Maud und ich flogen nach Los Angeles, sammelten unsere sieben Schafe dort ein und flogen mit einem französischen Flugzeug nach Java - 26 Stunden! Unsere erste Fahrt war zum Ujong-Kulon Naturreservat, einer herrlichen Halbinsel ganz im Westen von Java. In der Ferne sahen wir die Reste vom Krakatau, dem berühmten Vulkan, der im vorigen Jahrhundert in die Luft flog. Wir waren die einzigen Besucher, wohnten in einem sehr bequemen Bungalow und machten mit kleinen Booten Abstecher in verschiedene Teile des Reservates. Berühmt ist es als die letzte Stelle, wo das kleine einhörnige Javarhinozeros noch lebt. Von ihm haben wir natürlich nur Spuren gesehen. Dies war für mich eigentlich meine erste Erfahrung mit richtigem Dschungel. Ein Kummer damit ist, daß einem die ganze Zeit Bäume im Wege stehen. Es knackt, man guckt, irgend etwas Braunes huscht davon, und der Reservatführer versichert einem, man habe gerade den sehr seltenen Zwerghirsch von Java gesehen. Nu ja, es amüsiert die Touristen!

Am Abend fuhren wir von der Insel, auf der wir wohnten, zum Festland, gingen eine halbe Stunde durch den Urwald und kamen dann am Rande einer kleinen Lichtung heraus. Dort versammelt sich am Abend ein Rudel wilder Büffel. Die sind schon imposant, mit gewaltigen, ausladenden Hörnern. Pfaue standen nah von ihnen, große Fledermäuse (fliegende Füchse, glaube ich, heißen sie) flogen langsam über die Lichtung. Es war märchenhaft schön.

Und die Nächte waren herrlich. Unsere Schafe waren recht ermattet von der Hitze und dem Durchfall und waren nur zu froh, ins Bett zu kriechen (für all das Leiden zahlten die Armen DM 10.000 pro Person!), und Maud

und ich gingen schwimmen. Das Wasser ist herrlich warm, und um uns herum waren die eigentümlichen Laute der Dschungelnacht.

Wir fuhren per Bus durch ganz Java, sahen endlos viele Paläste, Burgen und Tempel und flogen dann nach Borneo. Das war der Höhepunkt der ganzen Reise! Wir hatten zwei lange, schmale überdachte Boote, und mit denen reisten wir nun auf dem Mahakam Fluß in das Innere dieser gewaltigen Insel. Der Fluß ist mächtig und reißend, allerhand eigentümliche Boote fahren an einem vorbei, an beiden Ufern sieht man die Niederlassungen der Eingeborenen.

Im Inland kamen wir dann zu den Dayaks. Bis vor nicht allzu langer Zeit machten die sich bei ihren Nachbarn unbeliebt, weil Kopfjägerei ihre Passion war. Das hat man ihnen nun ausgeredet, und sie werden mehr und mehr seßhaft. Viele wohnen noch in den eigentümlichen Kommunalhäusern - gewaltige Bauten. Wir wohnten für eine Nacht in einem Haus das schon 200 Jahre alt war und in dem einst ungefähr 4.000 Personen wohnten.

So nach und nach wurde der Fluß zu seicht für unsere großen Boote, und wir fuhren mit langen, sehr schmalen Einbooten weiter.

Es war alles enorm interessant und oft sehr komisch. Unsere Schafe waren wirklich sehr nett, aber im Inneren von Borneo waren sie doch sehr fehl am Platz. Ich weiß nicht genau, wie sie sich das gedacht hatten, aber irgendwie erwarteten sie jeden Abend ein komfortables Hotel. Und das gab es nicht. Es gab überhaupt kein Hotel. Nicht mal ein Klo und auch keine Dusche. Sie meckerten ein bißchen und jammerten viel und werden natürlich den Rest ihres Lebens dieses 'Abenteuer' genießen und all ihren Freunden damit auf die Nerven fallen. Aber während sie dort waren, waren sie recht unglücklich. Nicht alle. Aber ein paar von ihnen. Maud und ich haben es unendlich genossen. Unsere indonesischen Reiseführer waren ganz reizend, und wir haben uns sehr mit ihnen angefreundet und durch sie natürlich viel mehr sehen und erleben können als unsere Schafe. Denen war es sowieso zu heiß.

Meine Lieblingserinnerung ist von einem Dorf, wo uns zu Ehren ein großer Tanz gegeben wurde, mit Trommeln und viel Schwung und Rhythmus bei Fackellicht in der Nacht, von schön gebauten Menschen mit recht wenig an, viel Federn und sonst wenig. Das ging bis tief in die Nacht hinein. Wenn die einmal loslegen, dann hört es auch nicht so

schnell auf. Unsere Schafe verzogen sich, Maud und ich blieben natürlich. Es endete damit, daß Maud und ich mit Federn und Leopardenfellen ausstaffiert wurden, und dann ging die Tanzerei weiter, Maud eigentlich sehr adrett und nett und ich mehr wie ein Storch, der Bauchweh hat.

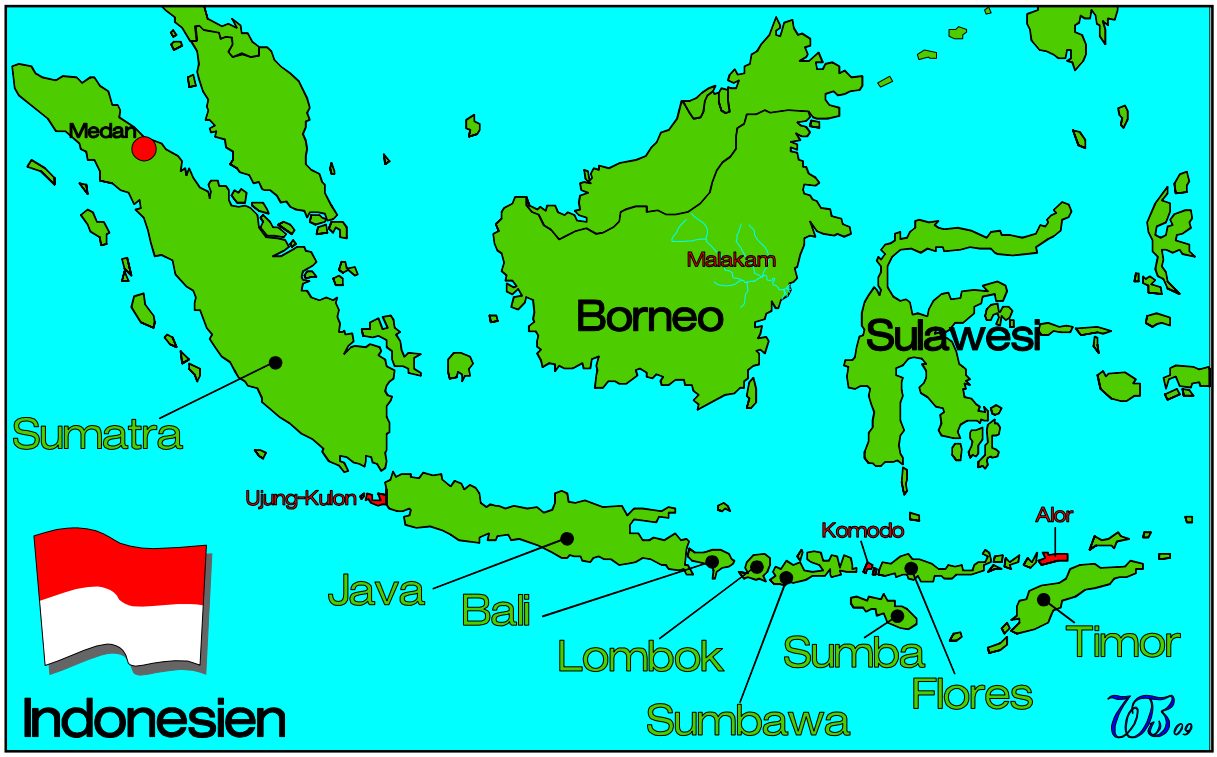
Von Borneo fuhren wir nach Bali – herrlich, aber sehr touristisch. Unsere Schafe genossen das schöne Hotel, kauften viel, tranken viel und waren glücklich, wieder in der Zivilisation zu sein! Wir machten einige Ausflüge zu berühmten Tempeln - Bali spezialisiert sich auf Tempel. Es gibt mehr als 30.000 auf der recht kleinen Insel. Man hat das Gefühl, die Balinesen sind dauernd irgendwo unterwegs, um ein Tempelfest zu feiern. Sehr nett eigentlich. Sie kommen immer mit großen Körben herrlichen Essens für die Götter, legen den Korb andachtsvoll dem Gott zu Füßen, verbrennen bißchen Weihrauch, nehmen dann den Korb und essen den Inhalt. Sie sitzen dann so gemütlich im Schatten der großen Bäume und halten Picknick.

Damit war die Fahrt für unsere Schafe zu Ende. Wir lieferten sie am Flughafen ab, paßten auf, daß sie auch ins richtige Flugzeug kamen, atmeten auf und waren sie los.

Den nächsten Tag flogen wir nach Medan auf Sumatra. Dort ist Maud zur Schule gegangen. Aber weißt Du, es ging ihr genau so wie es mir in Riga ergangen war. Man kann nicht zurückgehen. Es ist so verändert. Maud erinnerte sich an Medan als eine hübsche kleine Stadt mit 80.000 Menschen. Das war vor 26 Jahren. Heute hat Medan mehr als eine Million Einwohner! Es wimmelt. Alles ist überbeansprucht. Die Häuser verfallen, die Straßen sind voll mit moddrigen Löchern, die Armut ist groß.

Maud fand ihre Schule, und das war nett, denn einige der Lehrer, die jetzt da waren, kannten Menschen, mit denen Maud zur Schule gegangen war. Es wird noch, oder eigentlich wieder, viel holländisch gesprochen.

Wir fuhren dann in die Berge zu dem herrlichen Toba See, wo Maud und ihre Eltern früher Ferien verbrachten. Da hat sich natürlich wenig verändert, es ist schön und still und relativ kühl hoch oben in den Bergen. Wir machten Fahrten über den See zu sehr schönen Batack Niederlassungen und genossen die Zeit sehr.



Dann zurück nach Bali, wo wir uns ein Motorrad mieteten und damit loszogen. Die Straßen sind schmal, Dorf reiht sich an Dorf, es wimmelt von Kindern, Hunden, Enten, Hühnern und großen, alten Autobussen, die beinahe die ganze Straße einnehmen, und die Fahrt allein war somit recht abenteuerlich. Aber ein Motorrad ist herrlich. Man kann überall hin. Wir fuhren in abgelegenere Gebiete an der Ostküste und dann in die Berge von Bali.

Auf der Rückreise hatten wir noch einen Tag in Sydney, Australien. Zu Hause war alles in guter Ordnung, meine Schwiegermutter war ja noch bei uns und hütete das Heim. Ich fuhr gleich anschließend zu 'meiner' kleinen Insel im Sankt Lorenz, wo ich schon seit drei Jahren Eiderenten beobachte, und hauste dort ein paar Wochen. Es ist schön und still. Nur der Leuchtturmwärter wohnt da und Tausende von Vögeln.

Einige Tage zu Hause, und dann ging es in den Norden, diesmal in den Westen von Kanada, ein Gebiet, das ich nicht sehr gut kannte. Ich flog einige Wochen mit einem Freund zusammen per Hubschrauber, um Wale zu beobachten, und dann setzte er mich auf einer kleinen Insel ab, wo ich noch recht lange Zeit blieb, Vögel photographierte und lange Wanderungen machte. Das liebe ich am meisten, diese langen Ausflüge durch den Norden zu Fuß. Es gibt so viel zu sehen. Schnee-Eulen hab ich

photographiert und Karibus und viele der schönen kleinen arktischen Blumen. Das ist meine neueste Passion, Blumen zu photographieren.



Im Oktober kam ich wieder nach Hause. Maud und ich fuhren für eine Woche in die Ferien nach Washington und New York. Und seitdem wir zurück sind, sind wir sehr häuslich und sehr beschäftigt. Die Tausende von Bildern müssen katalogisiert werden, und ein gewaltiger Stapel von Post hat sich angehäuft, und das muß auch alles beantwortet werden.

Maud, ihre Mutter und René waren im Sommer bei Verwandten in Boston. Aurel war im Norden. Er wollte schrecklich gern irgendwas auf eigene Faust tun, so schlug ich ihm vor, nach Labrador zu fahren, zu einem Indianerdorf, wo ich vor zehn Jahren einige Zeit verbracht hatte. Es war nicht einfach. Von Montreal bis zu dem Dorf hat er beinahe drei Wochen benötigt, aber er hat sich gut durchgeschlagen und endete bei derselben Familie, bei der ich gewohnt hatte. In einem Lager auf einer kleinen Insel, wo sie Lachse fingen. Dort hat er den größten Teil des Sommers verbracht, machte dann noch ein paar Fahrten weiter nördlich zu den Eskimosiedlungen und kam einen Tag vor Schulanfang sehr froh, sehr dreckig und voll mit Geschichten und schönen Erinnerungen wieder zu Hause an.

Nach all den Reisen ist es schön, wieder zu Hause zu sein. Ich rühre mich nicht vom Fleck, schlaf lange, schreibe recht viel, meistens nachts, lese viel und genieße die Häuslichkeit - und plane viele andere Reisen!

Aus Montreal am 16. Dezember 1979 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Für uns ist es wieder ein schönes, interessantes Jahr gewesen und wir sind dankbar für alles Gute, das es uns gebracht hat.

Im Januar fing ich an, ein neues Buch zu schreiben. Ich habe daran schon seit langer Zeit gearbeitet, hatte das Bildmaterial zusammen, und nun

mußte noch der Text geschrieben werden. Das nahm Monate in Anspruch. Zwischendurch fuhr ich wieder die Sattelrobben zu photographieren, und dann ging's weiter mit der Schreiberei. Im Mai war es endlich fertig, und kurz danach fuhr ich wieder in den Norden, diesmal in ein kleines Nest an der Südküste der Baffin Insel und von dort in ein recht abgelegenes Eskimolager.

Bei denen habe ich dann vier Monate gewohnt. Es ist ein eigentümliches Leben. Einerseits sind sie jetzt sehr modern, haben Motorboote und Motorschlitten, anderseits wohnt man recht primitiv in Zelten, und bei diesem Völkchen lebt man beinah ausschließlich von rohem Robben- und Walfleisch.

Es ist eine landschaftlich sehr schöne Gegend, und auf den langen Jagdfahrten entlang der Küste haben wir sehr viel gesehen. Ab und zu habe ich mich auf eigene Faust auf paar Tage hierhin und dahin aufgemacht. Das Schöne ist, das man sich ja in der Arktis beinah nicht verlaufen kann. Bäume gibt es nicht, und das ganze Land ist leicht überschaubar. Ich habe viel Vögel beobachtet und photographiert und natürlich auch das Leben der Eskimos.

Ende September kam ich wieder nach Hause und fuhr gleich anschließend wieder gen Norden, diesmal in die Gegend von Churchill an der Westküste der Hudson Bay, um Eisbären zu photographieren. Dort haben Biologen einen 10 Meter hohen Turm gebaut mit einer ganz kleinen Hütte oben drauf, um von dort Bären zu beobachten, die am Anfang des Winters sich beim Kap Churchill sammeln und dort warten, bis sich Eis auf dem Meer bildet.

Mir war der Turm zur Verfügung gestellt worden, und ich flog mit einem Freunde dorthin. Unser Hubschrauber verscheuchte die Bären, und wir konnten in allem Frieden unsere Sachen hochziehen Dann aber kamen schon die ersten Bären, um zu sehen, was los ist und ob es nicht was zu essen gibt. Für die nächsten zwei Wochen waren wir sozusagen in unserem Turm "belagert". Wir hatten bis zu 22 Bären direkt unter dem Turm, und von ”an Land gehen“ war dann natürlich keine Rede mehr.

Es war interessant und sehr gemütlich. Wir hatten uns einen kleinen Ofen mitgenommen und sehr viele Bücher. Die Tage sind ja sehr kurz. Genügend Licht, um zu photographieren, hat man ungefähr von 10 bis 3

Uhr, den Rest der Zeit beobachteten wir die Bären im Schummerlicht oder lasen sehr viel und schliefen lange.

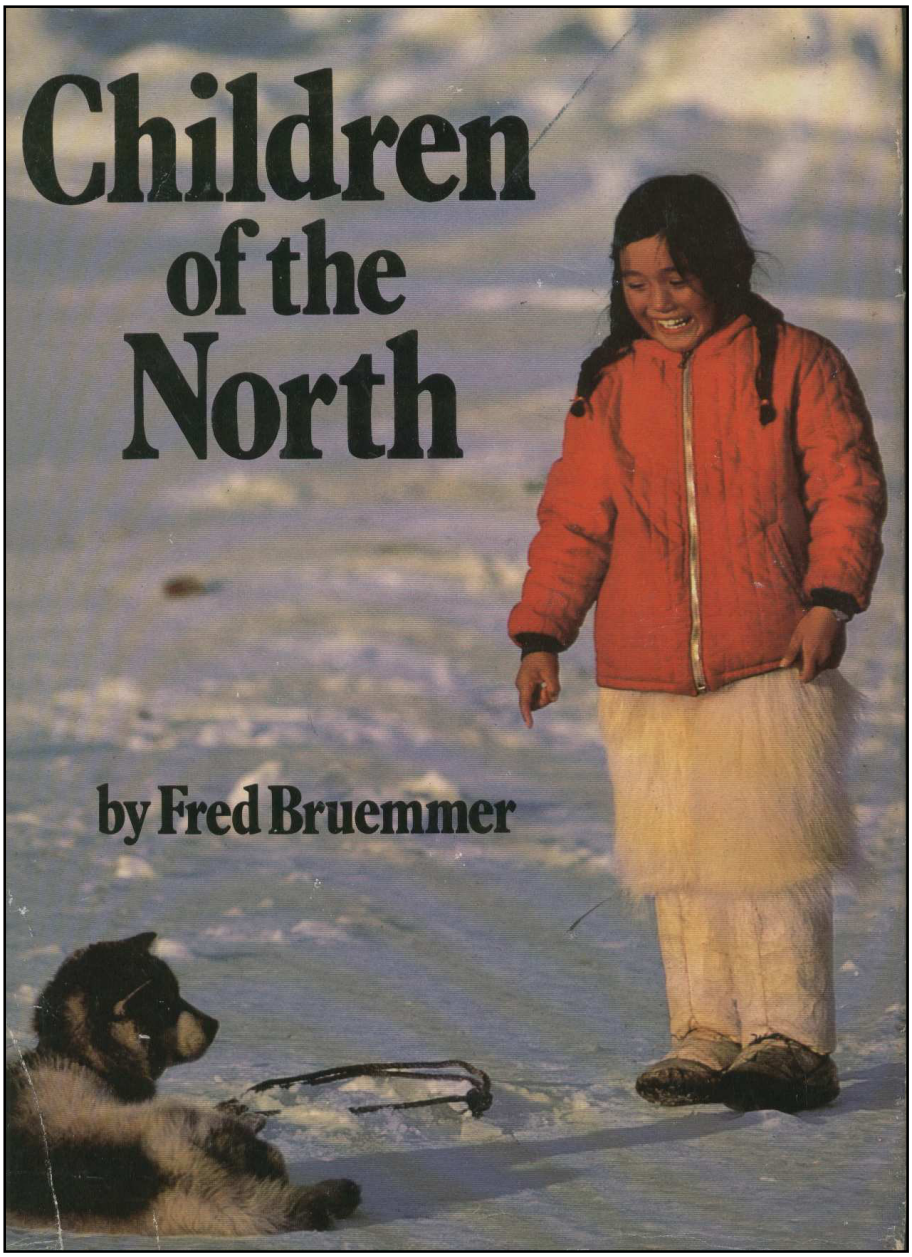
Die Bären waren wirklich sehr interessant. Sie haben kaum Furcht, kommen direkt an den Turm heran, und wir konnten sie dann auf ein paar Meter Abstand bewundern. Einige versuchten, uns vom Turm herunterzuholen, aber das haben wir ihnen ausgeredet. Man lebt ja sozusagen 'unter' ihnen, sie zanken sich oder spielen miteinander, und man ist die ganze Zeit ganz nah bei ihnen und fängt recht bald an, sie zu erkennen, gibt ihnen Namen und wartet schon am Morgen darauf, daß alle 'Bekannten' kommen und einen besuchen.

Zum größten Teil waren es große männliche Bären - einer war besonders gewaltig. Zum Photographieren standen wir gewöhnlich auf den Strebebarren des Turmskeletts, nur drei Meter über dem Erdboden, und dieser besonders große Bär konnte uns, wenn er sich auf seinen Hinterfüßen aufrichtete, leicht erreichen. Mit ihm mußten wir immer recht vorsichtig sein, denn er sah sehr hungrig aus und hätte sich, glaube ich, sehr gerne einen von uns heruntergeangelt. Zu unserer Überraschung kamen nach ein paar Tagen auch einige Weibchen mit Jungen zum Turm. Wir lockten die Bären mit Futter. Aus irgendeinem Grund sind Eisbären verrückt nach Sardinen! So fing unser Tag denn immer damit an, daß wir alle Fenster im Hüttchen aufmachten und auf unserem Ofen mehrere aufgeschlitzte Sardinendosen schmorten. Der Geruch - oder besser gesagt Gestank - verbreitete sich dann in der ganzen Gegend, und bald kamen dann auch alle unsere Bärenfreunde zum Frühstück!



Wir haben die zwei Wochen sehr genossen. Das Wetter war oft recht schlecht und einmal hatten wir einen gewaltigen Sturm, und der Turm schaukelte und bebte, und nachts war es ein ganz eigentümliches Gefühl, in diesem in den Windböen hin und her wackelnden Turm zu schlafen. Die zwei Wochen vergingen viel zu schnell, sie waren ein herrliches Erlebnis. Dann haben wir uns noch ein Raupenfahrzeug gemietet und sind damit der Küste entlang gefahren, um noch mehr Bären zu sehen

und zu photographieren, bis sich endlich das Eis bildete und die Bären aufs Meer verschwanden.



Gleich anschließend mußte ich nach Toronto, um einen Vortrag bei der Royal Society of Canada zu halten. Das ist so ungefähr die kanadische Akademie der Wissenschaften, und sie hatten mich vor einem Jahr schon gefragt. Da hatte ich ganz fröhlich 'ja' gesagt, aber als das Datum näher kam, wurde das Grausen immer ärger. Aber nu ja, nach all dem Bibbern ging es doch ganz gut.

Das neue Buch "Die Kinder des Nordens" ist gerade herausgekommen. Es ist ganz hübsch geworden, und der Generalgouverneur von Kanada hat das Vorwort geschrieben.

Dann mußte ich nochmals nach Toronto wegen einer Ausstellung von meinen Photographien, und gleich anschließend sind Maud, René und ich nach Florida gefahren und haben die Ferien dort sehr genossen. Aurel ist im letzten Schuljahr und hatte zu viel zu tun und konnte nicht mit, was uns allen sehr leid tat. Aber er war ganz vernünftig, hat das selbst eingesehen und hat hier die zwei Wochen alleine gewohnt.

Wir lebten auf den Florida Keys, einer Inselkette, die durch Brücken und Dämme mit dem Festland verbunden ist und sich mehr als 200 km in den Golf von Mexiko hinausstreckt. Es ist ein herrliches Gebiet, um Vögel zu beobachten: viele der nördlichen Zugvögel verbringen dort den Winter. Auch gibt es viele Reiherarten, Seeadler und andere Adler und Falkenarten, und auf mehreren Inseln gibt es einen Zwerghirsch. Diese Zwerghirsche waren einmal fast ausgerottet worden, es waren nur ungefähr 25 von ihnen nachgeblieben. Jetzt sind sie aber streng geschützt und haben sich auf ungefähr 300 Exemplare vermehrt, und wir sahen sie recht oft. Sie sind nur so groß wie ein Setter; eine typische Inselart, die Zwergformat angenommen hat. Sie kamen oft abends aus dem tropischen Wald heraus, um am Rand der Straßen zu grasen, und dort konnten wir sie sehr schön beobachten.

Vor ein paar Tagen sind wir wieder nach Hause gekommen, und von jetzt ab wird es häuslich und friedlich sein. Zu Weihnachten sind wir ja immer zusammen zu Hause, und zu Neujahr fahren wir wieder wie jedes Jahr zu Arist auf die Farm. Hella wird auch kommen und auch Arists Söhne, und das ist dann immer ein sehr schönes und gemütliches Familientreffen.

Aus Montreal am 8. November 1980 an Theodor Lackschewitz:

Zum ersten Mal werde ich Weihnachten nicht zu Hause verbringen. Ich fliege in ein paar Tagen nach Neuseeland und werde von dort per Schiff mit Wissenschaftlern zu den Auckland Inseln südlich Neuseelands fahren, wo wir mehrere Monate verbringen werden. Dies ist eine Reise, die ich mit recht gemischten Gefühlen unternehme. Einerseits bin ich natürlich begeistert, daß ich die Chance habe, diese sehr entlegenen Inseln, die ein wahres Tierparadies sind, zu besuchen. Andererseits tut es mir wohl sehr leid, daß ich dadurch Weihnachten nicht zu Hause sein werde, denn das heimatliche Weihnachtsfest und die Neujahrsfahrt zu meinem Bruder sind so sehr Tradition in unserer Familie.
Und dieses Jahr bin selbst ich mit meinem Zigeunertemperament zu viel unterwegs gewesen. Die Eindrücke verwischen sich, man erlebt so viel, daß das eine das andere auslöscht.

Im März war ich wieder auf dem Eis bei den Sattelrobben. Diesmal kam Aurel mit, und das hat mir besonders Freude gemacht, denn für ihn war das natürlich alles neu und spannend. Die Masse von Robben auf dem

Eis, die Fahrten zum Eis per Hubschrauber und diese ganze aparte herrliche Welt des Eises, die er ja nur von meinen Erzählungen her kannte.



Im Mai und Juni war ich in Alaska. Fünf Wochen zusammen mit amerikanischen Wissenschaftlern auf der Marmot Insel, einer der Kodiak Inseln westlich von Alaska. Dort versammeln sich im Frühjahr 10.000 Seelöwen auf den großen Stränden. Ich war vor vielen Jahren schon mal dort, hatte aber wenig Glück mit dem Wetter. Diesmal hatten wir herrliches Wetter. Die Seelöwen waren imposant und faszinierend. Wir

verbrachten jeden Tag 12 bis 14 Stunden bei der Kolonie, und dann lernt man so sehr viel über das Leben und Treiben dieser Tiere.

Anschließend flog ich allein von Kodiak zur Tugidak Insel, einer kleinen Insel weit draußen im Nord-Pazifik, ein Paradies nördlicher Vögel. Es ist eine baumlose Tundrainsel, wo selbst die mächtigen Weißkopfseeadler ihre Nester einfach auf dem Boden bauen! Ich zeltete dort drei Wochen allein, wanderte kreuz und quer über mein kleines Inselreich, fotografierte Vögel und die Robben an der Küste und genoß die Einsamkeit und Stille dieser schönen Insel.

Dann war ich nur eine Woche zu Hause und fuhr mit kanadischen Wissenschaftlern zur Somerset Insel im hohen Norden Kanadas, um Weißwale zu studieren, die dort zu Hunderten jeden Sommer in eine Bucht kommen. Und dieses Jahr ist es mir endlich geglückt, außer den Weißwalen auch Narwale zu fotografieren.
Diese eigentümlichen Wale der Hocharktis haben mich schon seit eh und je fasziniert, aber ich habe nie gute Aufnahmen von lebenden Walen bekommen. Diesmal glückte es, schöne Bilder von diesen Walen mit ihren langen Elfenbeinstoßzähnen aufzunehmen, ganze Gruppen in der schimmernden See. Es ist so schön, wenn man nach vielen Jahren endlich ein Tier fotografieren kann, das so selten und so interessant ist.

Im September fuhren Maud und ich für einen Monat nach Südamerika. Ich war wieder Reiseleiter einer Touristengruppe zu den Galapagosinseln, die wir ja schon mehrfach besucht haben, die aber so schön sind, daß jeder Besuch ein neues und herrliches Erlebnis ist. Anschließend fuhren wir auf eigene Faust nach Peru und Bolivien. Wir wollten sehr gerne ganz ins Hochland von Peru, um die seltenen Vicuñas (*höckerloses Kamel, dem Lama sehr ähnlich. Ist wegen seiner seidigen Wolle fast ausgerottet; K.L.*) zu sehen, und das ist uns auch geglückt. Es war eine schöne Fahrt. Ich genieße es so sehr, mit Maud zusammen zu reisen und die vielfältigen Eindrücke und kleinen Abenteuer mit ihr zu teilen. Alles wird zum Mosaik gemeinsamer Erinnerungen.

Kaum zurück, fuhr ich wieder los, diesmal nach Norden zu den Eisbären bei Churchill, wo ich voriges Jahr schon gewesen war. Ich habe wieder mit einem Freund in der winzigen Hütte (2,5 m x 2,5 m) auf einem Turm bei Kap Churchill gewohnt, umringt von Eisbären. Das Wetter war aasig. Wir waren zwei Wochen dort, und ein Sturm nach dem anderen brach

über uns nieder, schüttelte den Turm und machte Fotografieren und selbst Beobachten unmöglich. Aber dann hatten wir einen herrlichen Tag, Sonne und nicht zu kalt, und ganz nah von uns balgten sich zwei große Bären, standen auf ihren Hinterbeinen, riesige, zottige Kämpen, die beinah zwei Stunden miteinander rauften. Es war märchenhaft, so ganz nah von diesen gewaltigen Bären zu sein, die uns einfach ignorierten und die uns so lange ein faszinierendes Schauspiel gaben. Die zwei Stunden waren für uns ein herrliches Erlebnis, Momente, die man nie vergißt, die einen mit Dankbarkeit erfüllen, daß man so etwas sehen und erleben darf. Dann sind plötzlich alle Mühen und Gefahren vergessen (voriges Jahr hatte einer der Bären meinen Freund beinah gepackt. Dieses Jahr in einem Augenblick von Unachtsamkeit hat mich einer der Bären um ein Haar erwischt), und man lebt irgendwie total, alles konzentriert sich auf den Augenblick.

Und jetzt zu den Auckland Inseln, zu Pinguinen und See-Elefanten und vielen anderen Tieren, zu einer für mich ganz neuen Welt - wahrscheinlich für drei oder vier Monate.

Und anschließend werde ich häuslich! Mit all dieser Reiserei habe ich natürlich keine Zeit zum Schreiben gehabt, selbst die Tausenden und Abertausenden Bilder von den vielen Fahrten in diesem Jahr sind noch unsortiert. Das muß alles warten, bis ich wieder zu Hause bin.

Das einzige, wozu ich Zeit hatte, war ein kleines Kinderbuch zu schreiben. Es handelt sich um den Ursus middendorffi, den die Taxonomen jetzt gemeinerweise umbenannt haben!

Aus Montreal am 14. Februar 1981 an Theodor Lackschewitz:

Nun bin ich endlich wieder zu Hause. Vor ein paar Tagen kam ich aus Neuseeland zurück.

Meine Reise zu den Auckland Inseln war nicht so gut (es ist schrecklich stürmisch in dem fernen Südpazifik, und ich werde schon bei ganz klein bißchen Schaukeln seekrank!), aber mein Aufenthalt dort war herrlich. Die Inselgruppe ist etwa 300 km südlich von Neuseeland, und da sie so abgelegen ist, wird sie sehr selten besucht. So alle 10 Jahre ungefähr fahren neuseeländische Wissenschaftler dorthin.

Wir wohnten auf der Enderby Insel, der nördlichsten der Auckland Inseln. Ganz eigentümlich, beinah tropisch, mit dichtem Wald im Zentrum, Rata-Bäume, die jetzt mit weinroten Blüten leuchteten, beinah arktisch. Obwohl es dort ja Hochsommer war, hatten wir kühles Wetter, einmal sogar Schnee. Trotzdem ist die Vegetation üppig. Gentian und Orchideen und viele andere herrliche Blumen, von denen einige nur auf den Auckland Inseln wachsen. Und eine ebenso eigentümliche und überraschende Mischung von Tieren. Pinguine und Papageien, grünglitzernde Tuis, kleine Vögel, die mit pinselartigen Zungen Honig aus Blüten lecken, und mächtige Albatrosse die auf "unserer" Insel nisteten, eine kleine, juwelenhübsche Entenart, die es nur auf diesen Inseln gibt und die flugunfähig ist, und eine ganz seltene, auch nur auf diesen Inseln vorkommende Schnepfenart, die in Notsituationen zwar bißchen fliegen kann, es aber beinah niemals tut.

Im 19. Jahrhundert wurden auf diesen Inseln Schweine und Schafe, Kühe, Ziegen und Kaninchen ausgesetzt, als Notnahrung für Schiffsbrüchige, hauptsächlich Walfänger und Robbenjäger.

Auf der Enderby Insel hatten wir 51 verwilderte, sehr scheue Bullen, Kühe und Kälber und Tausende und Abertausende von Kaninchen, die auf dem "Rasen" entlang der Küste grasten - inmitten von Papageien und gelbköpfigen Pinguinen!!

Und dann hatten wir Seelöwen, eine Art, die es nur auf dieser Inselgruppe gibt und die, zusammen mit den dort auch vorkommenden Seebären, Seeleoparden und See-Elefanten mein Hauptgrund waren, dorthin zu fahren. Ich habe ja nun mal eine Schwäche für alles Seegetier, und hier war es ein richtiges Paradies, und ich habe es unendlich genossen.

Unsere Insel war nicht sehr groß, 10 km lang und 5 km breit, und wir haben Tag um Tag im Regen und im leider sehr seltenen Sonnenschein, die Insel durchstreift, die Seelöwen und andere Tiere beobachtet und fotografiert, und die Zeit verging sehr schnell. Nur zu Weihnachten war ich nicht so fröhlich, da vermißte ich meine Familie doch sehr.



Friedel v. Bruemmer als Mitglied einer neuseeländischen Expedition mit kleinen Seelöwen auf einer der subatlantischen Auckland Inseln.

Wir waren drei Monate auf unserer kleinen Insel. Von Neuseeland selbst habe ich leider recht wenig gesehen - am meisten noch vom Flugzeug aus. Ein Land von grün und weiß, unendliche tief-grüne, mit weißen Schafen besäte Farmen. Es gibt auf Neuseeland 3 Millionen Menschen und 65 Millionen Schafe!

Vor paar Tagen kam ich wieder nach Hause mit einem großen Sack voll Filmrollen, auf denen, hoffen wir, schöne Bilder sind. Das muß man noch sehen. Jetzt mache ich noch eine für mich recht kurze Reise – nur ein Monat - um wieder Klappmützen und Robben auf dem Eis zu besuchen. Danach werde ich vorbildlich häuslich! Es hat sich ja im Laufe des letzten Jahres dermaßen viel Arbeit aufgestapelt, ich werde viele, viele Monate bestens beschäftigt sein.

Aus Montreal am 13. Dezember 1981 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Meine Wanderzeit ist nun vorbei, und ich lebe wieder schön und friedlich zu Hause. Es ist ein schönes Jahr gewesen, wir haben viel gesehen und viel erlebt und jetzt ist es darum ganz besonders nett, häuslich zu sein.

Im Sommer war ich wieder in der Arktis, weiter nördlich als je zuvor. Ich flog mit einem Biologenfreund ganz hoch ins Ellesmereland. Er studierte dort hocharktische Vögel, und ich machte lange Wanderungen, nahm viele Bilder auf und besuchte eine Kolonie von Elfenbeinmöwen, die erst 1980 entdeckt worden sind. Dies sind recht seltene und wunderhübsche hocharktische Vögel, und ich war sehr froh, endlich viele Bilder von ihnen aufnehmen zu können.

Anschließend war ich dann noch auf einigen anderen Inseln in der kanadischen Arktis, kam im September nach Montreal, und Maud, René und ich sind dann gleich in die Ferien nach Haiti gefahren.

Haiti hat uns gut gefallen und doch auch sehr erschüttert. Es ist eines der ärmsten Länder der Welt und schrecklich übervölkert. Abgesehen von unendlich viel Kindern, scheinen sie nicht sehr viel zu produzieren. Wir reisten viel im Land herum, immer mit Lokaltransport, d.h. mit ziemlich abgefahrenen, kleinen Bussen, in die eine große Menge Menschen gequetscht wurde.

Den größten Teil unserer Zeit verbrachten wir auf einer sehr abgelegenen Insel, die Haiti vorgelagert ist, der Schildkröteninsel, so entfernt von allem, daß die Menschen dort noch nie ein weißes Kind gesehen hatten und René sehr bestaunten. Es war in vieler Hinsicht eine Reise in die Vergangenheit der Menschheit, sehr primitiv, sehr arm, und doch irgendwo sehr freundlich und natürlich. Man ist sich viel sicherer seines Lebens und seiner Habe in so einem fernen Dörfchen von Haiti als in New York.

Wir sind viel geschwommen und haben die Wärme genossen, aber irgendwo war es für uns verwöhnte Kanadier doch bißchen zu primitiv. Maud und René waren ein paar Tage krank, und ich kam mit einer üblen Ohrenentzündung zurück, die in Montreal mit Wunderdrogen recht schnell kuriert wurde.

Danach war ich ein bißchen zu Hause und fuhr dann wieder zu den Eisbären an die Küste der Hudson Bay. Dieses Jahr konnte ich "meinen" Turm zum Beobachten nicht haben, so habe ich mir mit drei anderen eine sehr eigentümliche Maschine gechartert, eine Art Riesenbus mit gewaltigen Rädern, der praktisch überall hinfahren kann. Mit dem fuhren wir hinaus aufs Eis der Hudson Bay, haben in ihm gewohnt und emsig geködert und eine ganze Menge Eisbären angelockt. Es war schon recht eigentümlich und auch sehr schön, so von Bären umringt auf dem Eis zu wohnen. Ich habe es unendlich genossen. Tiere zu beobachten macht mir wohl am meisten Spaß, und dies war eine ideale Situation dafür, denn die Bären kamen direkt zu uns heran. Einmal hatten wir 17 Bären ganz nah bei unserer Maschine.

Im November kam ich wieder nach Hause, und jetzt werde ich wohl recht lange häuslich sein. Ich bin ja beinah anderthalb Jahre unterwegs gewesen, und nun wird es Zeit, daß ich mal wieder schreibe und alles, was sich inzwischen hier aufgestapelt hat, abarbeite.

Meiner Familie geht es gut. Aurel ist nun schon an der Universität. Er studiert so bißchen von allem etwas, denn er hat noch keine richtige Idee, was er werden will - schnell reich werden würde er am liebsten. René ist in der Oberschule, lernt leicht und ist die Plage seiner Lehrer. Jetzt ist er auf einer französischen Schule, und da muß er sich schon bißchen mehr anstrengen, und das schadet ihm überhaupt nicht.

Zu Neujahr fahren wir, wie jedes Jahr, wieder zu meinem Bruder auf die Farm, wo es immer sehr gemütlich ist.

Maudy und ich haben sehr viel zu tun und sind dafür dankbar. Die ökonomische Lage in Kanada ist eben recht flau, aber uns trifft das glücklicherweise nicht so sehr, denn der größte Teil meiner Arbeit ist jetzt in den Vereinigten Staaten und auch recht viel in Europa. So nach und nach bin ich als arktischer Experte recht bekannt geworden. Das ist natürlich ein Witz, aber es hat schon seinen Wert!



Der „Tundra Buggy“ auf dem Eis in Churchill.
Ein sicherer Platz, um Eisbären zu beobachten.

Von Maud v. Bruemmer aus Montreal am 3. April 1983 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Friedel wurde am 28. März operiert, und alles ist gutgegangen.
Wir sind so dankbar und glücklich darüber, und hoffentlich kommt er in einigen Tagen wieder nach Hause.
Er bekam 3 Beipässe.

Es geht ihm schon besser, aber alles schmerzt noch, und es wird noch einige Zeit dauern, bevor alles wieder normal ist.

Aus Montreal am 11. Dezember 1983 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Für uns ist dies ja nun nicht gerade das beste aller Jahre gewesen, aber wir sind dankbar, daß die Herzoperation gut gegangen ist, und ich bin wieder ziemlich mobil und genieße mein Stromerleben.

Maud und ich fuhren Anfang Juli per Auto Verwandte und Bekannte besuchen, zunächst in der Ottawa Gegend, dann in Toronto bei Hella, und so nach und nach weiter nach Westen und Norden, in leichten Etappen durch ganz Kanada und dann die berühmte (und berüchtigte!) Alaskastrasse hinauf.
Dort arbeitete Aurel während der Ferien im Bergwerk, an der Grenze vom Yukon und Britisch Kolumbien. Eine herrliche Landschaft und eine recht üble Straße, größtenteils nur Schotter und Schlaglöcher. Aurel wußte nichts von unserem Kommen und war dann auch toll überrascht, als wir früh an einem Sonntagmorgen an seinem Bett standen. Es war so sehr nett, wieder mit ihm zusammen zu sein, die Menschen zu treffen, von denen er uns so viel erzählt hatte und mit ihm zusammen in die Berge und zu einem wunderschön gelegenen Indianerdorf zu fahren.

Maudy flog dann nach Hause, und ich bin mit dem Auto langsam weiter nach Norden gefahren, durch den ganzen Yukon, über die gewaltigen Bergketten der Richardson und Ogilviegebirge bis nach Inuvik, einer kleinen Stadt beinah an der Mündung des Mackenziestromes. Von Montreal bis dorthin beinah einen Monat zu fahren! Es ist ja schon ein unglaublich großes und schönes Land. Ich habe gezeltet oder im Wagen geschlafen, bin viel in den Bergen spazieren gegangen und habe unendlich die schöne Natur genossen.

Von Inuvik flog ich nach Tuktoyaktuk, früher eine kleine Eskimosiedlung am Beaufortmeer, jetzt dazu noch die Basis für die Öl- und Erdgasexploration im Beaufortmeer, wo Kunstinseln gebaut werden und gewaltige Bohrmaschinen drillen.

Das Land der unglaublichen Kontraste: Eskimos in Zelten, die an der Küste in Netzen Fische fangen, und bißchen weiter die gewaltigen Schiffe der Bohrgesellschaften; die kleine aus Treibholzstämmen gebaute anglikanische Kirche in Tuktoyaktuk (gewöhnlich mit 'Tuk' abgekürzt), und zwei Kilometer weiter das 25-Millionen Dollar Büro der *Gulf Oil GmbH* mit märchenhaftem Komfort für seine Angestellten. Und nochmals zwei Kilometer weiter die ewige, unendliche Tundra, einsam, wild, schön. Ein verrücktes Land! Und faszinierend!

Ich wohnte in 'Tuk' in einer wissenschaftlichen Station, kannte viele der Wissenschaftler und bin mit ihnen oft per Hubschrauber in dem ganzen Gebiet herumgereist, von der Alaskagrenze im Westen bis ungefähr dreihundert Kilometer östlich von 'Tuk' und nach Süden bis an die Baumgrenze.

Eine wilde, wunderschöne Gegend. Nirgendwo im Norden, soweit ich ihn kenne, ist die Tundra so schematisch gemustert. Polygone zeichnen das ganze Land. Im Herbst (August und Anfang September) waren die Farben herrlich, das Brandrot der Zwergbirken, das gleißende Gelb der kriechenden Weiden, das Gold der Espen in den geschützten Flußtälern.

Vielleicht weil ich dies alles beinah verloren hätte, habe ich es so ganz besonders genossen - mit tiefer Dankbarkeit, wie ein herrliches Geschenk. Ich kann natürlich nicht mehr alles das machen, was ich vor dem Herzinfarkt tun konnte, dafür ist zu viel vom Herz kaputt gegangen, und der vernarbte Teil wird nie wieder richtig funktionieren. Aber mit Maß und Mußе bin ich noch ganz flott, kann den ganzen Tag auf der Tundra umherschweifen, solange ich's nicht zu schnell mache. Dann bin ich gleich aus der Puste. Aber nu ja, dann tut man's eben langsamer! Man ist dann auch glücklich mit kleineren Geschenken!

Im September begann der Winter, ich machte mir bißchen Sorge über die Bergpässe - mein Auto ist ein sehr alter Volkswagen, ein sogenannter *Stationwagon*! - und die sehr schlechte Straße mit einer einzigen

Tankstelle auf über 1.000 km, zwischen Inuvik und Dawson City. Man reist mit extra Reifen und vielen 20-Liter Kanistern mit Benzin.

Die Heimreise war lang - beinah einen Monat wieder - aber schön. Im Yukon und im nördlichen British Kolumbien verbrachte ich die Nächte am Strande von Seen oder Flüssen, hatte ein schönes Feuer und genoß das Majestätische der nordischen Wildnis.

Im Oktober war ich wieder in Montreal. Aurel hat sich "selbstständig" gemacht. Er wird bald 21 und wollte seine eigene Wohnung haben. Sie ist ganz nah von uns, und wir sehen ihn oft. Er studiert Psychologie; die erste Erkenntnis scheint zu sein, daß die meisten seiner Mitmenschen im Kopf nicht so ganz in Ordnung sind.

Ende Oktober fuhr ich wieder an die Westküste der *Hudson Bay*, um Eisbären zu beobachten. Wir waren wieder in dem großen Wagen, den wir bereits in den vorhergehenden Jahren benutzt hatten, so eine Art Bus auf riesigen Ballonreifen, der über die Tundra kriechen kann.

Leider war das Wetter sehr schlecht. Es war mild und sehr dunkel und stürmisch. Aber noch nie hatten wir so viele Bären gesehen. An einem Morgen hatten wir 43 Eisbären nahe unserer Maschine. Es ist faszinierend, so unter den Bären zu wohnen, aber dies Jahr kam die ganze Sache zu einem schlechten Ende. Eine sehr seltene Elfenbeinmöwe landete ganz nah von uns auf dem Eis, ein Freund lehnte sich zu weit aus dem Fenster, und ein Bär schnellte hoch und zerfleischte seinen Arm in Sekunden, bevor wir ihn vertrieben.

Es passierte im schlimmsten Schneesturm des Jahres. An Hilfe per Hubschrauber war nicht zu denken. In der Nacht im Sturm verirrten wir uns oft und blieben dauernd in meterhohen Schneewehen stecken. Der große "Tundra Bus" brach durch das Eis eines Sees, und wir fuhren den Rest der Nacht mit einer kleinen Maschine weiter. Von Churchill aus wurde unser Freund sofort nach Winnipeg geflogen, und der Arm konnte gerettet werden.

Nun bin ich wieder zu Hause, wir haben viel zu tun, und wir gehen recht oft aus. Im Januar planen Maudy und ich für drei Wochen nach Mexiko zu fahren, um die Sonne und Wärme zu genießen.

Zu Neujahr trifft sich die ganze Familie bei meinem Bruder Arist auf der Farm. Das ist so zur Tradition geworden.

Aus Montreal am 30. Mai 1984 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Bald nachdem wir aus Europa zurückkamen, fuhren Maudy und ich nach Ottawa. Zu Neujahr erhielt ich von der Königin den *Order of Canada*, Kanadas höchste Auszeichnung, und der wurde mir (und anderen) in einer sehr feierlichen und imposanten Zeremonie in Ottawa vom Generalgouverneur überreicht. Beiliegend ist ein Bild davon, und eins von Maudy und mir, Maudy strahlend, daß ich doch endlich einmal "anständig" angezogen bin.





Verleihung des 'Order of Canada' durch den Generalgouverneur Edward Schreyer 1984.

Das Frühjahr hier ist kalt und naß. Maudy, die es so liebt, im Garten zu arbeiten, blickt traurig aus dem Fenster auf ihre halb ertrunkenen Pflanzen. Ich habe sehr viel zu schreiben, und dann paßt mir schlechtes Wetter eigentlich ganz gut. Wenn es draußen herrlich ist, dann zieht es mich hinaus und in den Norden. Dies Jahr wird meine Nordfahrt recht kurz sein. Ich will versuchen, endlich viel Versprochenes aufzuarbeiten.

Aurel ist wieder in "seinem" Bergwerk in Britisch Kolumbien, verdient sehr gut und genießt es, in einer landschaftlich so herrlichen Gegend zu sein. René büffelt, ihm steht ein Schwung Examen bevor.

Aus Montreal am 2. November 1984 an Theodor Lackschewitz:

Es war so schön, nach langer Zeit endlich wieder einmal mit beinah der ganzen Familie vereint zu sein. Wir haben die Tage bei Euch unendlich genossen, und es war auch schön, Lauterbach wiederzusehen. So viele Erinnerungen wurden wach. Zumeist lebt man ja in der Gegenwart oder baut ein bißchen für die Zukunft. So ist es dann um so schöner, ab und zu in die Vergangenheit zurückzugehen, zu den Menschen, die man liebt, zu der Einheit und Gemeinsamkeit, die uns geformt hat.

Unser Sommer war still und schön. Ich hatte viel zu tun, und zum ersten Mal seit vielen Jahren war ich den ganzen Sommer zu Hause. Wir hatten viel Besuch, und es war schön, im Garten sitzen zu können.

Anmerkung K.L.: So still und schön war der Sommer nicht. Hier wird etwas sehr Wesentliches verschwiegen, was Friedel v. Bruemmer 2002 in seinem Buch "Glimpses of Paradise – The Marvel of Massed Animals" im "Afterword" beeindruckend schildert:

Nachwort

Ich starb am 19. Juni 1984 um 10.42 Uhr vormittags auf einem Operationstisch des Montreal General Hospitals. Ich litt unter „ventricular tachycardia" und meine Ärzte versuchten die geeignetste medizinische Behandlung für mich herauszufinden, um diese potentiell verhängnisvollen Attacken zu verhindern. Während mein Herz getestet wurde, welches bereits durch einen früheren Herzanfall beschädigt war, stand es nach vorhergegangener übermäßig hohen Anzahl von Herzschlägen plötzlich still. In diesem Moment hatte ich einen Blick in das Paradies.

Tot zu sein war erstaunlich angenehm. Ich schien von meinem Körper getrennt zu sein. Eingebettet in einer glückseligen Euphorie flutete ich hinüber in eine andere Welt. Diese Welt war überzogen mit einem hell-weiß leuchtenden Licht. Das Licht war wie ein Vorhang, hinter dem ich etwas oder jemanden sah, zunächst nur vage aber dann deutlicher.
Plötzlich spürte ich ein massives Rütteln in meinem Körper und die Erscheinung verschwand. Die Euphorie wich einem Schmerz. Ein starker Elektroschock hatte mein Herz wieder in Tätigkeit versetzt.
Für den Zeitraum von zwei Minuten und sieben Sekunden bin ich klinisch tot gewesen. Alles, was ich während dieser Zeit gefühlt und gesehen hatte blieb mir völlig bewußt - bis auf eines: Die Vision von dem, was oder wen ich hinter dem Licht gesehen hatte, blieb ausgelöscht und alle meine Bemühungen, diese wieder hervorzuholen, erwiesen sich als erfolglos.
Später las ich, daß andere Menschen, die auch gestorben waren und dann zum Leben zurückkehrten, die gleiche Vision gehabt hatten und während der wenigen Minuten, die sie klinisch tot waren, dasselbe wie ich gesehen hatten. In jedem dieser Fälle verschwand nach ihrer Rückkehr zum Leben ebenfalls die zentrale Erscheinung ihrer Wahrnehmungen.

Nach dieser Herzattacke, die mir beinahe das Leben genommen hätte, hatte ich das Glück, ein fremdes Herz transplantiert zu bekommen, welches mir eine neue Zeitspanne des Lebens gab, die ich bisher bemüht war, sinnvoll zu nutzen. Seither finde ich das irdische Paradies in der Natur. Die Wunder der Massenansammlungen von Tieren erfüllen mich mit Ehrfurcht und dieses Buch ist das Ergebnis dieser Faszination.

Niemals habe ich versucht, die Natur mit Hilfe der EDV zu verbessern, wie es neuerdings Mode ist. Computer können Wunder tun: sie können Pyramiden bewegen, können verstreut weidende Zebras in preußischer Perfektion in Reihe und Glied ausrichten oder hundert Tiere nehmen und aus diesen eine riesige Herde von Tausenden von ihnen gestalten. Wirklich bewundernswert, jedoch irgendwie nicht der Wahrheit entsprechend. Ich ziehe es vor, zu photographieren was ich sehe. Und diese unveränderten Bilder finden Sie in diesem Buch.

Heutzutage sind die meisten Tierbücher ausgefüllt mit Protesten und dem Grübeln über das Aussterben bestimmter Arten und mit schrecklichen Vorhersagen darüber, wie sich Verwüstungen der Umwelt an der Tierwelt rächen werden. Unglücklicherweise entsprechen diese bedrückenden Tatsachen meist der Wahrheit. Jedoch für dieses Buch habe ich in erster Linie das Schöne, die Mannigfaltigkeit, die unendlichen Wunder in der Welt unser Natur ausgewählt. Es ist mein Lobpreis an die Natur und mein Dank für das Leben.
(Übersetzt aus dem Englischen durch Klas Lackschewitz im September 2002.)

Im September war ich endlich mit dem meisten fertig, und wir begannen eine lange Fahrt, die schon immer einer meiner Träume gewesen ist: per Bahn durch Sibirien.

Wir flogen erst nach Holland und von dort nach Berlin, wo wir eine Woche blieben. Wir wohnten in West-Berlin, in einem alten Familienhotel ganz nah vom Kurfürstendamm und besuchten auch Ost-Berlin mehrere Male.

Das war schon ein betrüblicher Anfang. West-Berlin ist reich und westlich, zu westlich vielleicht, beinah eine Karikatur, mit jungen

Menschen mit Punk-Haar, so wie ein Mohikaner, und dann noch in grellen Farben. Ein menschlicher Papagei, aber mit weniger Charme! Wir schlenderten in Berlin herum, besuchten Charlottenburg und viele Museen - besonders das Ägypten-Museum und Nofretete, die schönste aller Frauen. Wolf und ich besuchten sie auf einer unserer endlosen Wanderungen, in Mainz, glaube ich, und sie machte damals einen tiefen Eindruck auf mich. Jetzt sind wir wieder zu ihr hingepilgert und haben lange ihren unglaublichen Zauber und ewige Harmonie bestaunt.

Ost-Berlin war auch interessant, aber schrecklich deprimierend. Der Übergang von West nach Ost ist schon klug kalkuliert, um einen zu beängstigen - denn das ist der Osten ja, ein Reich, wo Angst regiert. Lange Korridore mit fahlem flackernden Neonlicht, grau-grünlich, voll mit Polizei. Die Spiegel, die Kameras, die einen beobachten. Die Kontrolle, wo man nur das Gesicht des Beamten hinter dickem Glas sieht, aber nicht sieht, was er tut, was er schreibt oder photokopiert. Die Metalltüren, die sich öffnen und schließen. Die gedrückte Stimmung. Die langen, grauen Korridore, in denen die metalligen Schritte der Polizei widerhallen. Nicht unhöflich, durchaus prompt, aber schrecklich: eine beängstigende Kafkaatmosphäre.

In Ost-Berlin war es recht still. Wir waren erst im Zoo. Sehr schön und sehr voll. Ich photographierte den Baikalseehund. Maud wartete auf einer nahen Bank und las. Als ich zurückkam und wir Englisch sprachen, standen die Menschen, die neben ihr saßen, still auf und gingen weg. Im Restaurant waren sie auch beängstigt, nahe von "Ausländern“ zu sitzen. Wir waren in den herrlichen Museen der Kaiserzeit, haben den Pergamonaltar bewundert und das märchenhafte Löwentor aus Babylon, 3.000 Jahre alt, die Gewaltigkeit menschlicher Phantasie und menschlichen Könnens. Und dann eine Parade für einen bulgarischen Minister, mit preußischen Märschen und Paradeschritt und roten Fahnen und üblen Typen in schwarzen Anzügen, die auf alles sehr aufpaßten und es nicht gerne hatten, das man photographiert.

So pendelten wir hin und her. Ein Tag im Westen, einer im Osten. Ich glaube, es wäre eine gute Idee, alle die, die im Westen so jammern und meckern, hübsch einzupacken und dem Osten als Geschenk zu übergeben.

Von Berlin per Zug nach Warschau. Durch die Mark Brandenburg mit Seen, Sand und viel Kiefernwäldern. Frankfurt an der Oder. So ein

kleiner Fluß, die Oder, wenn man aus Kanada kommt. Und doch so wichtig. Durch Polen mit bekannten Namen und bekannt vorkommenden Menschen. Die großen Felder, hier und da ein Park und dahinter, verborgen von alten Bäumen, ein Gutshof.

Wir kamen spät abends in Warschau an und ohne reserviertes Hotel - "das ist kein Problem", hatte ich optimistisch gesagt. Das war allerdings ein großes Problem. Alle Hotels waren voll. Mit viel Mühe und bißchen Bestechung haben wir dann ein Hotel 30 km von Warschau gefunden, ein Ferienhotel für Warschauer, sehr malerisch im Wald an einem See. Von außen ganz hübsch, aber oben funktionierten die Klos nicht, die Heizung nicht, und offensichtlich wurde nicht sehr viel gereinigt. Es stank und war nicht sauber (dafür war es aber teuer!), und alles war natürlich konfus, denn auf Ausländer waren sie gar nicht eingestellt.

Trotzdem haben wir Polen und die Polen sehr genossen und haben sie in vielem bewundert. Kleine Dinge. Am Morgen fanden wir die Bushalte nicht, um nach Warschau zu fahren. Wir hielten einen Miliziawagen an. „Ach", sagte er sofort, „wir müssen auch nach Warschau. Kommen Sie mit." Die ganze Fahrt haben die uns gut unterhalten. „Ja, wir sind natürlich eine sozialistischer Staat. Das kann ja nicht anders sein. Man muß ja tun was sie (d.h. die Russen) befehlen. Sonst ist es aus mit Polen. Aber wissen Sie, so schlimm ist es nicht. Beinahe alles Land ist wieder privat. Und es gibt viele kleine Privatbetriebe." Und so weiter. Und so war es dann auch in Warschau. Wir waren eine Woche da, und es war so nett. Nur wenn ich im Versehen auf Russisch anfing zu sprechen, dann ging es schlecht. Mein Polnisch ist so schwach, daß ich leicht ins Russische übergleite, und dann gibt es sofort Ärger. Der Taxifahrer sagte, er hätte keinen Platz! Der Buschauffeur hatte plötzlich keine Ahnung, wohin er fährt, und der Mann auf der Straße dreht sich brüsk um und geht weiter. Gott, hassen sie alle die Russen! Man sieht auch keine Russen. Ost-Berlin ist voll mit ihnen. In Warschau haben wir keinen einzigen gesehen.

Polen ist arm, aber die Menschen sind recht gut gekleidet. Fleisch und anderes gibt es nur auf Marken oder für sehr viel Geld auf den vielen freien Märkten. Es war ja Herbst, die Wälder wimmelten von Pilzsammlern, und überall gab es die herrlichsten Steinpilzgerichte. Wir haben die Woche in Warschau sehr genossen. Vieles ist verlottert, die Kombination von polnischer Wirtschaft und kommunistischer Wirtschaft

ist katastrophal. Aber es bleibt ein Charme, ein Schliff, eine warme Menschlichkeit, ein Optimismus und sehr viel Courage!

Von Warschau per Zug nach Moskau. Da wird es schon schlechter. Riesengroße Landflächen liegen brach. Dies war doch Erntezeit, aber die Felder waren leer. Überall arbeitete man eifrig auf kleinen Grundstücken nahe den Dörfern. Das Land ist schön, große Felder, Birken und Kiefernwälder.

Die Kontrolle in Brest-Litowsk war dumm. Der Mann am Zoll sah mich scharf an, ein bleiches, fanatisches Gesich, mit fahlen Augen. „Aus Riga“, sagte er. Sie hassen "Verräter" die ihrem Bann entgangen sind. „Sie haben Rubel", sagte er. „Leugnen Sie's nicht. Ich weiß, daß Sie sie haben, und ich werde sie finden". Nu, er hat ausgepackt und gesucht und sich dumm angestellt. Ein primitiver Schuft! Bis er in Mauds Papieren ein Bild von mir in vollem Staat mit allen Orden gefunden hat. „Sind Sie das“? fragte er betroffen. „Ja." „Wieso die Orden?“ Dies war keine gute Gelegenheit, bescheiden zu sein. „Oh", sagte ich leichthin, „weil ich Kanadas berühmtester Schriftsteller bin." Und plötzlich wurde alles ganz anders. Er wurde sehr höflich, entschuldigte sich, wies mehrfach darauf hin, er hätte nur seine Pflicht getan, bot an, beim Einpacken zu helfen, wollte nichts mehr sehen, wünschte uns eine gute Reise und verschwand. So ist es nun mal im Reich der Egalität. Man tyrannisiert die Schwachen und zittert vor den Starken oder selbst vor denen, die vielleicht Zugang zu den Starken haben!

In 24 Stunden von Warschau nach Moskau. Ich fahre gerne per Zug. Das Land gleitet an einem vorbei. Es erinnert mich so oft an den gewaltigen russischen Film "Krieg und Frieden“. Maudy und ich haben einen Stapel Bücher, Tschechow, Turgenjew, Tolstoj. Das Land hat sich wenig verändert. C’est la Russie éternelle.

Moskau war nicht besser geworden in den 10 Jahren, seitdem wir das letzte Mal dagewesen sind. Mehr Autos, die Menschen vielleicht etwas besser angezogen. Aber immer noch grau und grob. Es ist noch korrupter als vor 10 Jahren. Nach Dunkelheit sind die Schwarzmarktler aufdringlich. Alles wollen sie kaufen. Vor unserem Hotel ein Schwarm von privaten Autos. Sie sind sehr teuer, manche verlangen Bezahlung in D-Mark oder Dollars, was hier streng illegal ist. Sie halten alle Taxis vom Hotel weg. „Es sind Gangster", sagt uns ein russisches Mädchen im Hotel. Aber sie sagt es ganz leise. Das muß ja eine ganz tolle Kette der

Korruption sein. Und es wird offiziell ignoriert, denn "große“ Herren sind daran beteiligt.

Wir leben zumeist in der Zarenzeit, in einer Vergangenheit, die trotz aller ihrer Fehler Rußlands schönste Kunst produziert hat, die Paläste, die einem mit viel Stolz gezeigt werden, die Kirchen, die Ikonen, die schönen alten Häuser von Moskau. Und nachts geht man in den Zirkus. Wir sahen Schwanensee, wir sahen ″Don Carlos″ im Bolschoitheater, gegeben von der kirgisischen Volksoper. Gut gesungen, aber doch erstaunlich, die flachen mongolischen Gesichter und das alles im spanischen Staatsornat von der Zeit Philip II. und Eugen Onegin - herrlich. Aber man lebt die ganze Zeit im Glanz der Vergangenheit. Das zieht nicht nur die Touristen an. Das zieht vor allen Dingen die Russen selbst an: Kultur und Glanz, Farbe und Schönheit, Schliff und Eleganz. Denn sie leben zwar in einem Arbeiterstaat, und der ist grob und grau, aber hier können sie für ein paar Stunden in eine Zauberwelt entfliehen - und während der Pause unter herrlichen Kronleuchtern recht flauen georgischen Champagner trinken!

Wir fuhren für einen Tag nach Sagorsk mit seinen herrlichen Kirchen, dem großen Kloster (*Dreifaltigkeitskloster mit ältester Kirche aus 1422; K.L.*), den Priestern, den Mönchen, den Pilgern aus ganz Rußland, die in Massen kamen, sich zutiefst verbeugten oder mit der Stirn auf dem Boden lagen. Beinahe alles alte, alte Männer mit Kosakenstiefeln, das Hemd über dem Gurt, mit weißen Bärten. Russie éternelle.

Und hier und da dazwischen junge Menschen, manche nur neugierig, manche offensichtlich zutiefst gläubig. Vielleicht aus gläubigen Familien, vielleicht haben sie vorher zur anderen Trinität des Imperiums gebetet, zu Marx-Engels-Lenin, und doch keine Erleuchtung von ihnen erhalten.

Wir fuhren zusammen mit westdeutschen Mikrochirurgen, die von der modernsten Augenklinik des Reiches nach Moskau eingeladen worden waren. Alle Maschinen und Apparaturen westdeutsch, die Computer aus Japan. Die Glanzklinik, von Russen vor vier Jahren gebaut, zerfällt bereits. Über den Operationstischen sind Plastikbaldachine, denn von den zermürbten Decken rieseln Kalk und Farbe! Es muß ein rasend teures Land sein, da beinah alles Moderne, was wir sahen, so schlecht gebaut ist, daß es schnell an Verfall leidet. Es muß alles dauernd repariert werden, und der Papierkrieg ist märchenhaft.

Wir haben Moskau schon genossen. Es ist noch immer eine imposante und interessante Stadt. Aber es geht, fühlt man, mehr bergab als bergauf. Diesmal sahen wir Freudenmädchen, die Touristen aufsammelten. Die Stadt ist nicht mehr so sauber wie vor zehn Jahren. Beinahe für alles, was man will, muß man ein bißchen bestechen.

Wir fuhren weiter per Zug nach Irkutsk, vier Tage und drei Nächte auf dem Trans-Sibirien-Expreß (gebaut in der DDR). Recht vornehm, erster Klasse, zu zweit in einem Abteil. Es gibt nur einen einzigen Erste Klasse Wagen, viele 2. Klasse (4 Personen pro Abteil); 3. Klasse (6 Personen pro Abteil) und dann, so hörten wir, die "harte" 4. Klasse für den Plebs, der auf ungepolsterten Bänken sitzt und schläft.

Der berühmte "Express" ist nicht sehr schnell, so ca. 70 Kilometer pro Stunde im Durchschnitt. Die Fenster sind verriegelt. Ich habe sie sehr emsig geputzt, so waren sie wenigstens sauber.

Was mich überrascht hat, war die gleichbleibende Landschaft und die gleichen Bäume vom Bug im Westen bis beinah an den Pazifik im Osten. Erst große Felder, große Dörfer, viel Eichen, Tannen, Kiefern und vor allem Birken. Pappeln, Weiden und Eschen stehen in feuchteren Gebieten. Die Tannen und Eichen hörten im Ural auf, und kurz danach fingen die Lärchen an, schön honig-gelb zu dieser Jahreszeit - Lärchen, Birken, Kiefern (auf sandigem Boden), Eschen, Pappeln. Ein lockerer Wald wie ein großer Park. Der Zug muß nah der Südgrenze der nördlichen Wälder fahren, und gleich südlich fängt die Steppe an. Über die Wolga, den Ob, den Jenissei. So viele bekannte Namen. Unendlich.

Man hält im ganzen an 62 Stationen, manchmal nur für 2 Minuten, ab und zu für 15 oder 20 Minuten. Alles stürzt aus dem Zug und kauft ein. Der Zug hat zwar zwei Speisewagen mit langen, sehr vielversprechenden Speisekarten in vier Sprachen (Russisch, Englisch, Deutsch, Französisch), mit Haselhuhn und Lachs und Stör. Der Kummer ist nur, daß, wenn man bestellt, die Antwort zu beinah allem ist: „Das haben wir nicht." Man lernt schnell, die Speisekarte zu ignorieren, und fragt „Was habt ihr, und was ist gut.“ Es ist, wie das eine Mädchen ehrlich sagte: „Wir haben wenig, und nichts ist sehr gut.“ Ein gutes Trinkgeld und amerikanische Zigaretten halfen natürlich, und auf den Stationen kauft man sich dies und das dazu.

Man klappert langsam durch ein Riesenland. Es ist eine schöne, bedächtige Fahrt. Man fängt mit Nachbarn an zu sprechen, mit einem alten Matrosen, der seinen Sohn in Wladiwostok besuchen will und der früher viel mit Fischereischiffen in den Norden gefahren ist. Er kennt die Kamtschatkaküste besonders gut und schwärmt von ihrer Schönheit. Einige spielen Karten, Tag und Nacht. Wenn ich frage, was sie spielen, sagen sie: "Diligence“. Ich habe es gerade in Turgenjew gelesen, es war im 19. Jahrhundert populär.

Die Unterhaltungen sind neutral. Eine Frau erzählt eine sehr abfällige Geschichte, die sie in einer Zeitschrift über Kanada gelesen hat und wird prompt von den anderen angeblasen. „Das ist doch dumme Propaganda", sagt der alte Matrose entrüstet. Die anderen sind vorsichtiger, aber alle finden es "taktlos“.

Man liest, man schwatzt. Man schaut hinaus auf das unendliche Sibirien, das an uns vorbeigleitet. Graue Holzdörfer mit schlammigen Straßen, moderne Städte mit viel Industrie, schwarzqualmenden Schornsteinen und grauen Hochhäusern. Alles ist grau - es ist ein deprimierendes Land. Der Zug ist dreckig. Mauds schöner Mantel sieht aus, als hätte sie im Bergwerk gearbeitet. Die Waschanlagen an beiden Enden unseres Waggons sind so-so, als die Fahrt anfängt, und werden schnell schlechter. Die Russen trinken viel. Auf einer Station will ein sehr Besoffener in die 1. Klasse einsteigen, gestützt von Freunden. Unser 'dezhurnik' haut auf ihn ein, und es endet mit einer feinen Prügelei.

Und doch ist es eine unendlich interessante Fahrt. Die Menschen sind warm und nett. Das Mädchen im Restaurant erzählt Geschichten. Und unermeßlich gleitet Sibirien an einem vorbei.

Irkutsk. Wir wohnen erst im Intourist Hotel. Aber ich hatte eine Empfehlung an den Chef der Irkutsk Abteilung der Novosti Presse Agentur, der vermutlich, da er oft im Auslande gewesen ist, auch dem KGB angehörte. Er schaffte es dann auch ohne Schwierigkeit, uns in einem Hotel am Baikalsee unterzubringen, zeigte uns schöne alte sibirische Häuser und Dörfer, kannte die sibirische Geschichte gut und war überhaupt hilfsbereit und interessant.

Am ersten Tag in Irkutsk stießen wir sofort auf Middendorff! Wir schlenderten am Angarafluß entlang, sahen ein schönes Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, und da, ins Gestein eingelassen, waren viele

bekannte Namen: Middendorff, Pallas, Baer, Wrangel, Müller und andere. Steller fehlte. Es war das Geschichtsmuseum, aber leider geschlossen.

Irkutsk und Sibirien ganz allgemein haben uns sehr gefallen. Die Menschen sind besser gekleidet, sie sind weniger neurotisch und nervös als in Moskau, sie schwatzen mit einem ohne sich umzusehen, sie sind irgendwie viel "freier".

Außerdem hat Irkutsk sehr schöne Kirchen, gut besucht, und alte, noch relativ schön erhaltene Holzbauten aus den vergangenen Jahrhunderten.

Und dann der Baikalsee 70 km von Irkutsk. Das war unendlich schön. Endlich waren auch wir ”frei”. Dort konnten wir gehen und machen, was wir wollten, besuchten alte Dörfer, wanderten im Wald und kamen erst spät abends ins Hotel zurück.

Und dann die eigentümlichen menschlichen Kontakte. Mr. Wlassow, unser KGB Freund, der uns besuchte, mit seiner großen Kenntnis von Sibirien, seinen Bräuchen und seiner Geschichte. Wir hatten einen Berg bestiegen, und oben, zu meiner Überraschung, waren Hunderte von weißen Tuchfetzen, auch Papier und dies und das an Bäumen und Sträucher angebunden. Ich wußte schon, was das war: eine lamaistische Verehrung der Götter. Aber hier? Und heute? Später fragte ich ihn, und er sagte sofort: „Sie sind auf eine heilige Stelle der Buriaten gestoßen. Die verehren dort die Götter" und erzählte uns dann lange über noch überlebende lamaistische oder schamanistische Gebräuche in Sibirien. „Sibirien ist durch seine Größe geschützt“, erklärte er.

Dann, im Hotel, ein russischer Regisseur an unserem Tisch, mit schöner Lederjacke aus Italien, nur amerikanischen Zigaretten, prächtigen Jeans und schicken Schuhen, alles natürlich aus dem Westen, umflattert Tag und Nacht von zwei süßen Starlets, zynisch, amüsant, ein Mann, der es gelernt hat, bestens in diesem korrupten System zu leben. Gut unterrichtet über den Westen, aber man sah, daß, wenn man es geschickt macht, das *dolce vita* auch in der Sowjetunion zu haben ist.

Und dann, bei weitem am interessantesten, am tragischsten, ein Mann, den Maudy und ich wohl nie vergessen werden - Sascha. Er sprach uns einfach so an, sprach perfektes Englisch, ausgezeichnetes Französisch, ein bißchen Deutsch, und außerdem, so sagte er, Hebräisch, Japanisch

und Chinesisch. 31 Jahre alt, fanatischer und lauter Antikommunist, sein Vater, so sagte er, stammt aus einer türkisch-grusinischen Grafenfamilie, seine Mutter aus einer alten St. Petersburger Ärztefamilie und jüdisch. Er selber Geologe, und da er vor drei Jahren um Ausreise nach Israel angefragt hatte, war er prompt entlassen worden. Sehr viel in der Sowjetunion herumgereist, besonders im fernen Norden. Jetzt war er da, um einen jüdischen Freund in einem unfernen Gefangenenlager zu besuchen und gleichzeitig zu versuchen, die Lagerleitung ein bißchen zu bestechen, um bessere Bedingungen für seinen Freund und andere Bekannte in anderen sibirischen Lagern zu erreichen. Und obendrein wollte er noch die Juden von Irkutsk (ca. 6.000) und überhaupt in Sibirien informieren und organisieren. Und das alles erzählte er, nachdem wir uns nur fünf Minuten gekannt hatten. Von uns wußte er anfangs wenig. Und das ist natürlich die Tragik Rußlands. Genau wie ein Russe es getan hätte, traute ich ihm nicht, hatte sogar Angst vor ihm, denn viele der Geschichten über geheimen Waffenbau und dies und das hätte, dachte ich, in Rußland sehr gefährlich sein können. Über eine ganze Menge Dinge wußte ich schon Bescheid, und ich habe die Unterhaltung auf den Norden gelenkt. Er wußte sehr viel, seine Kenntnisse waren enorm, er war zweifellos dagewesen und war auch auf Spitzbergen gewesen. Es war schon alles echt. Und noch vieles, vieles andere. Das Leben dieser 'Schattenmenschen', die ihre Arbeit verloren haben und die dennoch weiterleben. Wie manche zu Millionären geworden sind. Wie andere es vergessen haben, wer die Macht hat, und doch ins Gefängnis gekommen sind. Jeden Abend haben wir mit ihm bis tief in die Nacht gesprochen, er hat uns eine grausige Welt offenbart, die natürlich allen aus dem Westen streng verschlossen ist. Und doch ist es nicht eine Welt ohne alle Hoffnung. Auch er kannte das System, hatte es studiert, erforscht. Und verstand es doch, außerhalb zu leben, zu reisen, zu verdienen, zu existieren. „Und", sagte er, „es gibt sehr viele von uns, junge Menschen, abgestoßen von der schrecklichen Korruption, zu intelligent um die endlosen Lügen zu glauben." Es war faszinierend, tragisch, manchmal sehr komisch, denn er war voll von Schnurren und Geschichten über dies System, wo ein Moskauer Bürokrat wichtige geologische Entscheidungen fällt, und über die Milliarden, die auf diese Weise vergeudet werden.

So, das waren drei "Freunde" vom Baikalsee, drei Menschen, die die Extreme dieses Landes repräsentierten.

Zurück nach Irkutsk und weiter per Bahn nach Khabarowsk. Lärchen, Birken, Pappeln. Und diesmal hohe Berge, schon schneebedeckt, und Herden von Kühen und Reiter auf kleinen mongolischen Pferden. Die Grenze der Mongolei ist nicht weit, und später die von China.

Die Amerikaner nehmen sie ja nicht so sehr ernst. Aber vor den Chinesen haben sie Angst. Khabarowsk wimmelt von Militär. Die meisten Museen waren schon geschlossen. Wie beinahe alles in diesem armen reichen Reich war viel kaputt und mußte repariert werden. Unter anderem die Museen. Wir gingen anstelle dessen in ein Rock-Konzert, das aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen im Offizierskasino gegeben wurde. Es war recht milder Rock, und die Witze des Conferenciers waren auch recht vorsichtig, bißchen über Mangel und Schund, aber zumeist über korrupte Bürokraten (man lacht darüber, aber tut nichts dagegen).

Die Chinesen hätten das allerdings nicht komisch gefunden, denn an den Wänden prangten allerhand wilde militärische Banderolen, welche die Zerstörung und Vernichtung der ganzen chinesischen 'Banditenregierung' verlangten!

Der Amur war schön, ein prächtiger großer Fluß. Wir gingen oft und lange an ihm spazieren.

Der reguläre Trans-Sibirische Expreß fährt nach Wladiwostok. Das ist aber eine für Ausländer verbotene Stadt, und einmal die Woche fährt ein "Ausländerzug" nach Nakhodka am Pazifik. Er fährt nachts, vielleicht weil man hier, im Ussurital, doch sehr nah an der chinesischen Grenze ist. Am Morgen war zum ersten Mal seit beinah 10.000 km per Zug die Landschaft völlig anders. Das Klima ist offensichtlich viel wärmer. Große Eichenwälder (und daher viel Mast für Wildschweine und Futter für Hirsche, und beide sind Hauptnahrung der Amurtiger, von denen es jetzt leider nur noch wenige gibt), und überhaupt ein ganz anderer Wald, und daher war auch die Tierwelt anders.

Von Nakhodka fuhren wir weiter per Schiff, eine sehr schöne zwei Tage dauernde Reise nach Yokohama. Und dann haben wir noch eine herrliche und sehr emsige Woche in Japan angehängt, das uns mit seiner Sauberkeit, Höflichkeit und Schönheit sehr gefallen hat.

Und endlich per Flugzeug nach Hause - Ende Oktober. Ich wollte sofort anschließend zu den Eisbären auf Churchill und versuchte, in den sechs

Tagen zu Hause die neue Fahrt vorzubereiten, die letzte große Reise etwas aufzuarbeiten und gleichzeitig mit der aufgestapelten Korrespondenz von zwei Monaten fertig zu werden, so 18 Stunden Arbeit pro Tag. Schrecklich dumm, denn solch eine Konzentration von Streß kann mein doch recht kaputtes Herz nicht vertragen. Es bockte bißchen, drohte mit etwas Schmerzen, und als ich das wie ein Idiot ignoriert habe, ging es am vierten Tag plötzlich auf Hochtouren und blieb dort. So bin ich jetzt wieder im Krankenhaus und versuche, mich nicht zu sehr über mich selbst zu ärgern. Mit den Bären ist es nichts in diesem Jahr. Aber ich habe mit all dem noch großes Glück gehabt. Das Herz hat keinen weiteren Schaden erlitten, und ich werde wohl bald wieder zu Hause sein - nach unendlich vielen Tests.

Für uns ist es ein reiches, schönes Jahr gewesen: erst Mexiko, dann die herrliche Zeit in Laubach, ein stiller zufriedener Sommer zu Hause (das erste Mal in 21 Jahren, daß ich einen Sommer zu Hause verbracht habe!). Und dann noch die unendlich interessante Reise per Zug durch Europa und Sibirien und obendrauf noch Japan. Ich hätte damit zufrieden sein sollen. Aber ich wollte noch eine Reise und habe gleich eins anständig auf die Finger bekommen. Man soll nicht zu gierig sein, zu viel vom Glück und Leben verlangen. Jetzt sitze ich ganz still und friedlich in meinem Krankenzimmer und schreibe schier endlose Briefe! Es wird mir schwerfallen, aber ich will versuchen, bißchen vernünftiger zu werden!

Fortsetzung am 4. Dezember 1984:

Aus den ″paar″ Tagen im Krankenhaus wurden vier Wochen. Die Sache war sehr viel ernster, als sie anfangs vermutet hatten. Sie haben viele Medizinen und Techniken ausprobiert, mich manchmal beinah umgebracht mit Elektroden und Geschichten im Herzen, aber nun sind sie doch auf ein Medikament gekommen, das mein Körper toleriert und das solche Anfälle hoffentlich in Zukunft verhüten wird. Die Medizin kommt aus Frankreich. "Meine" beiden Ärzte, Berühmtheiten auf ihren Fachgebieten, sind große Freunde, der eine Jude, der andere Araber! Wenn Ärzte, Wissenschaftler und Musiker so gut miteinander auskommen können, warum haben sich diese aasigen Fanatiker aller Länder immer in der Wolle?

Jetzt bin ich endlich wieder zu Hause. Ich bin recht klapprig - mich könnten sie jetzt gut als Demonstrationsobjekt für Anatomiekurse benutzen.

Aus Montreal am 17. Dezember 1985 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Unser Jahr war gut, aber endete traurig. Vor paar Tagen starb George, Hellas Mann. Ich war zu der Zeit gerade in Toronto für Vorträge und blieb bei Hella während dieser schweren Tage.

Im Frühjahr war ich wieder bei den Robben auf dem Eise. Ich habe die Fahrt ja schon viele Male gemacht, aber der Zauber bleibt. Man fliegt mit dem Hubschrauber über diese wilde, gewaltige Eislandschaft, die hier und da mit den dunklen Formen der Robben getupft ist. Dies Jahr wurden sie nicht gejagt. Der europäische Markt für Robbenfelle ist



eingegangen, die gefährliche Jagd über das Eis macht sich nicht mehr bezahlt, und die Robbenmütter säugen ihre weißwolligen Jungen in Frieden.

Im Juni fuhr ich nach Norden, in die Westarktis, in das Deltagebiet des Mackenzie-Stromes, das Brutgebiet von Millionen von Vögeln (und Milliarden von Moskitos!). Erst wohnte ich im Zelt in einem sehr schönen Stromtal, wanderte herum, beobachtete und photographierte Vögel. Dann habe ich mich einer Eskimogruppe angeschlossen, die im Sommer "auf das Land" zieht, an der Küste der Beaufortsee wohnt und dort Weißwale jagt. Wie uralt doch diese Jagdplätze sind. Ein Archäologe hat in der Gegend am Platz eines alten Lagers die Schichten abgegraben und festgestellt, daß Eskimos wahrscheinlich ununterbrochen mehr als 4.000 Jahre an dieser Stelle gelebt haben. Nie viele, natürlich. Vielleicht vier bis acht Familien. Wie stark diese Menschen früher doch in Tradition und Land verwurzelt waren, und manche sind es auch noch heute. Ich frage mich oft, ob die Ankunft der Europäer mehr Segen oder mehr Fluch war.

Die Eskimos leben zwar auf einem materiell recht hohen Niveau, und niemand hungert mehr, aber viele sind Alkoholiker, und Selbstmorde unter jungen Menschen sind erschreckend hoch. Sie sind zwischen zwei Kulturen eingeklemmt und suchen einen Ausweg.

Anschließend war ich einige Wochen Gast der riesigen Ölgesellschaften, die in der Arktis, besonders in der Beaufortsee, nach Öl und Erdgas suchen. Das ist wieder eine ganz andere Welt. Die wohnen in einer finanziellen Stratosphäre, da wird einem schwindlig, wenn man ihnen nur zuhört.

Die sprechen nur von Millionen und oft von Milliarden Dollars. Sie bauen Kunstinseln in der See für ihre Bohrtürme ($100 Millionen pro Inselchen). Sie haben schwimmende Bohrtürme ($300 Millionen pro Turm) die, so erschien es mir, beinah ganz von Computern geleitet werden. Menschen haben da beinah nichts mehr zu sagen! Man sieht die Technologie des kommenden Jahrhunderts: Eisbrecher von einer solchen Macht, daß sie sich eine Fahrbahn durch 30 Meter hoch aufgetürmtes Eis schlagen können. Es war alles enorm interessant, viel zu technisch für mich, und irgendwo unheimlich. In meinem kleinen Zelt auf der Tundra fühle ich mich doch mehr zu Hause.

Ich blieb bis in den Herbst in der Arktis, nahm noch an den Wildgänsestudien eines befreundeten Biologen teil und flog dann, so um die gleiche Zeit wie die Gänse, wieder nach Süden.



Im November war ich wieder bei 'meinen' Eisbären in der Gegend von Churchill. Es war sehr kalt, die Hudson Bay begann zuzufrieren, und die meisten Bären verschwanden aufs Eis hinaus. Somit war es mit Bären nicht so toll. Aber es war ein herrliches Jahr für Eisfüchse, schon schneeweiß zu dieser Jahreszeit, immer hungrig und für Sardinen, für die sie eine besondere Schwäche haben, tun sie alles. Ich hatte sie in paar Stunden so zahm, daß sie kamen und aus der Hand fraßen.



Bei Kälte werden meine Hände marmorweiß und tun nicht mehr, was ich von ihnen will. Aus sehr vielen Bildern wurde daher nichts, weil die Hände nicht richtig reagierten. Das hat mit dem kaputten Herzen zu tun und ist ärgerlich. Vielleicht sollte ich Tropenphotograph werden!

Maud und den Jungen geht es gut und mir so einigermaßen. Von der Sommerreise kam ich mit einer Lungenentzündung zurück, von der

Herbstreise mit einem üblen Bronchialkatarrh, der mich jetzt noch plagt. Ich scheine anfällig geworden zu sein. Bei Kälte werden meine Hände marmorweiß und tun nicht mehr, was ich von ihnen will. Aus sehr vielen Bildern wurde daher nichts, weil die Hände nicht richtig reagierten. Das

hat mit dem kaputten Herzen zu tun und ist ärgerlich. Vielleicht sollte ich Tropenphotograph werden!

Maud und den Jungen geht es gut und mir so einigermaßen. Von der Sommerreise kam ich mit einer Lungenentzündung zurück, von der ein. Das hat wohl auch etwas mit dem Herzen zu tun. Kaum sieht mich eine Mikrobe, so jubelt sie und kommt angestürzt, denn sie erkennt ein gutes Zuhause!

Aurel und René studieren. Aurel mit sehr viel Eifer, denn nach einigen Jahren von bißchen dies tun und bißchen das hat er sich endlich für einen Beruf entschlossen. Er will Arzt werden. Eben studiert er Psychologie. Jede Woche kommt er mit neuen, tiefgreifenden Erkenntnissen an, was der Menschheit, und ganz besonders seinen Eltern fehlt. Alle außer ihm und seinen Kollegen scheinen abnormal zu sein. Auf diese Weise macht man sich Kunden!

René hat sich bis jetzt zu nichts entschlossen. Er plätschert so recht friedlich dahin, tut wenig und genießt sein Leben. Er ist ein schlauer Knabe und wird sich schon eines Tages zu irgendwas entschließen. Den Sommer in Europa hat er sehr genossen. Erst war er in Holland bei der Großmutter und vielen von Mauds Verwandten, und dann fuhr er per Fahrrad durch Luxemburg, Belgien und Frankreich. Er spricht ja fließend Französisch, und plötzlich hat er entdeckt, wie praktisch so etwas sein kann. Jetzt studiert er unter anderem Deutsch.

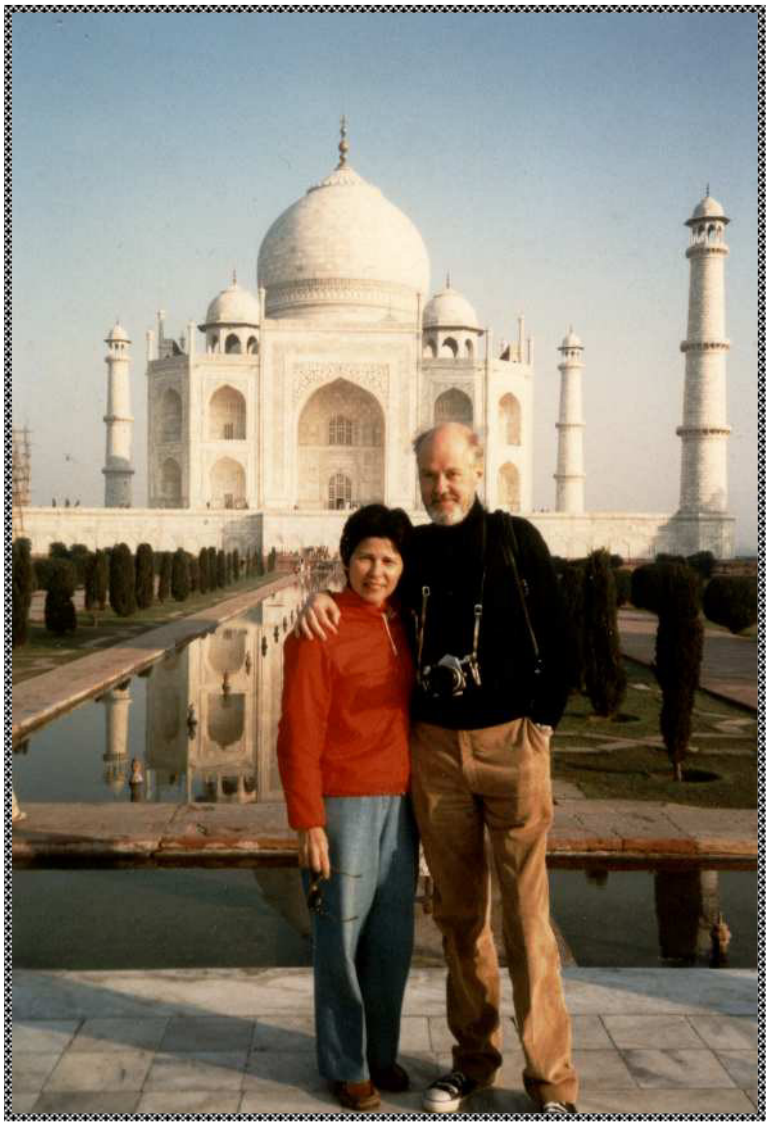
Maud macht Gelbbrot, und das Haus riecht schön baltisch und weihnachtlich. Es ist die Zeit der Familie und des Zusammenseins, eine Zeit des Erinnerns und eine Zeit der Dankbarkeit für all das Gute, das dieses Jahr uns gegeben hat.

Aus Kathmandu, Nepal, am 24. Januar 1986 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Herzliche Grüße aus diesem schönen Land der Götter. Wir sind für drei Wochen in Indien und Nepal, Länder, von denen wir schon lange geträumt haben. Morgen, wenn das Wetter hält, fliegen wir zum Mt. Everest. Die Bergwelt ist unglaublich schön!

Aus Jaipur, Indien, am 2. Februar 1986 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Die Eindrücke dieses interessanten Landes überwältigen einen. Das berühmte Taj Mahal (*„Diadem-Palast"-Anlage aus dem 14. Jh. in Nordindien, vom Mogul-Kaiser Shahn Shah für seine verstorbene Gemahlin als Mausoleum umgebaut u. verschönert; K.L.*) ist noch schöner, als wir erwartet hatten. Drei Wochen sind sehr schnell vergangen, und doch kommt es uns so vor, als wären wir schon ein Jahr hier. Großer Reichtum, schreckliche Armut, viel Freundlichkeit, viel Farbe, viele Vögel – sibirische Kraniche! – Wir haben alles genossen, sind von allem fasziniert.



Friedel und Maud v. Bruemmer in Indien.
Friedel mit kaputtem Herzen fünf Monate vor seiner Herztransplantation.

Aus Montreal von Maud v. Bruemmer am 12. Juli 1986 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Friedel hat ein neues junges Herz!!! Er fühlt sich gut, und wir sind sehr dankbar, daß bis jetzt alles gut verlaufen ist.

Er wurde am 9. Juli operiert, die Operation dauerte nur 3 Stunden, und dann war er in einem Raum mit 2 Krankenschwestern, die dauernd etwas mit ihm machten, und heute ist er schon in einem Privatzimmer, und dort bleibt er, bis er nach Hause kommt in drei Wochen, wenn alles gut geht.
Sein altes Herz war in sehr schlechtem Zustande, und im Mai war er zwei Wochen im Krankenhaus für Untersuchungen, um herauszufinden, ob er eine *heart transplant operation* haben konnte, und glücklicherweise war das möglich, und deswegen beschlossen wir, es zu tun. Wir sind sehr froh, daß er nicht zu lange warten brauchte, denn das war nicht eine leichte Sache.
Der Chirurg, der operiert hat, ist ausgezeichnet und sorgt sehr gut für seine Patienten. Er arbeitet Tag und Nacht und schläft kaum.

Aus Montreal von Maud v. Bruemmer am 1. September 1986 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Friedel war am 22. August zu Hause, aber leider mußte er am 23. wieder ins Krankenhaus. Diesmal war es eine Bakterie in den Lungen, und es war eine sehr schwere Zeit für uns. Er hat Pilze auf den Lungen, und die sind noch nicht weg. Es wird einige Wochen dauern, bevor er sie los ist. Er bekommt dagegen eine Medizin intravenös, und es dauert 12 Stunden, bevor es langsam in seinem Körper wirkt. Zusammen mit diesem Antibiotikum war es ziemlich schlimm, und er war am Sonntag, den 24. August, sehr krank, und das war unsere schlimmste Zeit seit der Operation. Er hatte keine Lust mehr zu leben, wollte nichts essen, nur schlafen. Ich saß nur bei ihm und bat Gott, ihm zu helfen. Gott hat mir zugehört, und Friedel fühlt sich jetzt wieder besser, will essen und will gerne wieder nach Hause kommen. Er muß aber dann fast jeden Tag wegen verschiedener Medikamente ins Krankenhaus kommen, und das wird er per Taxi tun. Er hat viel Gewicht verloren und will gerne wieder laufen und machen und anfangen zu leben und zu arbeiten.

Das Wetter ist heute gut, und jeden Tag gehe ich zu Friedel und bringe ihm Tomaten mit aus meinem Garten, und er genießt sie sehr. Er hat guten Appetit.

Aus Montreal am 20. September 1986 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Diese letzten zwei Monate sind teuflisch für Maudy gewesen, besonders die letzten Wochen.

Die Doktoren hatten uns ja gewarnt, die Operation ist nichts, der Kummer und die Gefahren kommen anschließend. Aber es ist doch sehr viel mehr gekommen, als selbst die Doktoren erwartet hatten: ein massiver Abstoß des neuen Herzens als ein "Fremdkörper"! Dann dasselbe ein zweites Mal, milder aber länger. Und dann fing der geschwächte, seiner natürlichen Immunität beraubte Körper an, alles aufzusammeln, was so da war: Eine üble Schimmelinfektion der Lunge, die nur mit einer teuflischen Droge weicht, die aber zunächst die Nieren zerstört und dann die Leber und in starken Gegenmaßnahmen mich taub und blind macht. So, damit balancieren sie jetzt. Gerade so viel dagegen halten, um den Schimmel ganz langsam bis zur letzten Spore auszurotten, ohne den Rest des Körpers schwer zu beschädigen.

Dann noch eine schwere Lungenentzündung (die ist viel leichter loszuwerden) und als Finale sind die Lungen verletzt worden während einer Herzprobe, sie fielen zusammen, und ich mußte wieder operiert werden. Jetzt funktionieren sie wieder.

Da all dies ja immer im Krankenhaus passierte (da sammelt man solchen Mist auf, denn dort sind schließlich die Kranken und die Krankheiten), haben wir sie überredet, mich nach Hause gehen zu lassen, und was von mir noch nachgeblieben war, 120 Pfund Haut und Knochen mit einem von Kortison aufgeblasenen Ballongesicht, wurde bei Maudy vor einer Woche abgeliefert.

Und plötzlich geht es viel besser. Ja, ich glaube auch an Schutzengel, und einer von meinen arbeitet jetzt Überstunden. Maudy verwöhnt mich und füttert mich, sie geht mit auf ganz kurze Sparziergänge, die jeden Tag länger werden. Sie hilft mir bei meinen Übungen, die hoffentlich mit der Zeit den Körper bißchen aufbauen werden, die aber jetzt sehr schmerzen.



Fünf Monate nach der Herztransplantation
Friedel v. Bruemmer mit von Kortison aufgedunsenem Gesicht.

Sie tippt die Briefe und redigiert meine zittrigen Episteln und Karten. Und viermal die Woche bringt sie mich ins Krankenhaus wegen weiterer Behandlungen.

Wie es werden wird, weiß niemand. Diese ersten Monate sind kritisch, und ein Rückfall ist stets möglich. So leben wir von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, genießen das Gute, was jeder Tag uns bringt, und sind dankbar dafür.

Diese Monate haben unsere Familie sehr geeint. Aurel und René besuchten mich täglich und waren eine wunderbare Stütze für Maudy. Hella und Arist kamen. Alle rufen an oder schreiben. Und für uns beide macht es die Last leichter.

Aus Port E1izabeth, Süd Afrika, am 7. Dezember 1987 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Vor einer Woche fuhren wir bei Windhoek in Namibia an einer '*ranch*' vorbei, und am Tor stand ″J. Middendorff“, und das Gut heißt ″Teufelsbach“.

Und jetzt sind wir nach einer 3.000 km Fahrt von West nach Ost durch Afrika an der Küste des Indischen Ozeans. Ich fliege morgen mit dem Direktor des hiesigen Museums per Hubschrauber zu einer Vogelinsel - 120.000 Baßtölpel und 10.000 Pinguine - und werde dort eine Woche bleiben, und Maudy bleibt im Hotel in Port Elizabeth und wird, hoffe ich, das warme Meer und die herrliche Sonne genießen.



Baßtölpel wie sie Friedel v. Bruemmer bereits 1958 auf der Insel Graßholm vor der Küste von Wales während seiner ersten „Tierfahrt“ photographieren konnte.

Jeder Tag ist herrlich, interessant und viel zu kurz! Man sieht so viel, erlebt so viel, trifft viele Menschen, lernt viel. Schön!
Die Zeit auf der Insel war märchenhaft schön. Eine kleine Insel so voller Leben, die Tausende und Abertausende Vögel.

Jetzt fahren wir um den ganzen Süden Afrikas herum und dann wieder gen Norden an der Westküste entlang. Weihnachten hoffen wir in Lüderitz, Südwest-Afrika, zu verbringen.

Wir waren schon einen Monat in Südwest-Afrika, erst etwas in Windhoek, dann nach Norden zum Etoshapark mit seiner herrlichen Tierwelt - glutheiß, bis zu 50° C! - zur Küste und nach Swakopmund, einer kleinen Stadt, ganz deutsch, zwischen der Wüste und dem Meer! Mit deutschen Geschäften, Konditoreien, Bäckereien (12 Arten von Brot werden in dieser kleinen Stadt gebacken). Die Kellner (schwarz) sprechen gutes Deutsch, die Hauptstraße ist die Kaiser Wilhelm Straße, und man spricht von der "Kaiserzeit", als wäre es gestern und als hätte es eigentlich nie zwei furchtbare Kriege seitdem gegeben. Eine kleine, freundliche, entlegene deutsche Kolonialstadt!

130 km von dort habe ich die gewaltige Robbenkolonie beim Kreuzkap photographiert. Beinahe 3 Wochen lang bin ich jeden Morgen durch die Wüste hingefahren und kam spät abends dann wieder 'nach Hause', einem sehr schönen, großen Ferienhaus, das Freunde uns geborgt hatten. Maudy hat sich ganz zur Swakopmunderin entwickelt, schwatzte mit allen Deutsch, genoß die märchenhaft schönen Gärten und die Konditoreien, las viel und erwartete mich mit sehr schönem Essen, wenn ich spät abends müde und stinkend (100.000 Robben stinken schrecklich) von meiner Fahrt zurückkam.

Von dort sind wir dann mit dem Leihwagen quer durch den Süden des afrikanischen Kontinents gefahren. Von Swakopmund nach Port Elizabeth und von dort zur Vogelinsel.

Vorgestern und gestern waren wir in einem Park, in dem viele Elefanten leben. Wir warteten auf sie an ihrer Tränke, und plötzlich, lautlos, gewaltig, waren sie da! Eine Herde von 36 Tieren! Zwei Stunden haben sie sich da gebadet und bespritzt und im Matsch herumgerollt, während wir im Auto brutzelten, denn es war ein heißer Tag, und das kühlt ja so herrlich ab.

Heute sind wir in einem kühlen Urwald an der Küste. Es regnet ein bißchen. Die Landschaft ändert sich plötzlich.

Die Menschen, weiß, schwarz und alles dazwischen, sind ganz reizend zu uns gewesen. So hilfsbereit. Sie haben Zeit. Sie sind freundlich. Von all unseren Fahrten ist dies bis jetzt wohl die schönste. Wir genießen sie unendlich. Gesundheitlich geht es mir, trotz einem recht anstrengenden Dasein, sehr gut. Eine eingehende Untersuchung befand alles in Ordnung. Wir sind so sehr dankbar, daß wir dies alles noch erleben dürfen.

Aus Montreal am 11. Januar 1988 an Theodor und Annemarie Lackschewitz:

Wir sind gerade aus Südafrika zurückgekommen. Die ganze Weihnachtspost erwartete uns.
Südafrika und Namibia haben wir unendlich genossen. Von allen unseren vielen Reisen war dies wohl die schönste. Ich habe ja seit eh und je eine Passion für Seehunde und Robben gehabt, und Seevögel und Seevögelkolonien haben mich auch schon immer fasziniert. In Südafrika und Namibia gibt es eine Robbenart, die große Kaprobbe, und viele Seevögel.

Aber die Robben leben an entfernten, schwer zugänglichen Küsten, und die besten Seevögelkolonien sind auf beinah unerreichbaren Inseln. So an die 80 Briefe haben wir seit vorigem Juni losgeschickt, um eine Genehmigungen zu erhalten, diese Plätze zu besuchen, und letztendlich haben wir auch alles bekommen, worum ich angefragt hatte.

Wir flogen erst nach Amsterdam, um kurz Verwandte und Bekannte dort zu besuchen.

In Südafrika wohnten wir in der Gegend von Johannisburg bei Ucki Aderkas und ihrem Mann Detlev. Für uns war es herrlich, so weit zu reisen und dann plötzlich zu Hause zu sein, denn bei Ucki und Detlev fühlt man sich sofort zu Hause. Wir trafen dort noch andere Balten. Man saß in schönen Gärten und schwatzte von alten Zeiten, und oben in den Bäumen bauten Weberfinken ihre komplizierten Nester.

Wir fuhren per Zug nach Kapstadt, 17 Stunden, sehr bequem. Man sitzt, ißt gut, trinkt bißchen zu viel Wein, denn er ist wirklich sehr gut und für uns so billig, und die herbe, karge Veld-Landschaft (*Ebenes, offenes Grasland in der Höhengrassteppe von S.A.; K.L.*) zieht vorbei, braun und gelb und grau, Büsche, klein und kratzig, ein Land, das immer Durst hat.

Kapstadt ist hübsch, eine elegante, reiche Stadt, herrlich gelegen unter dem Tafelberg, von dem man an klaren Tagen einen herrlichen Blick über die Stadt und das Meer hat. Auf dem Berg blühen die herrlichsten Blumen - und wir denken an Montreal, wo der Schnee bald kommen wird!

Dann per Flugzeug nach Windhoek, der Hauptstadt von Südwest Afrika – Namibia -, dem schönen, eigentümlichen Wüstenland, dreimal so groß wie Italien, mit nur einer Million Menschen, in das wir uns schnell verliebt haben.

Freunde von uns haben ein Ferienhaus an der Küste, in Swakopmund, das sie uns rührenderweise zur Verfügung stellten. Wir sind im ganzen zwei Monate in Namibia und Südafrika gewesen, und während dieser ganzen Zeit waren so viele, viele Menschen, Weiße und Schwarze, so sehr nett und hilfsbereit uns gegenüber.

Erst mieteten wir ein Auto und fuhren nach Norden zu dem Etosha-Park. Nicht weit von Windhoek steht "Middendorf" auf einem Schild, das zu einer Ranch führt. (Wir kommen auch an einer ”von Stryk- Mine” vorbei; und der erste Missionar der nach Südwest-Afrika kam - um 1840 - war, so sagt unserer Reiseführer, "*the Baltic German Carl Hugo Hahn*“).

In Etosha wohnen wir in einer Festung "aus der Kaiserzeit“, einer schneeweißen Wüstenfestung, die aussieht, als käme sie aus einem etwas kitschigromantischen Film über die Fremdenlegion. Früh am Morgen und am Abend wird eine bekannte Melodie gespielt. Es ist, so glaube ich mich zu erinnern, das Lied von Rommels Afrikakorps ("... es brausen die Panzer im Sturmwind dahin ..."). Jetzt ist es die Nationalhymne von Namibia! Den ganzen Tag leben wir unter der herrlichen Vielfalt der afrikanischen Tierwelt. Am Abend essen wir sehr schön im hübschen Restaurant. Die schwarzen Kellner sprechen recht gut Deutsch.

Swakopmund - eine kleine Stadt am Meer, am eisigen, aber fischreichen (daher all die Robben und Seevögel) Benguelastrom. Und rundherum die

Wüste, endlos, gelb und scheinbar tot. Doch wenn man nah genug hinsieht, voller Leben, Tiere und Pflanzen, die hochspezialisiert sind. Ein deutsches Städtchen. 12 Arten deutsches Brot werden hier frischgebacken! Zwei Konditoreien (Café Anton und Café Treff - das bedeutet "Treffpunkt") haben herrliche Kuchen.

Ich fahre jeden Morgen "zur Arbeit". 130 km durch die Wüste entlang dem Meer. Es ist oft neblig, zur Linken ist das kalte Meer, zur Rechten die brennende Wüste. "Radio Südwest-Afrika" spielt flotte Schlagermusik. Ich bin den ganzen Tag in der Robbenkolonie - 100.000 Robben entlang dem Strand. Erst sind sie scheu und flüchten, langsam gewöhnt sich eine Gruppe an mich.

Ich sitze Tag um Tag unter ihnen. Nach Sonnenuntergang fahre ich wieder "nach Hause", durch die fahl-braune Wüste, das Radio spielt "Hoffmanns Erzählungen". Im Scheinwerferlicht flackern grün die Augen von Schakalen und Hyänen am Straßenrand.

Maudy hat sich in Swakopmund verliebt. Sie spricht nur Deutsch, ist beliebter Stammgast bei Cafe Treff und wird zusehends breiter. Aber sie ist auch voller Liebe und List, und wenn ich abends müde zurückkomme, steckt sie mich erst unter die Dusche, denn ich stinke schrecklich nach Robbenmist, und dann werde ich toll verwöhnt mit schönem Essen und viel Wein, und auch ich nehme zu. Zum Abschluß dann noch Kaffee und Messimarja Likör aus Finnland!

Von dort fuhren wir per Auto quer durch das südliche Afrika nach Port Elizabeth am Indischen Ozean (im ganzen sind wir 14.000 km per Auto gefahren). Maud blieb dort und schwamm und schwamm und schwamm, denn sie war ja einst, in einem früheren Leben, bestimmt eine Robbe, zum Schwimmen geboren, und hier ist das Wasser herrlich warm. Für mich hatte der Direktor des Museums es möglich gemacht, mit Wissenschaftlern für eine Woche per Hubschrauber zu einer Vogelinsel zu fliegen: 150.000 Baßtölpel und 2.000 Pinguine. Laut, stinkig und herrlich. So stelle ich mir das Paradies vor!

Dann per Wagen um den Süden Afrikas herum, mit Abstechern zu diversen Vogelkolonien. Es war nun kurz vor Weihnachten. Als Kind las ich ein Buch über "Deutsch Südwest-Afrika“, eine Abenteuergeschichte für Jungs, viel über Wüste, Diamanten und ein Städtchen namens Lüderitz. Und dort waren wir am Weihnachtsabend in der "Felsenkirche"

hoch über dem Meer, und im letzten Licht der Sonne strahlte das herrliche Fenster, das Kaiser Wilhelm II. einst dieser Kirche schenkte, und die deutsche Gemeinde sang "Es ist ein Ros entsprungen".

Dann wieder quer durch südlich Afrika nach Johannesburg. Der letzte Tag von 1987 – bei 40 Grad C. Wir verbrachten ihn völlig verschwitzt in einem gewaltigen Naturreservat. Gegen Abend kamen wir an einem Tümpel vorbei: das Modderloch der Nashörner, und wir saßen und staunten. Gewaltige Urtiere mit winzigen Augen, die schlammbedeckt ganz nah an uns vorbeikamen.

Es war eine kleine Stadt, aber das Hotel hatte doch ein großes Schwimmbad. Wir waren beinah die einzigen Gäste. Es war herrlich still, wir schwammen im sonnenwarmen Wasser und tranken ein bißchen zu viel Sekt, umgeben vom Konzert der Zikaden. So endete 1987, ein Jahr, das wir als Geschenk erhielten und das wir wie ein Geschenk genossen haben.

Die ersten Tage dieses Jahres waren wir wieder bei Ucki und Detlev, so hat denn unsere Fahrt herrlich begonnen und bei ihnen genau so gemütlich und schön wieder geendet. Auf der Rückreise waren wir ganz kurz in Amsterdam. Zu Hause war alles gut. Aurel und René mit Freunden und Freundinnen hatten Weihnachten wie immer bei uns gefeiert und zu Neujahr fuhren sie, wie immer, zu Arist.

Wir traten die Fahrt mit etwas Sorgen an, wie die Hitze, die Anstrengung u.s.w. mir bekommen würden und waren ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen an die besten Fachärzte Südafrikas. Die haben wir Gott sei Dank nicht besucht. Je aktiver ich war, um so besser fühlte ich mich.

Morgen kommt Hella uns besuchen, und dann fahren wir alle zusammen zu Arist. Danach wird es Zeit, daß ich wieder was schreibe, und im März geht es hoffentlich wieder zu den Robben aufs Eis.

Kreuz und quer und hin und her sind wir durch dies herrlich schöne Land gereist. Voll Freude, voll Interesse, voll Dankbarkeit, denn jeder Tag war ein Geschenk.

Aus Montrea1 am 16. Dezember 1988 an Annemarie Lackschewitz:

Dies ist das erste Mal seit mehr als 20 Jahren, daß mein Weihnachtsbrief (wie immer mit Verspätung) nur an Dich geht, aber in meinen Gedanken dennoch auch irgendwie an Onkel Theodor, denn ich vermisse ihn doch sehr.

Eben bekam ich gerade Nachricht von Odert, daß er eine große Ausstellung in Riga hat, in "einer geschichtlich ungeheuer interessanten Zeit", wie er so richtig schreibt. Ich finde das fantastisch und herrlich passend, daß er als Balte in Riga seine Ausstellung hat. Und die ganze Situation in den baltischen Staaten ist faszinierend, beängstigend und doch auch hoffnungsvoll.

Maudy und ich gehen immer zur baltischen Weihnachtsfeier in Montreal. Maudy kennt alle und spricht fließend baltisch und weiß genau, wer mit wem verwandt ist, und souffliert für mich, denn ich gerate da sehr leicht in Verwirrung. Ich verirre mich oft im Urwald der baltischen Stammbäume! Aber es ist immer sehr gemütlich.

Und für uns war es ein schönes Jahr. Im März war ich wieder für zwei Wochen bei den Robben auf dem Eis. Das ist schon so eine Art Frühjahrstradition geworden. Maud kommt nie mit, meine Tropenpflanze findet Montreal schon sehr kalt, und sie teilt auch meine Passion für Robben nicht. Aber ich hab es gern, es ist die bequemste meiner Fahrten. Denn mittlerweile ist man sehr damit beschäftigt, einen Robbentourismus aufzuziehen. Jetzt, da man die süßen Babys nicht mehr häuten darf, da will man doch versuchen, sie als Touristenattraktion zu nutzen.

Ich lebe sehr schön in einem guten Hotel auf Prince Edward Island, flieg am Morgen per Hubschrauber zu den Robben und bin den ganzen Tag auf dem Eis. Eine ganz aparte Welt, eine Eiswelt, die mit Strömung und Wind zieht. Zwei Wochen. Es paßt mir sehr gut. Ich bin immer noch sehr gern auf dem Eis.

Den größten Teil des Sommers war ich in der Hocharktis mit Biologen, die Wale zu fangen planten. Wie fängt man Wale? Mit Riesennetzen und Optimismus! Narwale, die mich ja schon immer interessiert haben. Gott, war das ein wilder, nasser Spaß! Ich hatte mir eine Nikonos gekauft,

einen Unterwasserapparat, und die hatte ich auch sehr nötig. Die Wale haben wie toll das Wasser mit den großen Schwanzflossen geschlagen und alles wurde sehr naß. Die Wale wurden mit Radios ausgerüstet. In Zukunft melden sie sich per Satellit! Wir leben ja schon in einer faszinierenden Zeit.



Ein Wissenschaftler bringt einen kleinen Radiosender an das Horn des Narwals an um die bisher unbekannte Wanderung dieser Tiere erforschen zu können.

Meine Ärzte fanden diese Expedition ein bißchen beängstigend, aber alles ging sehr gut, und es ist wirklich rührend, wie sie alles tun, um mir diese langen Fahrten möglich zu machen. Meine "Kollegen", die anderen 50 Menschen, die neue Herzen haben, rühren sich selten von Montreal weg, sie sitzen zu Hause und machen sich Sorgen. So bin ich vielleicht für meine Ärzte ein etwas interessanterer Patient.

Im Spätherbst fuhr ich wieder zu den Eisbären. Meinen Eisbären: Das wird auch zur Tradition. Für einen Monat - und während des ganzen Monats kam die Sonne nur ein einziges Mal ganz kurz hervor, dann allerdings märchenhaft schön! Ein Sonnenuntergang mit Parhelien und einem parhelischen Kreis (*vierfache Sonnenreflexion durch Eiskristalle in der*

Luft auf einem leuchtenden Kreis; K.L.) und im Vordergrunde 7 Eisbären und zwei Eisfüchse! Der Rest war trübe, grau und bitterkalt. Aber es ist trotzdem ein spezielles Erlebnis. Wir wohnen am Kap Churchill in einem großen Wagen, und um uns herum sind die Eisbären. Angst haben sie nicht. Sie sind frei, wir sind die Gefangenen, und ab und zu kommen sie und sehen sich uns an.

Ja, ein schönes, interessantes Jahr. Mein neues Buch kam heraus. Man kann auch so von Robben leben!

Aurel arbeitet weiter mit seinen zwei Psychologieprofessoren. Mit Menschen, die wegen Schlaganfällen Sprachschwierigkeiten haben. Es interessiert ihn, und er hat überraschenderweise eine Engelsgeduld mit diesen armen Menschen, denen zu helfen sehr schwer ist. René studiert Literatur, mit großem Eifer vor Examen und mit wenig Eifer zwischendurch. Langsam wird es ihm interessant, aber was er werden will, weiß er immer noch nicht.

Voriges Jahr war das erste Mal, daß wir beide zu Weihnachten weg waren, und das haben uns die Knaben sehr verübelt. „Zu Weihnachten muß man zusammen sein!" Sie haben dann in unserer Abwesenheit zusammen mit ihren Freunden Weihnachten genau so gefeiert – so recht nach alter baltischer Art - wie in allen Jahren. Auch sie achten auf Traditionen. So sind wir dies Weihnachten wieder zusammen, und zu Neujahr fahren wir und Hella wie immer zu Arist.

Aus Montrea1 von Maud v. Bruemmer am 22. August 1989 an Annemarie Lackschewitz:

All is well with us. Friedel left for Ellesmere Island on August, 11 and will be back on August 28th. He is with a group of tourists from Canada who want to see the Arctic. He is their naturalist leader and has to tell them all about the birds and the bees and how to take pictures. He is close to the North Pole and I hope the weather is not too cold there. He had been working very hard again, doing a lot of writing and he needed a break.

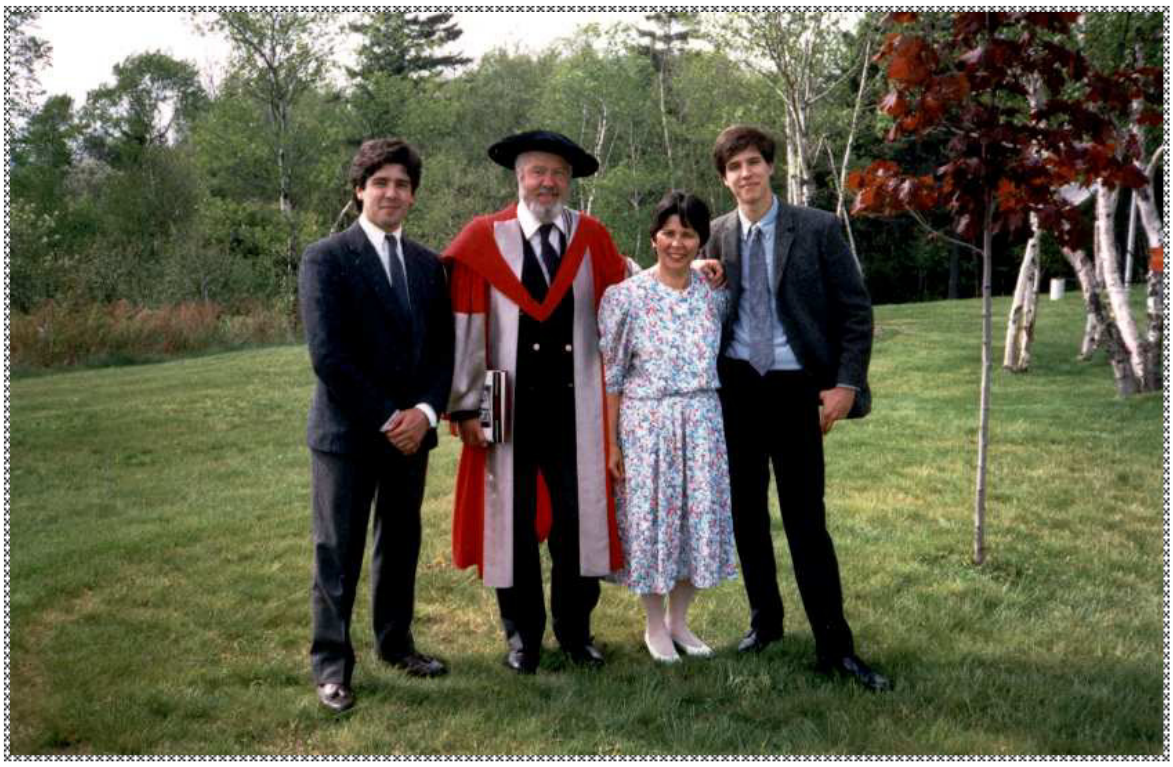
The boys are fine. Aurel went to Europe in July and was in France, Belgium and Holland where he staid in Amsterdam with my mother. He loved Europe and came back happy. He is now preparing himself for the

medical college admission exams which take place in September here at McGill university. We hope he will pass.

René worked during the summer at the hospital again and since many of the regular workers were on holiday, he nearly had to work every day, often for 12 hours. Now he is having a holiday before university starts on Sept. 5. He will do his third and last year at McGill in English Literature.

We have been busy since we came back from our wonderful trip in Europe and Russia. We had such a good time and it was wonderful to end our trip in Helsinki and Sweden and Amsterdam.

In May we went to New Brunswick for Fred's promotion. It was held in St. John on May 26th. It was a lovely ceremony and here they do it the English way, with all the professors coming into the hall in their colorful gowns. Fred, too, wore a wonderful gown in red and silver grey and he had a big black round hat on his head and looked like Shakespeare as René said. First there were speeches and then the presentation and after that the students all got their diplomas. us also and it was a very happy occasion.



Friedel v. Bruemmers Promotion
zum Dr. lit. h.c. der Universität von New Brunswick.

It lasted 1 ½ hours and after that he had to plant a tree and then there was a tea and at 7 p.m. a dinner for the faculty members and the invited guests. After dinner Friedel had to give a speech and he gave a wonderful one without any notes. We were very proud of him. The boys were with

And a week after we came back from N.B. we went to look for a house as our little one is getting too small for all the pictures, books, etc. We found one very quick, it is called a duplex here, as it is really 2 houses in one building. It is a bit further from where we live now, but still in Montreal, it is called Montreal West, a bit better area, and we will move in on November 1st. I'm not too happy leaving our house and area as I am very attached to it, but it has to be. We will live in the apartment downstairs which has a living room, dining room, 2 bedrooms and bath and kitchen and a finished basement and 2 car garage and the upstairs we will use as Fred's office.

My mother arrived on July 14th and we are happy to have her with us again. She is well and very much at home in our home and our area and she does the shopping and the cooking. She is still in good shape, thank heaven.

My garden looks pretty with the flowers and the tomatoes are getting red now so we will be able to eat them soon. We had some very very hot weather in July, over 30° C and very humid, not pleasant. But now it is cooler and nice. The summers can be too hot here at times and then we all complain! And the winters are too long and too cold! I prefer California for weather!

Aus Montreal am 15. Dezember 1989 an Annemarie Lackschewitz:

Weihnachten steht schon vor der Tür und wir sind drin und haben viel zu viel zu tun. So geht es jedes Jahr. Eine unserer schlechteren Traditionen. Und daher kommen auch die Weihnachtsbriefe mit Verspätung an.

Dies war ein tolles Jahr, für die Welt im großen und für uns im kleinen. Wer diesen rapiden Zusammenbruch des Kommunismus in Osteuropa vor fünf Jahren prophezeit hätte, wäre zu Recht verspottet worden. Daß Polen böse war, daß Rußlands Ökonomie morsch und verfault war, daß

die jungen Russen sich nach einem besseren, westlicheren, freieren Leben sehnten, das haben wir ja auf unserer 1984er Reise gemerkt. Aber so plötzlich! Nie hätte ich das gedacht.
Wer Macht hat, gibt nie gern nach.

Auch für uns war es ein Jahr des Reisens, des Erlebens, des Wiedersehens mit vielen, die uns zutiefst lieb sind.

Im Januar waren wir für eine Woche in New York: ich arbeite tags in einer der hervorragenden Bibliotheken und schnüffele gern in alten Büchern, in Fachzeitschriften und klaube mir die Brocken Weisheit zusammen für ein nächstes Buch. Maudy und die beiden Jungen gingen in Museen und Geschäfte und genossen diese faszinierende Stadt, so unendlich reich und doch so arm: im Schutze des Einganges des gewaltigen Börsengebäudes schlafen im Winter Dutzende von Menschen, die kein anderes Obdach haben, und die jungen Geschäftsleiter dieses gewaltigen Landes in ihren $ 1.000 Brooks Brothers Anzügen und $ 800 Gucci Schuhen steigen vorsichtig über die Reihen der zerlumpten Schlafenden, die versuchen, sich mit Zeitungspapier vor der Kälte zu schützen.

Abends gingen wir aus: der Broadway ist immer noch toll. Wir haben viel gesehen und genossen.

Während meiner Sommerbesuche bei Arist schleppe ich Holz zu einer Lichtung, und die Jungen tun es auch, wenn wir da sind, und zu Neujahr wird dieser gewaltige Scheiterhaufen in Brand gesetzt, das trockene Holz lodert hoch, der Schnee glitzert und strahlt im Feuerschein und Fontänen von goldenen Funken rasen hoch in die dunkle Nacht. Und wir trinken Schnaps und rösten Zieschen und schauen in das herrliche Feuer.

Es war so unendlich schön, wieder mit Euch allen zusammen zu sein, zu plaudern, herrlich zu essen, Fahrten in die Vergangenheit zu machen, nach Sickendorf und Lauterbach und Eisenach. Tempi passati: eine schöne Zeit und schön zu sehen, daß alte Traditionen und Liebe und Freundschaft weiterbesteht. Denn die Summe unseres Lebens sind die Menschen, die wir lieben. Und darin sind wir, Gott sei Dank, reich.

Österreich. „Die Österreicher sind kalt. Kalt wie Eisschrank!" sagte uns der türkische Taxifahrer, der uns zur Jordanstrasse brachte (mit vielen Umwegen, als er erfuhr, daß wir Wien nicht kannten). Er hatte eine

Österreicherin geheiratet, deren Familie ihren Drang nach Osten nicht teilte und ihn recht kühl behandelte.
„Wir sind nicht geliebt", sagte er und hatte damit sicher recht. Wien war nur nett zu uns. Wir hatten ja dank Wolf und Uschi ein herrliches Zuhause - nur Wolf und Uschi fehlten sehr! Ihre Nachbarn waren nett.

Wir schlenderten von Schloß zu Schloß. Ich pilgerte durch alle Museen. Arme Maud! Museen und Zoos! Sie hat viel mehr nolens als volens die meisten der Welt gesehen, hört mit freundlichem und interessiertem Lächeln meinen Vorträgen zu und denkt dabei nur an Kuchen! Die sind aber auch wirklich herrlich in Wien, und so ist das Essen überhaupt. Und die Oper war herrlich, die Preise horrende, und nach einer Woche fuhren wir fetter und ärmer donauabwärts nach Budapest.
Und es gibt wirklich eine Donaudampfschiffahrtsgesellschaft! Da häng ich noch "Kapitän" an und zeig es englischsprechenden Freunden.

Wir kamen in Budapest zwei Tage vor dem "Freiheitstag" an, dem Tag der Befreiung im 2. Weltkrieg durch die gloriose Sowjetarmee. Mein Reiseführer sprach von Märschen, ich dachte an viele rote Fahnen, und das photographiert sich doch so gut, aber niemand wußte was von der Parade. Zum Schluß erklärte uns der Portier im Hilton: „Das war einmal! Jetzt ist's vorbei mit den Paraden und roten Fahnen. Wir nennen den Tag jetzt den ‘Tag der Besetzung’!" Wir mieteten eine billige Wohnung und fühlten uns schnell in Budapest zu Hause. Offiziell noch kommunistisch, aber jeder tut so ziemlich, was er will. Die große Angst ist vorbei. Die Menschen sind optimistisch. Ungarn ist relativ klein und relativ reich, der Verfall nicht so grausig wie in der Sowjetunion. Und mehr Museen. Und dann eine schöne Tagesfahrt aufs Land in ein kleines Städtchen, ein Operettenstädtchen, mit einem Schloß auf dem Berg und weißgetünchten Häusern, bemalten Fensterrahmen, roten Dächern, fetten Schweinen, fetten Bäuerinnen und, man hofft, zufriedenen Bauern.

Mit dem Zug nach Moskau, wo uns gesagt wurde, daß die Erlaubnis, die Seehunde im Kaspischen Meer zu photographieren, die ich nach zwei Jahren klönen endlich erhalten hatte, entzogen worden war, „denn dort gibt's Krach“! Meine Bitte, dann doch wenigstens in der Kara-Kum Wüste zu photographieren, wurde auch abgeschlagen. Aber ein junger Mann kam uns nach und sagte: „Ich habe einen Freund in Bukhara. Er ist Vize-Bürgermeister. Hier ist seine Telephonnummer. Ich werde ihn anrufen. Vielleicht kann er euch helfen. Heute ist schon vieles möglich."

Per Zug von Moskau nach Taschkent. Drei Tage. Erst gräulich-weißer Schnee und Birken, Birken, Birken und viele Krähen und viele Elstern. Ein "neuer Mensch" im nächsten Coupé schlug vor, wir sollten zusammen ein Mercedesgeschäft in Zentralasien aufziehen. „Die kosten einen Haufen Geld", sagte ich. „Macht nichts. In Usbekistan gibt's mehr Millionäre als in New York", prahlte er. Das geht so: eine Kolchose erhält eine Baumwollquote. Was darüber produziert wird kann zu internationalen Preisen verkauft werden. Erstens wird die Quote nie erfüllt, denn das wäre zu viel Arbeit. Aber auf dem Papier wird sehr viel Wolle abgeliefert. Toll viel Wolle. Aber nur auf Papier. Die wahre Wolle wird schwarz verkauft an schwarze Fabriken, die daraus schwarze Jeans machen, die für tolles Geld in Moskau und Leningrad verkauft werden, und für das Geld werden schwarze Diamanten und Gold gekauft, und damit werden alle Beteiligten bestochen und bezahlt, und die geschicktesten wollen jetzt furchtbar gerne einen Mercedes haben und würden für sie mit Diamanten bezahlen, und das wäre doch bestimmt ein tolles Geschäft. Vielleicht. Aber ich möchte auch im neuen Rußland nicht im Kittchen sitzen, und so wurde nichts aus dem Geschäft.

Kasachstan. Die Hungersteppe. Größer als Deutschland, Spanien und Frankreich zusammen. Groß und flach und braun und schon im Frühjahr trocken. Kamele stehen da und gucken hochnäsig den Zug an. Der Zug fährt sehr langsam. Das Bahngleis ist vor 100 Jahren gelegt worden, gleich nach der Eroberung Zentralasiens. Seit 70 Jahren ist nicht viel daran getan worden.

Wir sahen Tosca in Taschkent. Tosca war die dickste Diva, die ich je gesehen habe, und die lauteste. Wenn sie das hohe C erreichte, rieselte der Kalk. Ich habe noch nie während einer tragischen Oper so gelacht.

In Bukhara, spät am Abend, traf uns ein junger Mann, ein mohammedanischer Seminarist, und lud uns den nächsten Tag zum Abendessen ein. Spät, denn es war Ramadan, der Fastenmonat. Den nächsten Abend leitete er uns im Dunklen durch den Irrgarten von Gäßchen und Mauern, klopfte an eine Tür, wir waren in einem Hof und dann in einem Hause mit vielen jungen Männern. Priester der Zukunft. Mullahs, die nach Süden schauen, deren Ideal Iran ist, die den Süden wieder abtrennen wollen und dort eine religiöse Mohammedanerrepublik einführen wollen. Khomeini ist ihr Vorbild. Ihr Traum.

Das wurde eine interessante Nacht: mit religiösen Fanatikern im kommunistischen Reich, die schon laut von der nächsten Revolution träumten. Und essen, essen, essen. Hammel und Süßigkeiten mit der unendlichen Gastfreiheit Asiens. Wir haben ihnen, wie versprochen, Korane geschickt. Ob sie diese erhalten haben, wissen wir nicht.

Der Vize-Bürgermeister von Bukhara war ein kleiner, dicker, öliger Usbeke, der ganz still dabei saß, als uns die Bürokraten erklärten, es käme überhaupt nicht in Frage, daß wir in die wissenschaftliche Wüstenstation der Kara-Kum fahren könnten. Erstens keine Erlaubnis von Moskau, zweitens zu nah an der iranischen Grenze, drittens katastrophale Klos (damit hatte er recht) und überhaupt „das geht nicht!" Als alles vorbei war, kam der Vize-Bürgermeister noch ein bißchen mit uns mit, lächelte und sagte: „Das ist mein Jeep. Ihr könnt ihn haben. Mein Fahrer wird euch helfen. Holt all euer Zeugs aus dem Hotel. Er wird euch hinfahren. Er kommt dann sofort zurück. Und dann sieht man, was passiert."

Natasha, die Leiterin der Wüstenstation Djeiran (Gazelle) war eine wüste Dame. Groß und braun, mit einem braunen Hut, der vor vielen Jahren weiß gewesen war, zutiefst verliebt in zwei herrliche Jagdgeparden und ein bißchen in einen netten jungen Mann. Sie züchten dort die seltensten Tiere Zentralasiens. Kulane (Wildesel), Kragentrappen, Steppengazellen in einem 20.000 ha großen Wüstengebiet.

Sie und die anderen der Station waren reizend zu uns. Da waren Wissenschaftler aus der ganzen Sowjetunion, aus China und aus der Mongolei, alles Wüsten- und Wüstentierspezialisten, für mich natürlich ein Paradies, und selbst Maudy war ganz froh, denn sie liebt Menschen, allerdings muß ihr Paradies ein gutes Klo haben und nicht so eine Stinkbude in der Wüste. Und kaum Wasser. Nu ja, was kann man in der Wüste erwarten. Dafür gab's Wodka, selbstgebrauten, denn seit "Mishas Wahnsinn" mangelt es an offiziellem Wodka. Spät abends, während wir gerade animiert über die Eidechsen der Wüste plauderten, ging das Telefon, und der Intourist Chef von Bukhara rief sehr aufgeregt: „Sind zwei Kandier bei euch?"
„Ja“, sagte Natasha.
„Das geht nicht. Die müssen sofort zurück! "
„Wie?" fragte Natasha kühl.
„Per Auto natürlich. Sofort!"

„Wir haben kein Auto. Das Auto ist kaputt. Außerdem nachts in der Wüste ist's sehr gefährlich. Wenn Du sie partout haben willst, komm und hol sie ab."
„Nu ja, gut. Dann laß sie bis morgen bleiben. Aber dann müssen sie zurück!“

Natasha lachte. Die Typen zu ärgern machte ihr Spaß. Den nächsten Tag waren wir nicht zu finden. „Die sind in der Wüste. Er ist doch Photograph. Ich weiß nicht wo. Komm sie suchen". Und so ging's - wir blieben zehn herrliche Tage dort, und der Bürokrat wurde geneckt. Einen Tag sagte Natasha ihm im Trauerton: „Etwas Schreckliches ist passiert. Die Geparden haben sie gefressen. Bißchen ist noch nach. Soll ich es Dir schicken?"
„Vor drei, vier Jahren wäre ich für so etwas ins Gefängnis gekommen. Für viele Jahre", sagte Natasha. „Aber jetzt", sie zuckte nachlässig mit den Schultern, „jetzt kann er mich ..."

Frei sein. Welch ein Traum. Wir sprachen von Tieren und von Reisen. Sie alle träumen vom Reisen. Und sie träumen von Amerika, das herrliche Land, wo alles gut ist. Und wenn ich einwende, daß Amerika wohl ein herrliches Land ist mit vielen guten Menschen, es aber auch ein hartes Land ist mit viel Armut, viel Gewalttätigkeit und schrecklichen Elendsvierteln, dann wurden sie ganz böse und sagen: „Das ist doch gar nicht wahr. Das ist doch nur kommunistische Propaganda!“

Ich habe die Wüste sehr genossen. Sie ist ja wie die Arktis (nur erheblich wärmer), ein Land, wo nur die hochspezialisierten Wesen überleben können. Kleine Echsen, die plötzlich im Sand verschwinden. Nachts gingen wir mit Scheinwerfern in die Wüste Tiere sammeln. Die Augen funkeln: rubin-rot, das sind die Augen von hand-großen Spinnen, grünlich, die Augen von Wüstenhasen, gelblich sind Geckos - oder Kobras. Maud kam nicht mit!!

Samarkand. Die Märchenstadt von Tamerlan (*Asiatischer Eroberer, 1336-1405; K.L.*) . Der Markt ist noch richtig Zentralasien: "Wer kennt die Stämme, nennt die Namen ... " Usbeken, Kalmücken, Afghanen, Tataren, die meisten noch in ihren traditionellen Trachten, und da wird gehandelt und gemacht. Tamerlan würde sich da noch zu Hause fühlen ... die Russen dagegen sind da (ungeliebte) Ausländer.

In Moskau zum ersten Mai. Der erste und einzige Tag, wo es in der Nähe der Hotels auf der Straße viel zu essen gab. Glasnost ist Wirklichkeit. Perestroika ist mehr Traum. Seit 70 Jahren haben sie das Land vernichtet, alle die vernichtet, die tüchtig waren, erfolgreich hätten sein können. Die Faulen und die Vorsichtigen haben es überlebt und die Schlauen, die Korrupten. Jetzt ist alles kaputt, alle schimpfen, niemand will arbeiten, alle wollen besser leben. Nur der Schwarzmarkt floriert. Der Dollar ist König.

Nie, hatten wir uns versprochen, aber nie werden wir Dollars illegal wechseln. 65 Rubel gab uns Intourist für $ 100. „Ich gebe euch 1.000 Rubel", sagte uns unser Zimmermädchen. So waren wir plötzlich rubelreich — aber was macht man mit tausend Rubel? Es gibt ja im ganzen riesen armen Land nichts zu kaufen. Selbst gute Plätze im Bolschoitheater sind nur noch für Dollars zu haben. Und Taxifahrer und Freudenmädchen tun es auch nur für Dollars. Das erste weiß ich aus persönlicher Erfahrung, daß zweite habe ich mir sagen lassen!

Per Zug nach Leningrad. So eine herrliche Stadt. Aber selbst hier bröckelt es. Alte Frauen reparieren die gewaltigen Säulen des Winterpalastes mit schlechtem Zement. Die Kirchen sind voll. Zum ersten Mal sind die meisten Menschen in der Kirche jung. Wir sprechen mit einem jungen Mädchen: „Nichts ist wahr. Alles war gelogen. Alles. Ich glaube nicht mehr an die in Moskau. Ich glaube an Gott. Gott wird Rußland helfen."

Wir hoffen es. Selten hat ein Land und ein Volk Hilfe so nötig gehabt und so verdient nach Jahrzehnten des Leidens. Es war unsere dritte Fahrt nach Rußland, die längste (zwei Monate), bei weitem die interessanteste, denn jetzt sprechen die Menschen offenmutig, ohne Furcht, aber leider mit viel Zynismus, mit viel Bitterkeit und die meisten ohne viel Hoffnung auf ein besseres Leben.

Noch eine Woche in Holland bei allen Verwandten und Bekannten und dann nach Hause. René und Aurel holten uns ab. Es war gut, wieder zu Hause zu sein. Stapelweise Arbeit, natürlich, und einen dummen Rückfall, weil eine neue Krankenschwester mich versehentlich vergiftet hat. Und dann noch eine Sommerfahrt in den höchsten Norden, ins Ellesmereland, als Reiseleiter für eine enorm teure Touristenreise. "Die letzte Wildnis!" Mich benutzen sie als Köder. Mir ist's recht, es ist eine recht bequeme Manier, um eine sonst unbesuchbare Gegend kennenzulernen.

Kurz danach suchte ich ein Buch, konnte es nicht finden, ärgerte mich, denn ich bin manisch ordentlich, packte Maudy ins Auto und am nächsten Tag kauften wir uns ein größeres Haus, nicht so schön, aber mit mehr Platz. Ein altes Haus (für Kanada - 50 Jahre), 13 Zimmer, noch mit Eichenparkett, in einem ur-englischen Teil der Stadt, beinahe eine aparte kleine Stadt mit großen alten Häusern und 5700 Einwohnern. Still und friedlich. Eben haben wir nur das halbe Haus. Der Rest ist vermietet, aber Ende Juni ziehen sie aus, und dann haben wir herrlich viel Platz — der sich schnell füllen wird, denn Maud und ich sind Sammeltiere, Maud Gläser, hübsche Gläser, und ich Bücher. Beim Umziehen haben wir die Bücher verflucht: 100 schwere Kisten mit Büchern schleifen macht nicht mehr Spaß.

Ich bin dann auch prompt zu den Eisbären gefahren, meine Novemberfahrt. Maud hat unser altes Haus verkauft und ist hier eingezogen. Das meiste war schon da. Die Jungs und ihre Freunde haben den Rest hierhergebracht. Meine Schwiegermutter ist bei uns. Aurel ist zu uns gezogen, während seine Wohnung renoviert wird, so ist's eben recht voll.

Es wird ein recht stiller häuslicher Winter werden. Ich habe viel zu schreiben und zu tun.

Aus Montreal am 4. Dezember 1990 an Annemarie Lackschewitz:

Ja, es war schon ein schönes Jahr für uns mit vielen lieben Gästen, vielen Fahrten, viel Erlebtem, aber auch mit Sorgen.

Im Januar war ich für drei Wochen in Israel. Auf Einladung zusammen mit einer Gruppe amerikanischer Schriftsteller. Ein faszinierendes Land, mit mehr Genie per Quadratmeter als in keinem Land der Erde, und doch traurig. Immer auf dem Pulverfaß zu wohnen, mit lauter Nachbarn, die gerne die Lunte anstecken würden, ist bedrückend. Man merkt von all dem erstaunlich wenig. Das Land ist reich und westlich; die Errungenschaften großartig, sogar das Tote Meer macht sich bezahlt, da rollt die Menschheit (zumeist Deutsche!) im schwarzen Schlamm und wird, so sagt man, davon schöner und gesünder.

Im Februar fuhren Maudy und ich nach Florida, um Seekühe zu photographieren. Die haben mich schon als Kind fasziniert, die Sirenen (wer die für Sirenen gehalten hat, war wirklich viel zu lang unterwegs gewesen!). Sie sind groß, freundlich und dumm — und daher am aussterben. Wenn es in Florida kühl ist, schwimmen die Seekühe zu ihnen bekannten Quellen (*Crystal Springs*), deren Wasser warm und kristallklar ist. Aber es war warm, die Seekühe fraßen Seegras in seichtem, braunem Wasser, und aus meinen Bildern wurde nichts. Aber es war doch schön, mit diesen eigentümlichen Wesen mitzuschwimmen.

Und wie jeden März zu "meinen" Robben auf dem Eis. Noch mehr Bilder! Und jedes Mal ist es wieder schön auf dem Eis. Die Robben ziehen viele an. Eine Dame kommt seit Jahren, fliegt aufs Eis hinaus und sitzt ganz still und beobachtet die Robbenmütter und ihre Jungen. Tag um Tag. Von Beruf ist sie die Leiterin des schlimmsten Frauengefängnisses der USA Beinahe alle ihre "Gäste" (mehrere Hundert) haben einen oder viele Menschen ermordet.

Vor 15 Jahren wohnte ich drei Monate auf der kleinen Diomedeninsel in der Beringstrasse zwischen Alaska und Sibirien. Damals tranken die Eskimos dort schwer und wurden dann böse und gefährlich. Mich haben sie ein paarmal stark bedroht. Später aber, als sie auf Walroßjagd gingen, nahmen sie mich mit und fuhren mit einem tollen Mut in Sturm und Eis mit ihrem mit Walroßhaut überspannten Boot, dem Umiak, herum. Im April fuhr ich wieder hin. Jetzt mit einem Hubschrauber. Der erste, den ich sah, war Tom, mein Gastherr vor 15 Jahren. „Hallo", sagte er, als wäre ich nur einen Tag weg gewesen. „Mary (seine Frau) und ich fahren gerade weg. Du kannst unser Haus haben!" Sein Sohn, damals 11, jetzt 26, verheiratet und Vater von zwei Kindern, war jetzt "Kapitän" des Umiaks, und von der alten Garde war nur noch einer nach. Mich nahmen sie aber wieder mit hinaus in den Nebel und das Treibeis. Wir lebten wieder zumeist von Wallroßfleisch, schliefen kühl und unbequem auf den Spanten des großen Lederbootes und erschossen viele Walrosse, denn diese Eskimos sind berühmt und berüchtigt als die besten, brutalsten und erfolgreichsten Jäger des Nordens.

Von dort flog ich noch weiter nach Norden, als "Naturberater" für eine recht wilde Schlauchbootfahrt vom Hochgebirge des Brooks Range den Kongakutfluß hinab zum Eismeer. Die ganze (sehr teure) Fahrt war als "Natur-Abenteuer-Photofahrt" angepriesen. Nu ja, der Gletscherstrom war reißend, eiskalter Gischt schlug über das Boot, man sauste so an

Bären und Wildschafen vorbei, aber mit photographieren war nichts. Dafür war es viel zu schnell und naß! Mir hat es viel Spaß gemacht.
Die zahlenden Kunden waren weniger fröhlich.

Den Rest des Sommers bis zum August, war ich wieder in der kanadischen Hocharktis, und im August kamen Maudy und ich wieder nach Hause. Wir hatten uns ja vorigen November ein neues (nach kanadischen Begriffen sehr altes - 50 Jahre) Haus gekauft. Die Dame, die den Oberstock bewohnte, war mittlerweile ausgezogen, aber wir beide waren ja die ganze Zeit weg gewesen, Maudy in Holland und ich in der Arktis.

Und dann fing die Arbeit an: drei Monate malen, Regale bauen, die ganze Zeit Handwerker im Haus, überall Staub und Dreck — und man hat das bedrückende Gefühl, daß man überhaupt nicht vorwärts kommt. Ende Oktober waren das Haus und wir so ziemlich fertig! Aber wir sind froh damit. Wir haben endlich viel Platz — und ich kann nun noch mehr Bilder aufnehmen und noch mehr Bücher kaufen.

Gleich danach fuhr ich wie jedes Jahr für drei Wochen zu den Eisbären an der Hudson Bay Küste. Während es in Montreal (und überhaupt im Süden von Kanada) ein sehr milder Spätherbst war, schneite und stürmte es im Norden sehr viel. Die Bären ließen sich vom Schnee wie mit einem weißen Plumeau bedecken und schliefen: nicht gerade sehr spannend für einen Photographen. Aber nicht nur die Bären treffen sich im November am Kap Churchill, wir sind so eine kleine Gruppe von Bärenliebhabern, die da zusammenkommen. Für mich war es das 15. Jahr. Andere kommen schon beinah so lange, man kennt sich, man erzählt, wo man gewesen ist, man schwatzt und pichelt, und plötzlich kratzt etwas am Fenster, und ein Eisbär drückt seine große schwarze Nase an die Scheibe und schaut uns neugierig zu.

Mittlerweile haben sich die Photos eines ganzen Jahres aufgestapelt - 20.000 oder so! - und so werden wir diesen Winter wohl häuslich sein, denn die einzukatalogisieren nimmt viel Zeit. Erst aber fahren wir in ein paar Tagen nach New York für eine Woche. Wir wohnen bei Freunden im Zentrum der Stadt. Ich gehe in die große Bibliothek und arbeite dort, Maudy geht zu Museen oder Ausstellungen, und am Abend gehen wir aus.

Eine schöne Stadt ist New York nicht, aber interessant, wir sind immer

gerne da.

Zu Weihnachten sind wir zu Hause: die Jungen und ihre Freunde kommen. Wir sind dann so zehn oder zwölf Personen.
Aurel arbeitet weiter als Psychologe, findet es aber doch recht deprimierend und will noch immer auf Medizin umsatteln. René beendet den ersten Teil seines Universitätsstudiums und will dann ein Jahr "frei" nehmen, erst arbeiten und verdienen und dann reisen. Japan zieht ihn an. Er hat dort Freunde und würde gerne dort einige Zeit wohnen. Man wird sehen!

Das Jahr geht seinem Ende zu, man schaut zurück und staunt, wie in dieser kurzen Zeit unsere Welt sich verändert hat. Das scheinbar mächtige russische Imperium bricht und bröckelt, kann sich kaum ernähren und bittet Deutschland um Brot! Die Ironie der Geschichte! Mittel- und Westdeutschland sind eins. Wer hätte das vor zwei Jahren erwartet. Der Mittlere Osten brodelt und flackert.

Aus dem Nachrichtenblatt der Balten in Kanada, November 1991:

Als DER Kenner der Arktis hat sich Friedel v. Bruemmer weit über Kanada hinaus einen Namen gemacht. Zahlreiche ausgedehnte Reisen, Zusammenleben mit den Ur-Einwohnern, Beobachten und Photographieren der Natur und Tierwelt resultierten in einer Sammlung von etwa 300.000 Aufnahmen und einer Reihe faszinierender, hervorragend illustrierter Bücher. Seine enormen Leistungen grenzen an das Unglaubliche, denn er mußte sich einer Herztransplantation unterziehen. Kein Wunder, daß er mit dem "Order of Canada" geehrt wurde! Wir freuen uns, daß er unserer Bitte mit folgendem Beitrag entsprochen hat:

Im Sommer 1991 waren meine Frau und ich nach viel zu langer Zeit wieder im schönen Britisch Kolumbien, erstens um in der Johnstone Strait Schwertwale zu beobachten und zu fotografieren und dann, um in Vancouver liebe Freunde und Verwandte zu besuchen.

Unter anderen auch Heini und Freda von Hahn, wo es so gemütlich war, daß wir für einen schönen Lunch kamen und dann bis zum Abend blieben. Man plauderte (natürlich!) über "die alten Zeiten", übers Baltikum von dazumal, über die erstaunlichen Entwicklungen dieses Jahres, über Heinis und Fredas interessante Reise vor nicht langer Zeit in die Baltischen Staaten, über meine vielen Reisen in den Norden. „Du solltest wirklich was für die "Blauen Briefe" schreiben", sagte Heini. „Nu

ja, aber was?" fragte ich. „Ach, schreib was Du willst", meinte Heini. „Schreib über Schwertwale. Aber bitte zweisprachig!". Darüber habe ich dann nachgedacht, aber trotz allen Grübelns gelang es mir nicht, irgendwie Schwertwale und Balten auf einen Nenner zu bringen.

BALTEN IN DER ARKTIS

Also der Norden, mein Fach und Lieblingsgebiet. Wenn man im Norden reist oder über den Norden liest, besonders über Sibirien und Alaska, dann stolpert man dauernd über Balten. Für so ein kleines Völkchen, das wir waren, reisten unsere Vorfahren erstaunlich viel herum. Der Norden (und Osten) zog sie besonders an. Ich lese eben "The Island" von Anton Chekhov (hier hapert es schon mit der Zweisprachigkeit: wie schreibt man Chekhov auf Deutsch?) einen Bericht von seiner Reise nach Sachalin, der großen Insel (einst halb japanisch und halb russisch, und jetzt ganz russisch) östlich vom sibirischen Festland. Dort traf er 1890 den Generalgouverneur des Amurgebietes, Baron Korff (einer von mehreren Gouverneuren Sibiriens, die Balten waren). Chekhov war tief beeindruckt vom Tierreichtum der Insel und des umringenden Meeres. Als Krusenstern hier war, schreibt er, kamen die Heringe gerade zum Laichen ins Seichtwasser und in ihrem Gefolge Seelöwen und Wale in solchen Mengen, daß Kursensterns Schiffe nur mit größter Schwierigkeit Land erreichen konnten.

Krusenstern. Das ist Adam Johann von Krusenstern, Forscher, Weltumsegler (1803 -1806), später Admiral und Direktor der (russisch) kaiserlichen Marineakademie in St. Petersburg (wie schön, daß es jetzt wieder St. Petersburg ist!). Auch ein Balte. Ich 'kenne' ihn von meinen Reisen: ich war am Kap Krusenstern in der kanadischen Arktis, und ich wohnte fünf Monate lang auf der Krusenstern Insel in der Beringstraße, zwischen Alaska und Sibirien.
Auf Englisch heißt sie Little Diomede Island, auf Russisch Ostrov Krusenstern. Dort wohnen die traditionsgebundensten Inuit: sie sind die kühnsten Walroßjäger des Nordens.
Mit ihren "Umiaks", aus Walroßleder gemachten Booten, fahren sie in das Treibeis, und zuweilen wurden wir von Strom und Sturm und Schollen hinübergetrieben an die sibirische Küste, wo eine Bucht "Bukhta Glasenapp" heißt. Schon wieder ein Balte!

Die Kleine Diomeden Insel verdankt ihren russischen Namen Otto von Kotzebue (Balte, natürlich!), der im Dienst des Zaren gleich dreimal die Welt umsegelte; erst mit Krusenstern und dann als Leiter anderer

Expeditionen. Unter anderem entdeckte er 400 bis dahin unbekannte Inseln im Pazifik, und die Stadt Kotzebue in Alaska ist nach ihm benannt.

Im Sommer 1991 war ich auf der Devon Insel in Kanadas Arktis und traf dort den berühmten russischen Tundraforscher Dr. Yuri Chemov. „Wo haben Sie Russisch gelernt?" fragte er. „Ich bin aus Riga." „Lette?" „Nein, Balten-Deutscher". „Ah", sagte er erfreut, „Middendorff!" Die Taimyr Halbinsel Sibiriens ist Chemovs Spezialgebiet, und die wurde im 19. Jahrhundert von dem berühmten baltischen Sibirienforscher Alexander Th. von Middendorff bereist und zum ersten Mal genau beschrieben. Auch war Middendorff der erste, der wissenschaftliche Arbeiten über den Permafrost geschrieben hat, und nach ihm ist der größte Bär der Welt benannt, der Kodiakbär, "Ursus middendorffi!" (jetzt Ursus arctos middendorfii), den ich so oft in Alaska fotografiert habe.

Mit ihm fühle ich mich besonders verbunden, denn meine nächsten Freunde, die Familie Lackschewitz (jetzt, nach baltischem Schicksal, wohnen die fünf Geschwister, Odert, Wolf, Guda, Klas und Waldtraut in Deutschland, Spanien, Schweden und Finnland) sind Urgroßkinder von Middendorff.

Vor einigen Jahren waren meine Frau und ich in Sibirien, unter anderem am herrlichen Baikalsee und in Irkutsk, einst Hauptstadt Sibiriens. (Unter den Dekabristen, die in die Gegend verbannt wurden, war ein Baron Rosen. Aber das ist eine andere Geschichte).

Irkutsk ist hübsch. Viele der alten, mit schönem Schnitzwerk verzierten sibirischen Häuser bestehen noch. Dort ist auch das Museum Sibiriens. Wir waren im Spätherbst da, und das Museum war geschlossen. Eingemeißelt in seine Mauern stehen die Namen derer, die Sibirien und die russische Arktis erforscht und erschlossen haben. Berühmte Namen, russische Namen, aber doch mehr als die Hälfte Balten: Baer, Wrangel, Toll, Middendorff, Kotzebue, Krusenstern ... Es ist eine lange imposante Liste. Das "geliebte Sibirien" zog die Balten doch sehr.

Fred v. Bruemmer

Aus Montreal am 12. Dezember 1991 an Annemarie Lackschewitz:

1992 bin ich (beinah) häuslich. Ich habe leichthin dies versprochen und das versprochen, und jetzt muß ich sitzen und schreiben. Schrecklich!!

Für uns war dies ein schönes Jahr, aber auch ein Jahr von Trauer und Schmerz, denn im März starb Maudys Mutter. Für Maudy war es dann eine schwere Zeit, die Wohnung aufzulösen, alles wegzugeben, was sie seit Kindheit an gekannt hatte.

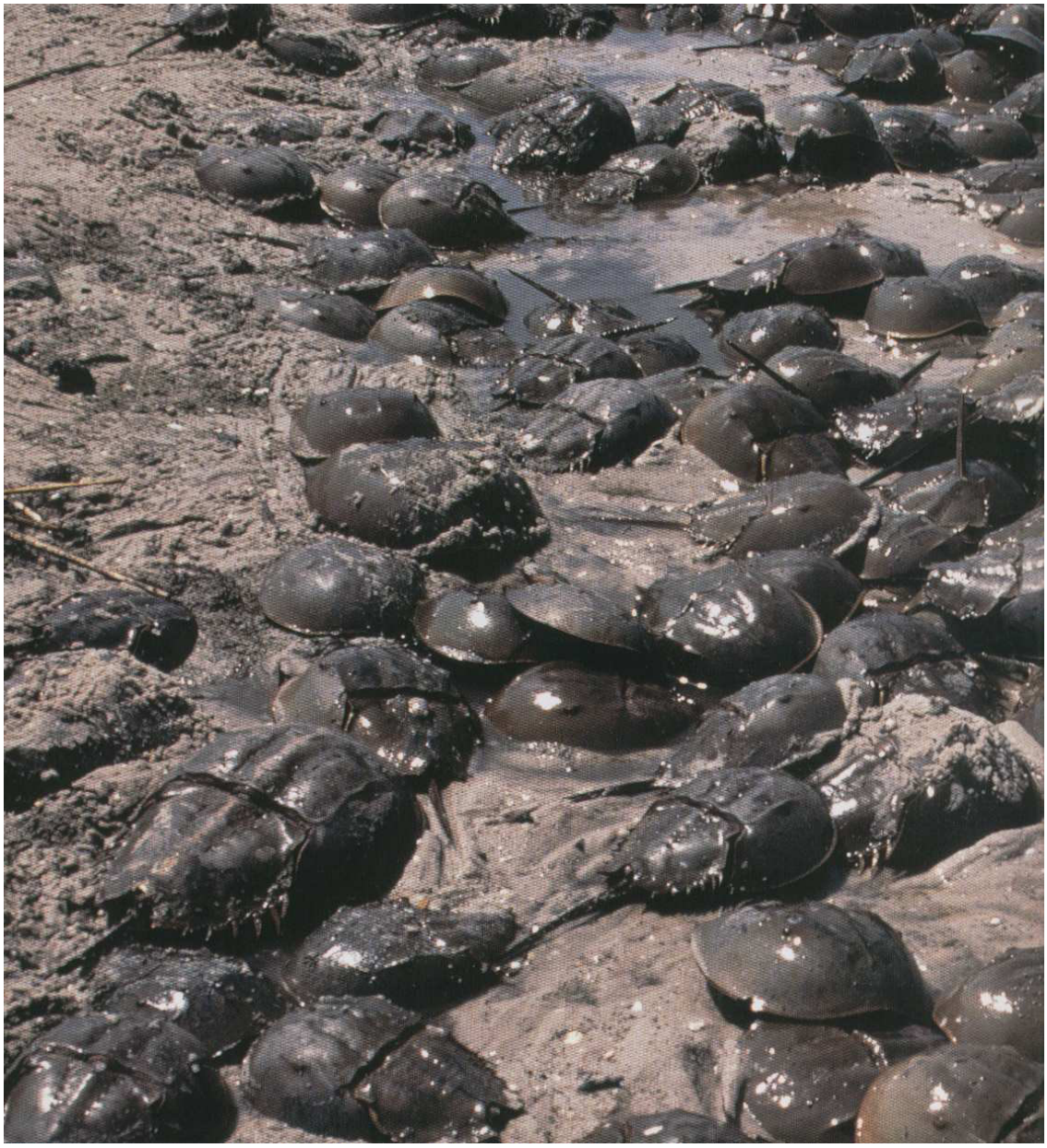
Ich fuhr gleich anschließend nach Alaska zur Nunivak Insel, wo in den dreißiger Jahren Moschusochsen aus Grönland freigelassen wurden, die sich dort schön vermehrt und eingebürgert haben. Große Herden, oft 30 - 40 Tiere, und im April-Mai noch im schönen, wallenden Winterkleid. Es war kalt, aber nicht zu kalt, das Wetter war herrlich, die Eskimos brachten uns (eine kleine Gruppe von Fotografen) mit Motorschlitten zu den Tieren, mächtige, urige Gestalten im glitzernden Schnee, hoch über dem Meer. Eine kurze Fahrt, sehr anstrengend, denn wir standen um 6 Uhr auf und kamen oft erst gegen Mitternacht zurück, todmüde aber doch irgendwie zufrieden — und man schläft herrlich!



Unser altes, großes, treues Auto ging dem Ende zu, und während ich in Alaska war, hatten Maudy und Aurel sich einen 'Traumwagen' ausgesucht: einen Mazda-Van, Platz für 7, (ich durfte die Farbe wählen). Nu ja, den haben wir dann auch gleich gut ausprobiert. Maudy und ich fuhren für einen Monat in die Staaten, erst um Freunde in New England

zu besuchen und dann südlich zur Delaware Bai, nicht allzuweit von Washington.

Dort kommen zur Vollmondzeit im Mai ganze Armeen von Schwertschwänzen an Land. Wohl die ältesten Tiere unserer Welt. Sie waren schon alt, als die ersten Saurier sich entwickelten. Seit mehr als 300 Millionen Jahren bestehen sie unverändert, Tiere der Urzeit. Sie sind entfernt mit Spinnen und Skorpionen verwandt. Ihre näheren Verwandten, Trilobiten und andere, kennt man nur als Schieferabdruck!



Eine gepanzerte Armada von Schwertschwänzen – eine der ältesten Kreaturen der Welt – kriecht in der Delaware Bai an Land, um den uralten Ritus der Massenfortpflanzung zu wiederholen. Seit 300 Millionen Jahren hat sich daran nichts geändert.

Wir wohnten sehr bequem in einem "Wohn-Motel" mit Küche, Schlafzimmer, Bad und fuhren jeden Tag zu den sehr abgelegenen Stränden, wo diese recht großen, gepanzerten Tiere zu Millionen an Land kriechen, sich paaren, ihre Eier im Sande vergraben (80.000 Eier von jedem Weibchen) und dann mühselig wieder in die See zurückkriechen. Zur gleichen Zeit kommen 1,5 Millionen Zugvögel aus Patagonien (*Süd-Argentinien; K.L.*) an, um diese Eier zu essen, sich zu mästen und dann sehr fett in die Arktis zu fliegen und dort zu brüten. Das hat die Natur wieder einmal bestens geplant.

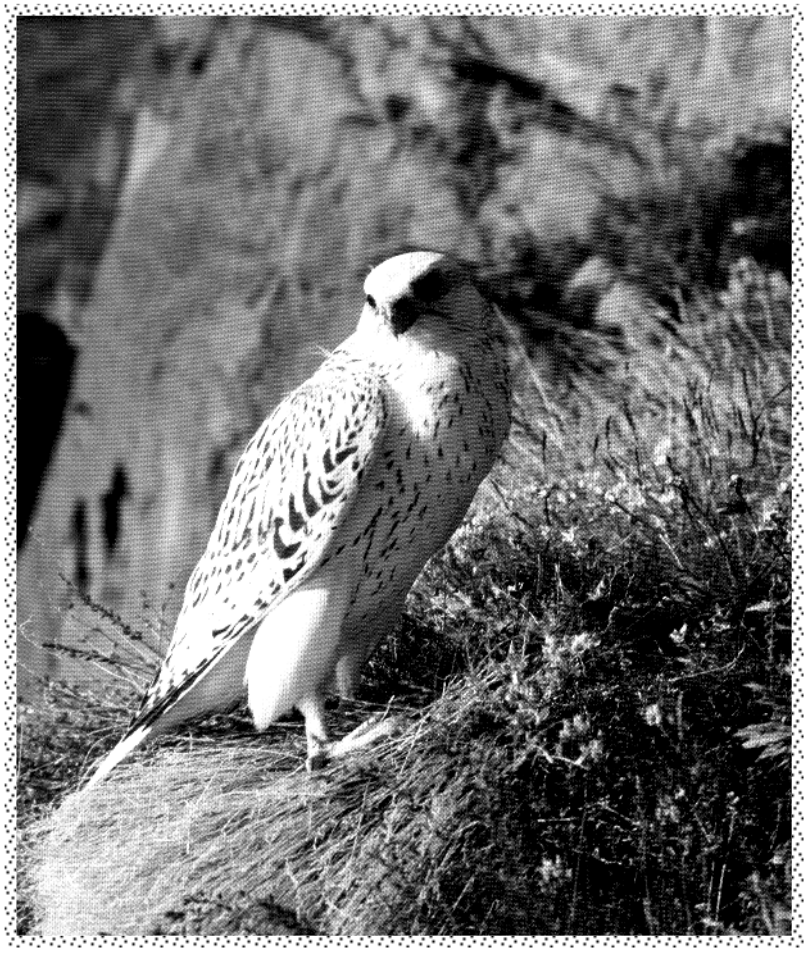
Ich war glücklich, beobachte und fotografierte, und Maudy brutzelte zufrieden in der Sonne und las viele Bücher, zumeist Biographien. Wir haben uns die Welt eigentlich ganz gut aufgeteilt. Maudy ist ein Menschen-Mensch, sie kennt alle ihre Verwandten und alle meine Verwandten, weiß genau, wer mit wem verheiratet ist und wer nicht mehr mit wem verheiratet ist und paßt sehr auf, daß ich mich da nicht zu sehr blamiere, denn gewöhnlich habe ich keine Ahnung. Und ich dagegen bin ein Tier-Mensch. Gib mir einen Wombat *(plump gebaute, bis zu 1 m große Höhlenbewohner in Wäldern Australiens und Tasmaniens; K.L.*) oder einen Wurm, und ich bin schon zufrieden mit dem Leben. Maudy kann aber, trotz 30 Jahre pedantischer Vorträge meinerseits, denen sie geduldig zuhört (und dabei ans kommende Abendbrot denkt), noch immer nicht einen Spatz von einer Ente unterscheiden.

Im Juni war ich kurz in Korea auf Einladung und auf Kosten der koreanischen Regierung, zusammen mit einigen amerikanischen Journalisten. Ein Land der überspitzten Tüchtigkeit („wie Japan vor 30 Jahren!" sagte mir ein japanischer Bekannter). Eine normale 57-Stundenwoche, drei Tage Ferien im Jahr, eine Woche nach 10 Jahren im selben Betrieb. Tüchtig, arbeitsam, streberisch, recht rücksichtslos — Erfolg lockt und begeistert.

Die Landschaft ist bergig und schön. Am frühen Morgen mit Nebelschweifen entlang den Bergen und schönen, tief-grünen Ulmenwäldern, traumhaft hübsch.

Im Sommer (Juli-August) war ich wieder in der Hocharktis, wieder als wissenschaftlicher Leiter von kleinen Gruppen von Touristen, die viel Geld haben, denn diese Reisen sind horrende teuer.

Es ist immer interessant: Walrosse auf den Eisschollen, und man pirscht sich im goldenen Licht der Nacht vorsichtig mit dem Schlauchboot an sie heran, oder Moschusochsen in den Tälern, oder auf einer Insel zwei junge, weiße Jagdfalken, die schönsten Vögel des Nordens.



Der weiße Jagdfalke, eines der größten Schätze des Nordens.
Bereits die Wikinger fingen sie, um sie an europäische oder arabische Prinzen zu verkaufen.

Dann, zur Abwechslung von all der Kälte, mit einem Freunde in die Sümpfe von Louisiana in den Südstaaten, nicht weit vom Golf von Mexiko, um dort Kolonien von Seidenreihern zu beobachten. Heiß und schwül, man sitzt im Tarnzelt und schwitzt und schaut den Reihern zu, die mit silber-weiß gespreiztem Gefieder ihre Jungen vor der glühenden Sonne schützen.

Eine für mich ganz neue Welt, die gärenden Gerüche des Sumpfes, die Alligatoren (die beinah nie Fotografen fressen), die herrlichen Vögel. Ich

habe die Zeit unendlich genossen. Und man ißt gut in Louisiana: Krebse auf zig Manieren!

Vier Tage zu Hause und dann mit Maudy für einen Monat nach Britisch Kolumbien. Ich traf voriges Jahr auf einer meiner Reisen einen amerikanischen Industriellen, reich, im Ruhestand, mit einer schönen Yacht, einer schönen Frau (der dritten) und Fotografie als Hobby. Im September fotografiert er Schwertwale in der Meeresstraße zwischen Vancouver Island und dem Festland.

"Komm mit", lud er mich ein, „und bring Deine Frau mit!" Es war eine herrliche Woche: die Yacht elegant und schön, die Frau reizend, und sie und Maudy haben sich schnell befreundet, unser Yachtherr interessant, großzügig und nett, und Herden von Walen, an die man mit dem Schiff oder mit dem Schlauchboot recht nah herankommen kann – wirklich sehr imposant.

Danach waren wir in Vancouver. Wir wohnten bei Gert und Ingrid Hehn, bei denen es immer ganz besonders schön ist, und besuchten viele Freunde und Verwandte. Vancouver ist ja voll mit Balten; es war schön, viele liebe Menschen wieder zu treffen, Freda und Heini Hahn, Kursells, und viele andere. Die Zeit war zu kurz.

René hatte nach Beendigung des ersten Teiles seines Studiums in B.C. gearbeitet. Wir haben uns ein Auto gemietet und fuhren zu dritt für zwei Wochen durch die Berge. Banff, Lake Louise, Wapities nahe der Straße, einmal ein Grizzlybär und oft Wildschafe auf den Bergwiesen, das Okanagantal nach Calgary, wo Aurel jetzt studiert, zu unserem Neffen Arist, der ein Bergwerk am Rande der Rocky Mountains leitet, dann nach Edmonton zu Freunden und per Flugzeug nach Hause.

Sofort danach zu den Schneegänsen östlich von Quebec City (das Herbstlaub dies Jahr war prächtig), dann kam Maudy nach Hause, und ich fuhr für drei Wochen zu "meinen" Eisbären am Kap Churchill an der Houdson Bay.

Vier Monate zu Hause, acht Monate unterwegs. Meine Zigeunerseele ist zufrieden, und jetzt will ich auch wirklich ganz brav zu Hause bleiben, schreiben, Bilder sortieren und vielleicht einmal den Stapel von Dingen tun, die ich seit langem aufgeschoben habe. Bis mich dann ein Freund anruft und fragt: „Hättest Du nicht Lust .....?"

Wer auch den Reiserappel hat, ist Hella: im Frühjahr zu den Robben, dann nach Europa, zu den Eisbären (aber nicht so lange wie ich), nach Mexiko und im kommenden Februar zu den Galapagos Inseln.

Zu Neujahr fahren wir alle wie immer zu Arist. Dem ging es lange Zeit leider schlecht, er war am Bein operiert worden. Er fühlt sich aber gut, kann besser gehen, und sie lieben ihr Leben auf dem Lande mit vielen Hunden und Vögeln doch sehr. Wir haben schon viel Schnee, und Arists Farm ist in der Vogelwelt weit bekannt. Wer Hunger hat, kann da gut leben. So kommen sie in Scharen, und Arist und Geti haben viel Freude daran.

Aus Charlottetown, Prince Edward Island, am 5. März 1993 an Annemarie Lackschewitz:

Anstatt des Weihnachtsbriefes — ein Osterbrief!

Nach unserer langen Reise war ich nur vier Tage zu Hause, und jetzt bin ich, wie jedes Jahr, wieder bei den Robben auf dem Eis — oder richtiger, ich wäre gerne bei den Robben auf dem Eis, aber es stürmt und stühmt, Himmel und Erde sind eine fliegende Schneemasse, und ich bin zufrieden, in einem warmen Hotelzimmer zu sitzen bis sich dieser Frühjahrssturm ausgeblasen hat.

1992 war ein gutes Jahr, zufrieden und ausnehmend häuslich. Ich hatte viel zu tun, viel aufzuholen, Artikel zu schreiben, die schon lange versprochen waren, und dies und das.

Maudy fuhr mit einer Freundin für drei Wochen in die Provence, genoß die Sonne, den Süden, gutes Französisch zu sprechen, gut zu essen, viel zu sehen. Sie liebt Frankreich, und die Reise hat ihr viel Freude bereitet.

René und ich waren zu Hause. René hatte eine Sommerarbeit in einer Gärtnerei, und ich schrieb, ging jeden Tag zwei Stunden auf "meinem" Berge spazieren, las, hörte viel Musik — und vermißte Maudy!

Wir waren öfters bei Arist und Geti. Es ist schön bei ihnen, so richtig auf dem Lande, mit Hunden und einer Katze, einem Fluß und schönen Wiesen, großen Eichen und eigenem Wald.

Im November war ich mit dem Gros der Arbeit fertig. Und dann fing Ende November unsere lang geplante Reise an.

Erst nach Neuseeland. Für zwei Wochen. Da haben wir beide Freunde. Ich einen "Robbenfreund", mit dem ich vor vielen Jahren drei Monate auf den Auckland Inseln südlich von Neuseeland verbracht habe. Maudy eine Schulfreundin, noch aus Indonesien, die sie seit 32 Jahren nicht gesehen hatte, mit der sie aber während all dieser Jahre treu korrespondiert hat.

Maudy und ihre Freundin schwatzten tagelang; so viele Erinnerungen wurden wach, an Lehrer, Schulfreunde, alte Fotos wurden angesehen, und "die ist da" und "der ist dort". Und ich fuhr dann zu einer großen Vogelkolonie und schwatzte mit den Baßtölpeln! Eine herrliche Kolonie, Tausende von gänse-großen weißen Vögeln auf beinah schwarzen Felsen. Und dann noch zu einer Seebärkolonie. Ich hab's nun mal mit Robben, Seehunden und dem ganzen Flossengetier!

Neuseeland hat uns sehr gefallen, das freundlichste Land, in dem wir je gewesen sind. Nicht reich, aber auch nicht arm. Bescheidener, ich glaube zufriedener als wir es sind. Wie Maudy so richtig sagte: „Menschen in Neuseeland haben noch Zeit, nett und freundlich zu sein." Ehrlich, etwas langsam, man hat keine Eile. Es sind ja nur drei Millionen Menschen in einem doch recht großen Land. Sie sind naturverbunden, lieben ihre Berge und das Meer. Ein freundliches Volk, und man fühlt plötzlich die Lust: „Hier möchte ich wohnen!" Aber ... es ist zu weit weg, zu weit von allen, die wir lieben, die ja doch zumeist in Nordamerika oder in Europa wohnen. Da sieht man sich doch ab und zu. Neuseeland ist viel zu weit. Da fährt man nicht so einfach hin.

Dann nach Australien. Für zwei Monate. Erst in den Süden, auf die Kangaroo Insel. Man vergißt leicht, wie groß Australien ist; genau so groß wie die Vereinigten Staaten. Kangaroo (*Känguru; K.L.*) Island ist 150 km lang und 50 km breit. Dort wohnten wir recht schön, in herrlich warmem Klima, und ich fuhr jeden Morgen wie ein braver Bürger zur Arbeit. So 100 km hin und 100 zurück.

Und immer Tiere: Känguruhs, Wallabys, zwei Meter lange Echsen, zuweilen die glänzend-schwarze Tigerschlange, elegant und tödlich giftig, Koalas in den Eukalyptusbäumen und am Ende der Fahrt eine

Steilküste und weit unten ein großer Strand mit Seelöwen! Da fuhr ich Tag um Tag hin, saß und beobachtete das Leben der großen Tiere, wurde langsam tiefbraun, die Sonne heiß und grell, und dann rot und golden am Abend und ich ging müde zum Auto zurück und fuhr langsam und vorsichtig zurück, denn immer sprangen in diesem Tierparadies Tiere auf die Straße.

"Zu Hause" erst geduscht, den ganzen Staub und Schweiß abgewaschen, und dann mit Maudy soupiert — der Wein ist gut in Australien. Es war ein schöner Monat.

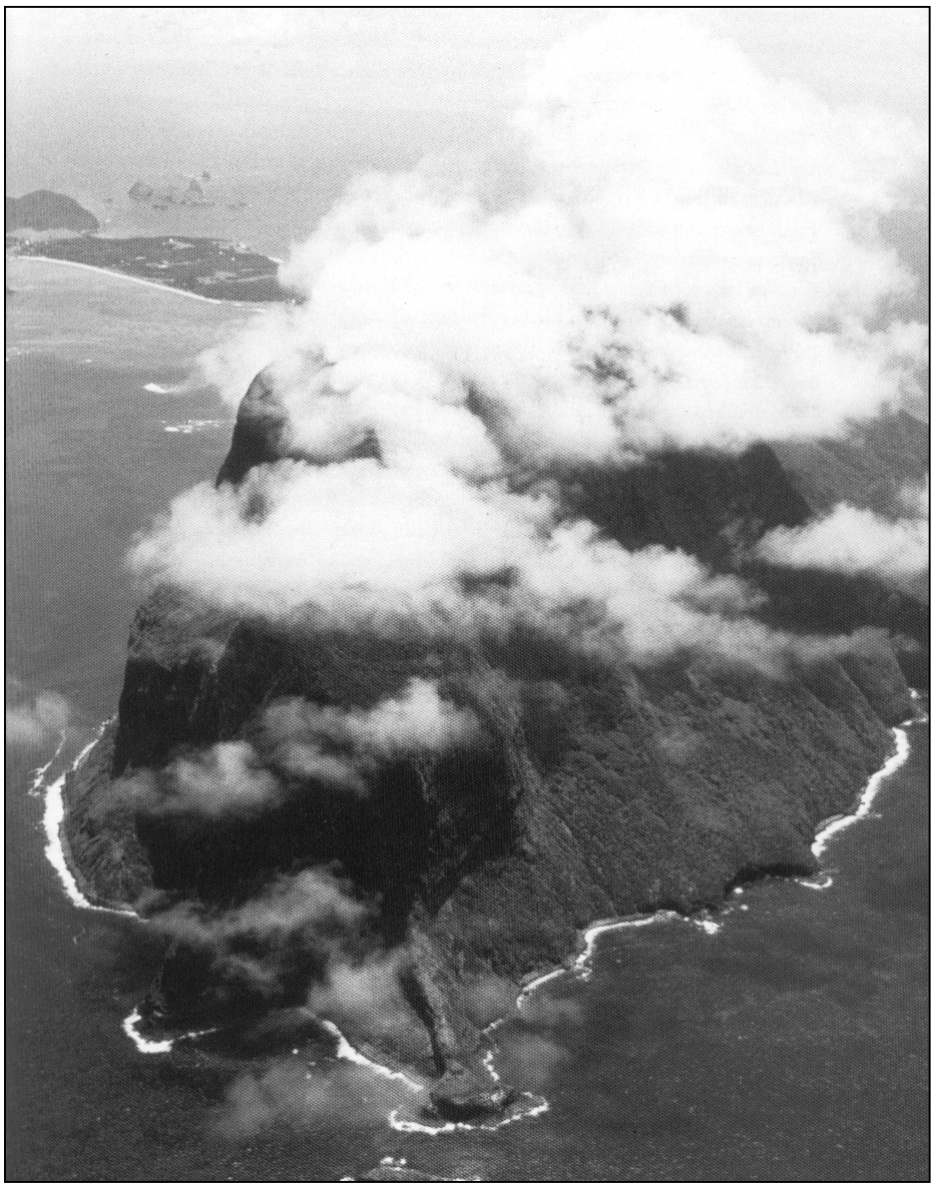
Bis zum Weihnachtsabend war ich bei den Seelöwen, fuhr aber bißchen früher zurück und dann ein schönes Essen, Kerzen, guter Wein. Wir dachten an unsere Kinder, an unsere vielen Freunde, und weit weg fühlten wir uns mit ihnen allen verbunden.

Zum Neujahrsabend hatten Biologenfreunde, die auf der Insel Forschungsarbeiten treiben, uns eingeladen. Sie ist auf Schlangen spezialisiert. Er ist Pinguin- und Seevögelfachmann. Sie haben ein Forschungslager im Wald mit Zelten nah am Meer. Für Maudy und mich hatten sie ein großes Zelt zurecht gemacht. Wir saßen am Strand und schauten auf die Sonne, die feuerrot ins Meer tauchte. Wir tranken Wein und sprachen von Tieren. Und um uns sprachen die Tiere, die vielen Stimmen des warmen Waldes, der Nacht. Ein Feuerchen flackerte, der Wein war gut, das Jahr ging auf schöne Weise zu Ende.

Am nächsten Morgen beim Frühstück vor dem Zelt glitt eine Tigerschlange an uns vorbei. Die wurde gleich gefangen, gemessen, markiert, und Maudy, die von dem kleinsten, harmlosesten Schlängelchen zittert, sah fasziniert zu, und zu meinem Erstaunen streichelte sie die Schlange und war überrascht, wie poliert und seidenglatt eine Schlange sich anfaßt. Sie wurde freigelassen und glitt eilig und verärgert weiter!

Wir flogen dann von dem extremen Süden Australiens bis an seine Nordspitze. Dort im Dschungel, nur 400 Meter vom Nordende Australiens, ist ein "Naturlager", aber ein Lager mit Luxus. Dorthin kommen für recht viel Geld Menschen aus aller Welt, die die schönen und oft seltenen Tiere des Dschungels sehen und erleben wollen. Maudy und mich hatten sie für zwei Wochen eingeladen.

Es war schwül-heiß, so um die 40° C, und im Urwald kein Wind. Voll mit Tieren — überall raschelt es, ruft es, fliegt es, aber sehen, ja, sehen kann man wenig, da ist immer etwas dazwischen, und mit Fotografieren ist in dem tiefgrünen Schattenreich schon gar nichts zu wollen. So war es einerseits sehr faszinierend — ein Reich, daß ich beinah gar nicht kenne, so viel artenreicher als die Arktis, so verzweigt und kompliziert und faszinierend. Aber schwül, dunkel, drückend. Am Abend kam ich dreckig und verschwitzt zurück und genoß dann, mit Maudy zu schwimmen. Interessant — aber der Dschungel auf die Dauer wäre nichts für mich.



Weiße Wolken hängen an den Bergen der 15 qkm großen und 788 km östlich von Australien gelegenen Lord Howe Insel im Pazifik.

Und dann einen Abstecher ins Paradies: Lord Howe Island, eine kleine (12 x 2 km) Insel, 600 km östlich von Australien (aber zu Australien gehörend) im Pazifik. Palmen, herrliche Strände mit wenig Menschen, warm, sonnig, das Meer ein Mosaik von Korallenriffen, türkisblau, die Insel reich grün.

Lord Howe Island hat 400 Einwohner, zumeist Nachkommen von einigen englischen oder amerikanischen Walfängern, die sich im vorigen Jahrhundert dort niederließen. Für Maudy ein warmes Meer, die schönen Strände, viel schwimmen (man "reist" dort per Fahrrad), und für mich viele interessante Vogelarten, von denen einige nur auf dieser Insel existieren und sonst nirgends auf der Welt.

Man lebt da herrlich — und teuer. Nu ja, das nächste Paradies ist mir nicht so ganz sicher — so haben wir schon dieses genossen.

Japan. Wir flogen via Kuala Lumpur, ruhten uns dort aus, aßen herrliche Sachen die Maudy liebt, und flogen dann weiter nach Tokio, und da wartete René auf uns. Er wohnt seit September 1992 in Japan und unterrichtet an einer Privatschule, die versucht, Japanern Englisch beizubringen. Zwei Sprachen, die so total verschieden sind, und daher haben Nicht-Japaner viel Mühe, auch nur ein bißchen Japanisch zu lernen, und die Japaner plagen sich eifrig, aber nur mit schmalem Erfolg mit Englisch ab.

René wohnt bei einer sehr netten japanischen Familie, eine Stunde per Bahn von Tokio, und dort wohnten wir erst auch. Wie anders ihr Leben ist. Er ist einer der Direktoren einer Großgesellschaft, die Kohle aus aller Welt importiert. Ich fragte ihn, so bißchen nebenbei, wohin sie planten dieses Jahr auf Ferien zu fahren. Er lächelte und sagte: „Ich habe keine Ferien!" „Gar nicht?" „Nein, nie!" Der Mann ist 48 Jahre alt und hat nie richtig Ferien gehabt. Er arbeitet immer. Das Wochenende hat er frei. Aber eine Woche, zwei Wochen. Nie. „Die junge Generation", sagte er, „will Ferien haben!"

Zu uns waren sie reizend. Wir kamen am Sonnabend an, und schon hatten sie eine Fahrt zu einem imposanten Tempelkomplex geplant. Wir bauen gewöhnlich Kirchen in Städten. Diese Tempel waren im Wald, in den Wald gebaut — oder der Wald war für die Tempel angelegt worden. Jeder Baum gebogen, so daß er in Harmonie zu anderen Bäumen und zu

den Tempeln stand. Natur ist dem Menschen untertan. Sie wird zwar schön, aber doch nach menschlicher Befugnis arrangiert.

Maudy und ich fuhren in das Schiga Hochland, so drei Stunden per Bahn nordwest, wo im tief verschneiten Wald die "Schneeaffen" wohnen, ganz an Kälte gewöhnt, dicht behaart und wenn's schrecklich kalt ist, dann sitzen sie in Thermen!

Dies ist Vulkangebiet, und es gibt viele heiße Quellen. Es dampft, rundherum ist Wald, tief im Schnee, und die Affen sitzen bis an den Hals im heißen Wasser. Die Affenkinder tollen gern im Schnee. Diese ganze Gruppe (so 400 ungefähr) in einem Bergpark ist an Menschen gewöhnt, und wir haben viel Spaß mit ihnen gehabt.

Abends in unserem ganz traditionellen japanischen Gasthaus saßen Maudy und ich dann auch im beinah kochend-heißen Schwefelbad und aßen anschließend, in Kimonos gehüllt, in einem kleinen Privatzimmer von einem niedrigen Lacktisch mit Stöckchen eine erstaunliche Serie von kleinen Gerichten, die einem von einem knienden Mädchen serviert wurden.
Exotisch, aber unbequem!

Vor vielen Jahren habe ich einem Japaner das Leben gerettet. Er brach durchs Eis, und ich habe ihn mit viel Mühe herausgefischt. Am Abend danach bat er mich sehr feierlich auf sein Zimmer, und fragte, wie er's mir vergelten könnte. „Ach“, sagte ich, „kauf mir einen Schnaps!" Das fand er gar nicht komisch und erklärte mir mühsam, daß er, nach japanischem Ehrsystem, mir ein Leben schulde. Nu ja, ich kann mich doch deshalb nicht vor einen Zug werfen oder einen Löwen ohrfeigen, so daß er mich retten kann, und so bleibt der arme Mensch in meiner Schuld.

Ich fuhr mit ihm für eine Woche nach Hokkaido, der Nordinsel Japans. Dank ihm, eine herrliche Fahrt in den tiefsten Winter.

Erst Kraniche. Die sammelten sich im Februar und "tanzen". Der Tanz der großen Kraniche, im Schnee, gegen einen dunklen Wald. Akira hatte für mich Riesenobjektive mitgenommen. Ich habe noch nie mit so großen Linsen fotografiert.

Dann zu den Wildschwänen, die zu Tausenden aus Sibirien kommen und auf Seen, die wegen Thermalquellen nicht ganz zufrieren, überwintern.

Hokkaido fand ich wie das Baltikum im Winter — oder Finnland, oder Quebec! Tiefer Schnee, große Wälder, oft Rotfüchse nahe der Straße, die Gebäude "westlich" (oder vielleicht sibirisch), aber gar nicht japanisch, und die Ureinwohner, die Ainus, ganz anders, mit langem Haar und ganz langen Bärten. Sie beten immer noch Bären an. Der Bärenkult der Ainus lebt hier und da noch weiter, und selbst die Bären leben weiter. Ich war erstaunt zu erfahren, daß es so viel Bären in Japan (Hokkaido) gibt.

Zum Schluß — Steller Seeadler, die größten Adler der Welt. Die nisten auf Kamtschatka und kommen im Winter nach Hokkaido. Wir fuhren bis an die Ostspitze von Hokkaido. Eine gebirgige Halbinsel, und in der Ferne — Rußland, die Kurilen (vier von ihnen gehörten früher Japan, wurden am Ende des Zweiten Weltkriegs von der Sowjetunion gegrapscht — und die Japaner sind immer noch böse. „Give us back our islands!" sagen große Schriften an der Küste. Und Riesen-Adler mit großen, orange-roten Schnäbeln auf den alten Eichen an der Küste. Sehr kalt, sehr windig und daher schwierig, mit großen Objektiven zu arbeiten, aber doch herrlich. Tief blauer Himmel, Schneegebirge, urige Eichen, und die mächtigen Seeadler. Das vergißt man nie.

Ja, das war schon eine herrliche Fahrt, wohl der Teil, den ich am meisten genossen habe; die Klarheit, den Schnee, die Tiere, die Ferne! Im Norden fühle ich mich doch am wohlsten! Ich werde versuchen, noch vielen Japanern das Leben zu retten, und dann ziehen Maudy und ich nach Japan und leben davon!

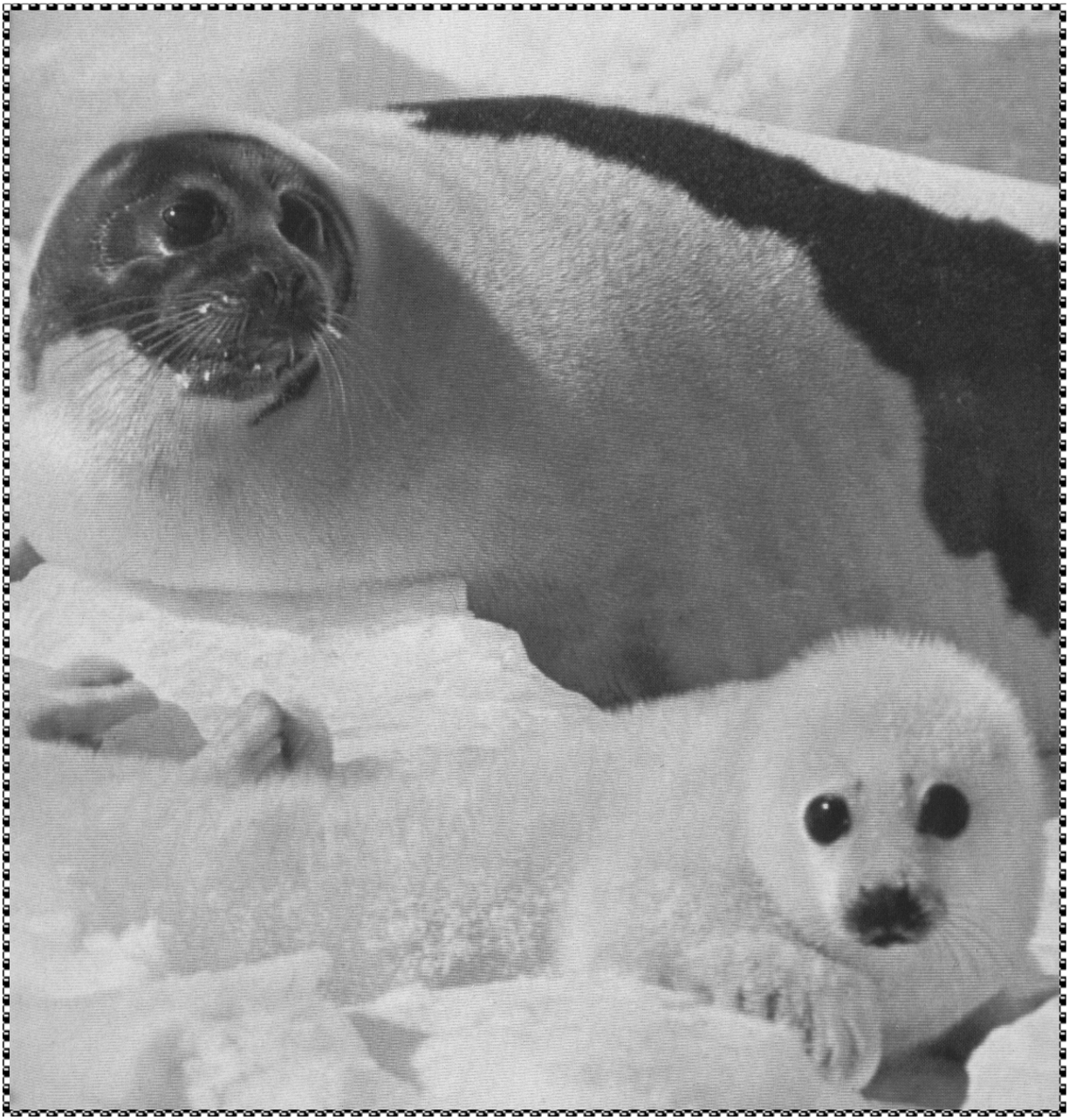
Maudy blieb bei René. Sie fuhren nach Tokio, sahen viel, und es war schön für sie zusammenzusein.

Der lange Flug nach Hause, Aurel am Flughafen. René schickte uns ab und Aurel holte uns ab — mit warmer Kleidung, denn dies ist einer der kältesten, schneereichsten Winter, die wir je gehabt haben.

Vier Tage zu Hause — und dann zog ich auf zu den Robben und jetzt bin ich schon zwei Wochen hier. Ab und zu auf dem Eis, aber viele Tage, viel zu viele, im Hotelzimmer, lesen, ein blödes Fernsehprogramm sehen und

schwatzen. Die Zeit vergeht ganz bequem, aber ich habe doch keine Seelenruhe, denn ich wäre so gerne wieder auf dem Eis.

Wir fliegen per Hubschrauber hin. Es ist schon schön — sehr kalt, aber ganz, ganz anders; die Welt des Treibeises, ein Gebiet hier so groß wie Belgien, mit 400.000 Robben. Die weißen Jungen, die Mütter, die oft recht aggressiv sind. Eine Welt apart, die Welt der Robben und des Eises. Für mich waren es nun 25 Jahre, seitdem ich zum ersten Mal hier bei den Robben war, und es bleibt immer noch ein herrliches Erlebnis.



Mutter und Kind im hohen Norden

Ich bleibe hier bis Mitte März, dann zwei Tage zu Hause und per Auto zu Hella nach Toronto und dann weiter in den Westen von Ontario, wohin jedes Jahr Wildschwäne zu Hunderten kommen. Eine Stelle, wo sie sich von dem langen Frühlingsflug erholen und dann nach ein paar Wochen weiterfliegen zu den Brutgebieten in der Arktis.

Maudy rief gerade an. Wir sind Großeltern geworden.

Aus Montreal am 11. Dezember 1993 an Annemarie Lackschewitz:

Heute hatten die Balten von Montreal ihre Weihnachtsparty. Maudy und ich gehen immer hin, schon seit 30 Jahren. Maudy geht früh zusammen mit der Baronin Hahn, Peter Hahns Frau, und ein paar anderen tüchtigen Seelen (jedes Jahr dieselben!) und bereiten alles liebevoll vor. Und jedes Jahr ist die Frage: Wer kommt noch? Unser Grüppchen wird älter und kleiner. Immer wieder denken wir: „Jetzt geht die Sache ein", und dann kommt eine nette Überraschung, und es geht weiter. Junge Menschen kommen, die Kinder und Großkinder. An den letzteren kann man sehen, daß Balten viel reisen. Ein kleines, bezauberndes Mädchen mit großen, dunklen Augen, Vater baltisch, Mutter griechisch; ein kleiner Junge, teils baltisch, teils französisch. Die Sprachen schwirren. Alle singen mit viel Gefühl "Stille Nacht"; man hört da starke Akzente, aber es ist schön, sie alle hier zu haben, Teile einer alten Familie, die sich nicht oft sehen, die aber eine weiterhin bestehende Gebundenheit und Treue einmal im Jahr zum Weihnachtsfest zusammenführt.

Maudy war dies Jahr häuslich — was sie gerne ist. Sie liebt ihr Mini-Imperium: Haus, Garten, Freunde, Bücher, Musik. Da ist sie zufrieden. Ich eigentlich auch — aber nicht zu lange!

Erst fuhr ich zur Baffin Insel, um für eine amerikanische Zeitschrift einen Artikel über Kenojuak zu schreiben. Sie ist eine ältliche (mein Alter!) Eskimogroßmutter, freundlich, rundlich, mit einem Leben voll Tragik und Triumph. Als sie fünf war, wurde ihr Vater vor ihren Augen ermordet. Als junge Frau kam sie zum ersten Mal mit Weißen in Kontakt — der Erfolg war Tuberkulose. Sie kam nach Süden in ein Sanatorium, in eine total fremde Welt, und in den drei Jahren erhielt sie nur einmal Nachricht von zu Hause. Ihre drei kleinen Kindern waren gestorben.

Das hat sie beinah vernichtet, aber dann, kurz vor dem Ende, erschien der Vater ihr nächtlich in Visionen von bannender Intensität, und unter seiner Leitung fand sie den Weg zurück zur Gesundheit, zum Leben. Sie hatte dann mehr Kinder, kam mal zum Einkaufen per Hundeschlitten in die kleine Siedlung, und ein Weißer, der an Kunst interessiert war, traf sie und sagte: „Du solltest zeichnen!" „Was?" fragte sie. „Was Du willst", sagte er. „Was Dir wichtig ist." Er gab ihr Papier und Bleistifte, und im Lager, nachts beim flackernden Licht der Tranlampe, zeichnete sie mit erstaunlicher Klarheit und Sicherheit die andere Welt, die mystische Welt, die Welt ihrer Visionen. Heute ist Kenojuak Kanadas berühmteste Künstlerin, mit Solo-Ausstellungen in aller Welt, mit den höchsten Orden, die Kanada zu vergeben hat, Dr. h.c. von mehreren Universitäten, und ihre Grafiken sind Vermögen wert!

Und sie? Eine freundliche Großmutter in einem alten, bescheidenen Haus voll Krimsch und Kramsch und Kindern. Sie spricht nur Eskimo. Wir trinken Tee und essen Seehund, sie erzählt von Reisen nach New York oder Rotterdam und fragt mich, wie Menschen in so einem schrecklichen Gewimmel leben können.

Und all der Ruhm und all das Geld? Ja, der Ruhm amüsiert sie schon, sie nimmt ihn nicht sehr ernst. Und das Geld versickert, das halbe Dorf lebt von ihr. Ihr ist's recht, sie braucht nicht viel, denn auch sie ist ein zufriedener Mensch. Ein guter Mensch.
Ich habe die Wochen dort sehr genossen.

Und dann wieder Alaska. Zu spät, ich komme schon in den Herbst mit seinen Stürmen. Ich flog nach Norden, nach Nome, wo ich Freunde habe, und von dort mit einer Charter-Maschine und viel Film und Proviant zu einer Seevögelkolonie an der Küste, so 100 km von irgendwo. Ich wohnte dort in einer recht morschen Hütte noch aus der Goldgräberzeit. Tagsüber fotografierte ich die Vögel, und abends kam ich dann in meine Hütte zurück, kochte was auf dem alten rostigen Herd, saß dann schön warm und zufrieden, las bei Kerzenlicht und hörte die Brandung gegen die Küste rauschen! Eine Idylle! Und plötzlich war's aus. Ich hörte schon den Krach in der Nacht, den Sturm, das Ächzen der alten Balken. Es war ein wilder Morgen. Es goß, der Sturm wurde immer ärger, ich kroch tiefer in den Schlafsack und dankte Gott für meine Hütte. Ich glaube, er hat das nicht gehört, denn plötzlich, mit einem dumpfen Stöhnen riß der Sturm mein Dach hoch! Es fiel zurück, aber das mußte gerettet werden, denn ohne Dach keine Hütte, und ohne Hütte in dem Wetter kann's ganz

heikel werden. In der Nähe war die alte Goldgrube. Dort hatte ich verrostete Stahlseile gesehen. Der Sturm war jetzt so stark, daß mich die Böen niederschlugen. So bin ich hingekrochen, mit einem Seil zurückgekrochen und habe dann mit Sturm und dem steifen, scharfen alten Stahlseil gekämpft. Jedesmal wenn ich's beinah über das Dach hatte, warf der Sturm es zurück. Und naß und kalt und recht erschöpft noch eine Stunde. Und dann hab ich's geschafft. Das Seil übers Dach und auf beiden Seiten an schweren Balken befestigt. Meine Hütte war gesichert. Die habe ich sauber gemacht, den Herd wieder angezündet, dann ganz kahl ausgezogen und in einer nahen Quelle mich in eiskaltem Wasser gewaschen, zurück in meine herrliche warme Hütte, in trockene Kleider, und heißen Tee mit sehr viel Honig, und so glücklich und zufrieden bin ich selten in meinem Leben gewesen.

Anschließend war ich auf der Katmai Halbinsel, bei Brooks Falls, wo im Spätherbst die großen Kodiakbären Lachse fangen. Ich habe die Bären besonders gerne. Sie heißen heute zwar Ursus arctos, aber für mich bleiben sie immer Ursus middendorffi, wie die guten alten Bücher es ja ganz richtig sagen. Also Bären mit Familienbeziehungen. Sie haben sich mir gegenüber auch sehr nett benommen. Am Brooks Falls fischen nicht nur Bären, sondern auch (bißchen abseits von den Bären!) reiche Menschen, die dort in einer "Lodge", einem Luxuslager wohnen. Ich wohnte bescheidener, aber billiger in meinem Zelt an einem See, zwei Kilometer von der Lodge. Am Tage war ich am Fluß bei den Bären, abends aß ich in der Lodge, teuer, aber gut, las gemütlich im tiefen Ledersessel vor dem Kamin und ging dann spät nachts im tappendusteren zu meinem Zelt, ein schmaler Padweg durch den Wald, den leider auch die Bären gerne nachts nutzten. Das machte es schon recht spannend. Die Bären behaupteten ihr Recht auf den Pfad. Ich sah sie gewöhnlich auf drei, vier Meter Abstand, sprang schnell zur Seite, und ohne mich anzugucken (in der Bärenwelt ist anstarren unhöflich, und dies waren alles sehr höfliche Bären) streiften sie an mir vorbei. Da außer mir nichts Eßbares im Zelt war, hat es sie auch nicht gestört, und außerdem waren sie alle voll mit herrlichem Lachs und an zähen alten Fotografen nicht interessiert. Das waren meine Herbstbären.

Ich kam kurz nach Hause und fuhr dann zu meinen Winterbären, den Eisbären bei Kap Churchill, die ich ja schon seit über 20 Jahren kenne. Manch alte Freunde, Bären, die ich an Narben und Benehmen wiedererkenne, und dies Jahr eine sehr hübsche Bärin, 7 Jahre alt, mit zwei bezaubernden Jungen, ein schüchternes Mädchen und ein kleiner

frecher Junge. Vor uns hatten sie gar keine Angst. Sie schliefen nah von unserem Wagen und spielten. Sie grub eine seichte Mulde in den Schnee, legte sich bequem hinein, nahm beide Bärenkinder auf ihre mächtige Brust und säugte sie, die gewaltigen Tatzen hielten die Jungen zärtlich fest. Zehn Tage war sie bei uns. Nicht die ganze Zeit, denn sie war eine vorbildliche und sehr vorsichtige Mutter, und sobald ein anderer Bär erschien, ging sie mit ihren Jungen weg. Die großen alten Bären reißen und essen Jungen, wenn sie die Chance bekommen. Ich habe das einmal vor vielen Jahren gesehen, es war plötzlich und grausam. "Unsere" Bärin war viel zu weise, nahm nicht jede kleinste Chance wahr, war recht streng mit den Kindern, aber wenn alles friedlich war, dann spielten die Jungen zusammen und manchmal auch mit der Mutter. Es war eine schöne Zeit.



Für Maudy auch. Denn bin ich weg, ist es relativ friedlich. Bin ich da, ist's relativ unfriedlich. Die mehrere tausend Bilder müssen sortiert und katalogisiert werden, Briefe müssen beantwortet werden. So nach und nach wurschteln wir uns durch.

Und bald ist Weihnachten, Hochzeit, Neujahr. Ein schönes, zufriedenes Jahr geht seinem Ende zu.

Aus Montreal am 6. April 1995 an Annemarie Lackschewitz:

Dies wird ein Osterbrief, und dann noch ein verspäteter, denn zu Weihnachten waren wir zwar zu Hause, aber nur ganz kurz, auf Besuch bei uns selbst sozusagen! Wir sind im letzten Jahr überhaupt wenig zu Hause gewesen.
Ich reise ja schon sowieso furchtbar gerne, und meine sonst so häusliche Maudy fängt an, das Zigeunerleben zu genießen, und kam zu allen Fahrten mit.

Das fing im Januar an mit einer Fahrt nach Mexiko, hoch in die Berge, wo Millionen von Schmetterlingen überwintern. Wir waren vor vielen Jahren schon einmal dort gewesen, und die Erinnerung an dies unglaublich schöne Schauspiel der Natur lockte uns.

Damals, vor vielen Jahren, waren die entlegenen Berge, wo die Massen von Schmetterlingen überwintern, kaum bekannt. Wir wanderten allein unter den großen Fichten, die wie mit einem Pelz mit ruhenden Schmetterlingen bedeckt waren, Millionen und Abermillionen, in Stille und Ehrfurcht.

Und jetzt? Die Berge sind berühmt geworden. Die Horden kommen. Wir kamen an einem Freitag an, und in das Bergdorf strömten Busse aus ganz Mexiko, Touristen aus aller Welt – 150.000 von ihnen. Das Paradies ist überlaufen, von Stille und Ehrfurcht ist wenig nach. Eine Menschenlawine stöhnt und schwitzt die Berge hinauf, schreit und macht Staub.

Wir fuhren traurig wieder weg, besuchten Ruinen von Tempeln, und kamen an Wochentagen zurück, als es stiller auf den Bergen war. Und ein Tag war dann auch wieder so unendlich schön, daß man alles vergißt im Staunen und in der Dankbarkeit, so etwas erleben zu dürfen. Es war der erste warme Tag, und sonnenbelebt fingen die goldfarbigen und schwarzen Falter an zu fliegen, erst Tausende, dann Millionen, ein glitzernder, rauschender Strom von Schmetterlingen, der aus dem Dunkel des Waldes hinaufströmte in das Blau des Himmels, Wolken von Schmetterlingen, und das sachte Rascheln von Millionen flatternder Falter wuchs zusammen wie das Rauschen des Meeres.

Im März war ich wieder bei "meinen" Robben auf dem Eis, zu der Zeit, als die Jungen geboren wurden. Ohne Maudy. Die hält nichts von Kälte. Sie findet Montreal schon viel zu kalt im Winter.

Gleich danach ging's nach Kenia - und das ist schön warm, und das haben wir beide genossen. Wir haben Freunde, die in Nairobi für die Vereinten Nationen arbeiten - typisch, beide sind Robbenfachleute, so versetzt man sie nach Afrika, weit weit weg von allem Seegetier. Bürokratische Logik, aber gut für uns, denn so hatten wir unser Logis in Nairobi.

Die wohnen wie andere aus dem Westen recht luxuriös und recht getrennt in einem Compound, einem Ghetto für Reiche, schöne Häuser mit viel Bedientesten (Eingeborene sind billig und froh, die Arbeit zu haben), umgeben von hohen Mauern, Hochspannungsdrähten und vielem Wachtpersonal.

Wir mieteten ein Auto, ein recht bescheidenes Auto für recht viel Geld, und fuhren nach Norden zu einem der Natron-Seen, wo anderthalb Millionen Flamingos in dem warmen Wasser nach Krebschen gründeln. Heiß! So eine trockene, schimmernde Hochofenhitze, und in diesem flimmernden Licht das unendliche Heer der rosa-roten Vögel. Herrlich zu sehen, aber schlecht zu fotografieren. Das tanzende, hitze-flackernde Licht verzerrt, mein Flamingoheer sieht aus wie von Monet gemalt! Unscharf und impressionistisch.

Zurück in Nairobi, mieteten wir uns einen Safari-Bus, eigentlich für 10 Personen, ideal für das Fotografieren. Und mit dem Bus kam ein Fahrer, Christopher, und mit afrikanischer Logik, die ich (wie so vieles in Afrika) nie verstehen werde, kosteten Bus und Fahrer nur halb soviel wie der Mini-Wagen, den ich selber fuhr.

Christopher war so Mitte vierzig, schwarz wie die Nacht und etwas korpulent. Er aß gerne, das konnte man sehen. Sehr adrett angezogen, in Safarihose, blauem Hemd und weinroter Weste. Er fuhr großartig, war sehr nett und höflich. Seine Passion war Zeitunglesen. Sobald wir zum fotografieren anhielten, fing Christopher an, Zeitung zu lesen. Er hatte einen gewaltigen Stapel Zeitungen mitgebracht.

Wir wohnten sehr feudal, wie es in Afrika üblich ist, in einer Lodge, in der Masai Mara, dem kenianischen Teil der Serengeti, hatten einen

hübschen Bungalow mit schönem Rasen und umrankt mit Blumen, aßen herrlich und zu viel.

Christopher wohnte viel bescheidener mit anderen Fahrern und Bedientesten, abseits natürlich, aber er war zufrieden, denn auch er bekam Essen, und nach paar Wochen paßte er kaum noch hinter das Steuerrad.

Man kann noch so viele Bücher lesen, Filme sehen, Artikel bewundern, nichts bereitet einen richtig auf die Serengeti vor. So war die Welt mal, bevor Adam und Eva den Apfel aßen. Man fährt ganz früh los, im Grau der endenden Nacht, und in ein paar Minuten ist man bei einer Löwenfamilie. Die haben während der Nacht einen Büffel geschlagen, und jetzt sind sie voll und faul. Die Sonne geht auf, ein goldenes, klares Licht, die unendlichen, rollenden, von Tau glitzernden Grasebenen, die Löwen in diesem herrlichen Licht. Und überall Tiere. Herden von Gazellen, Topis, Giraffen, Zebras, Büffeln. Und Elefanten. In die habe ich mich verliebt.

Erst wollten wir natürlich alles sehen, alles fotografieren. Und dann, am dritten Tag gegen Abend, verbrachten wir ein paar Stunden mit einer Elefantenherde, und das war es. Von dann ab, Tag für Tag, von ganz früh bis zum Dunkelwerden, verbrachten wir all unsere Zeit mit den Elefanten.

Dies waren Herden, bestehend aus Muttertieren, den Jungen, Halbstarken und beinah Erwachsenen. Bullen hielten sich abseits. Der erste hat uns gut erschreckt. Ich fotografierte eine Mutter und Kind. Maudy sah zu. Christopher las Zeitung. Plötzlich, aus einem Gestrüpp so hundert Meter weg, brach mit viel Krach ein gewaltiger Bulle, stürmte auf uns los, Ohren riesig und nach vorne geschlagen, den Rüssel hoch und trompetet wie ein Ruf zum letzten Gericht. Ich klopfte Christopher auf die Schulter. „Guck mal", sagte ich dringend. Er schaute von seiner Zeitung auf. „Der blufft nur", sagte er, und las weiter. Er hatte recht. Ein paar Meter vom Auto zog der Elefant die Bremsen an, blieb stehen, starrte uns an und wanderte dann weg.

Um diese Zeit, also gerade vor der Regensaison und reichem neuen Graswuchs, waren die Elefantenbabys geboren worden. Sie sind bezaubernd und werden nicht nur von Müttern betreut, sondern auch von Geschwistern, die die Kleinen bewachen, auf die Gummibeine

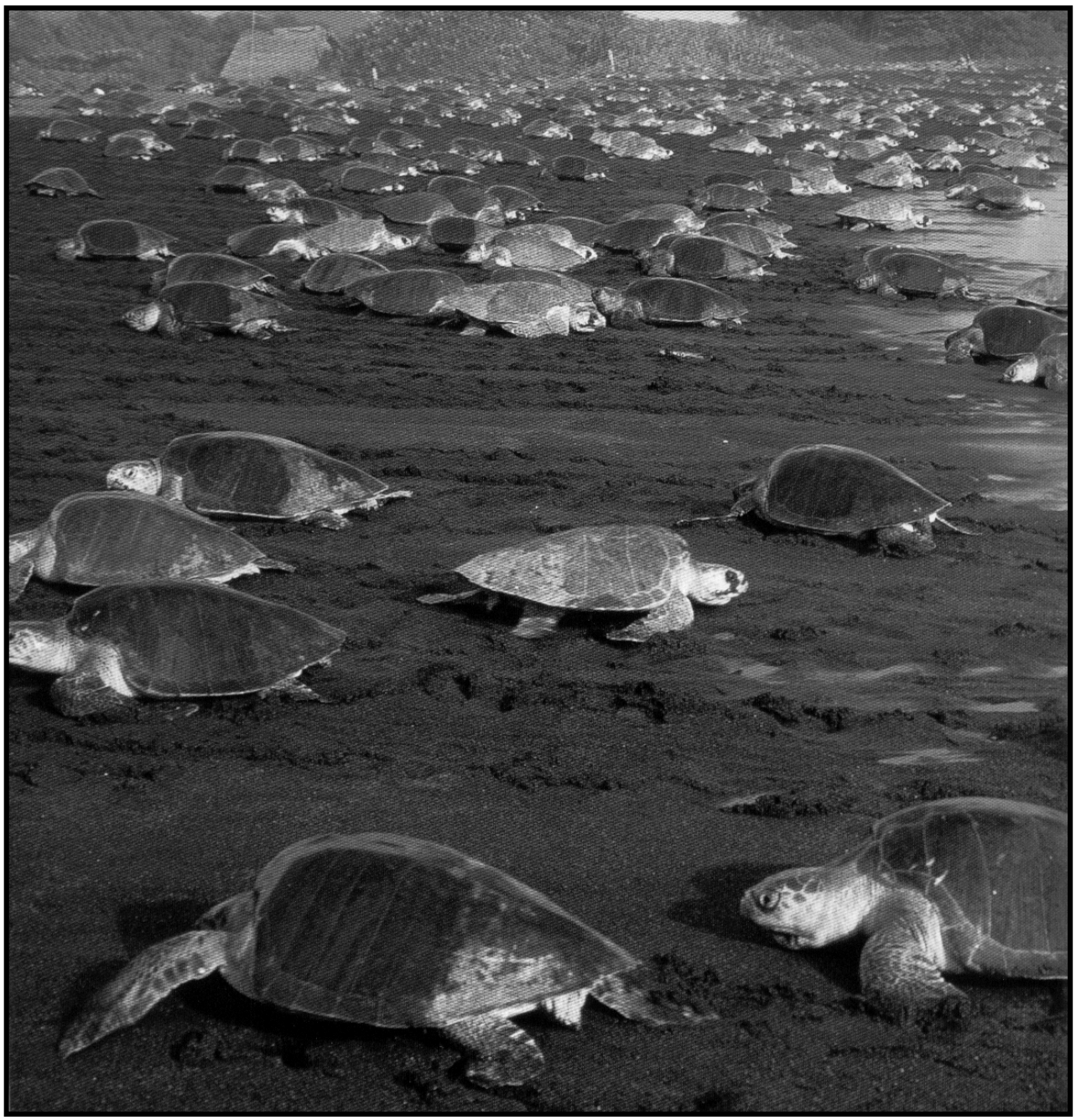
stellen, wenn sie umfallen, sie streicheln und mit Liebe umgeben. Die Tiere sind an Autos gewöhnt, die machen Krach und stinken, aber sind harmlos, und so ignorieren sie einen. Es war herrlich. Tag um Tag fuhren wir mit der Herde mit, langsam erkannten wir die verschiedenen Tiere, und unsere sechs Wochen in Afrika waren viel zu schnell zu Ende.

Als wir zurückkamen, war es schon Sommer in Montreal. Maudy arbeitete emsig im Garten, den sie liebt, wir sortierten die vielen Bilder, besuchten Arist und sahen Hella wieder und fuhren dann für den Herbst nach Costa Rica.

Seit langer langer Zeit ist es ein Traum von mir gewesen eine "Arribada" zu erleben. Das ist das spanische Wort für die Massenlandung von Meeresschildkröten. Ich wußte wo. Nahe von Ostional, einem kleinen Dorf an der pazifischen Küste, und ich wußte wann. Während der Regenzeit, also irgendwann zwischen Juli und Dezember. Während der Regenzeit ist aber Ostional schwer zu erreichen, die Flüsse haben Hochwasser, Brücken gibt es nicht. Die Reise, selbst mit einem Jeep, war schwierig. Ein Hotel gab es natürlich auch nicht. Wir haben eine Hütte gemietet, aßen bei einer Familie, saßen auf unserer überdachten Veranda, schauten dem unendlichen Regen zu, lasen sehr viel und warteten auf Schildkröten. Ein stilles, idyllisches, billiges Leben.

Und endlich kamen die Schildkröten, und dann war alles Warten es wert gewesen. Denn dies waren Massen von Schildkröten, die wie Panzerarmeen bei Flut aus dem Meer marschierten, mehr als 150.000 in den vier Tagen der Arribada. Alles Weibchen, die erst mit erstaunlichem Geschick und langen Hinterflossen eine einen halben Meter tiefe Mulde in den Sand gruben und dann pro Mutter je ungefähr 100 pingpongballgroße, glänzend-weiße, weichschalige Eier legten, den Schatz dann mit Liebe, Geschick und Sand bedeckten und wieder ins Meer zurückmarschierten. Der 800 m breite Strand war so mit Schildkröten bedeckt wie ein alter Marktplatz mit Kopfsteinpflaster. Nichts stört sie, nichts lenkt sie ab. Maudy, die nicht aufpaßte, wurde überfahren. Die Schildkröten marschierten gegen ihre Beine und warfen sie um. Es tat nichts, der Sand ist weich.

Vier Tage und vier Nächte dauerte die Arribada. Es war so einzigartig, wir kamen aus dem Staunen nicht heraus. Und plötzlich war es vorbei. Der Strand war wieder leer. Aber tief in dem Sand, langsam brütend in der Sonnenwärme, lagen 15 Millionen Eier.



Meeresschildkröten kommen zum Ablegen ihrer Eier an den Strand von Costa Rica.

Um das Jahr ganz besonders schön zu beenden, machten wir eine lang geplante Europareise zu Freunden und Verwandten.

Kurz vor Weihnachten kamen wir wieder nach Hause. Zu Neujahr waren wir alle bei Arist auf der Farm. Das ist so Tradition, mit schönem Essen und gewaltigem Feuer und recht viel Schnaps. So fängt das neue Jahr gleich gut an.

Und für uns ist es schön angelaufen, denn im Januar und Februar waren wir in Israel, um dort Tiere und Blumen zu fotografieren, und kurz in

Ägypten und Jordanien. Aber das spare ich für den nächsten Brief auf. Diese Epistel ist schon wieder einmal furchtbar lang geworden.

Aus Montreal am 24. Oktober 1995 an Annemarie Lackschewitz:

Seit Jahren kommen meine "Weihnachtsbriefe" immer später, zu Ostern oder so. Gewöhnlich schaff ich es jedoch noch vor Johanni!

So wird es also dies Jahr zur Abwechslung ganz anders. Er kommt sehr früh. Am 30. Oktober haben wir unser berühmtes Referendum – ob Quebec sich selbständig machen soll, JA oder NEIN? Und nachdem ich und ich hoffe genug andere NEIN gesagt haben, fahre ich am nächsten Tag zu den Falkland Inseln. Für drei Monate.

So wünschen Maudy und ich allen jetzt schon ein gesegnetes Weihnachtsfest und alles Gute für das kommende Jahr, Gesundheit und Zufriedenheit.

Nach den vielen Reisen des vorigen Jahres war 1995 beinah häuslich. Denn wenn wir reisen, geben wir Geld aus. Wenn wir zu Hause sind, versuchen wir, es wieder zu verdienen.

Aber erst eine sehr schöne Reise im Januar und Februar: Israel, Jordanien, Ägypten.

Hauptsächlich Israel. Da war ich ja schon zweimal. Das erste Mal gleich nachdem Maudy und ich uns verlobt hatten, für drei Monate, um mich von dem Schreck zu erholen. Ganz arm, sowohl Israel als auch ich, und das paßte ganz gut, denn in einem armen Lande hat man für Armut Verständnis. Außerdem sieht man es besser, ehrlicher, von unten und von innen. Ich fuhr per Anhalter, arbeitete auf Kibbuzim, wohnte ein Zeitchen bei den Beduinen und genoß die Zeit.

Das zweite Mal kam ich als eingeladener Gast des Staates Israel, mit einer kleinen Gruppe von Schriftstellern. Diesmal sah ich's von oben, weniger ehrlich, sehr luxuriös, und dank eines großartig geschulten Reisebegleiters wurde es eine sehr interessante Fahrt.

Und dies Mal mit Maudy, auf eigenes Konto, aber mit viel Zeit, herrliche

Freiheit und einem Fiat Uno, einem kleinen weißen Käfer, der recht langsam kriecht, aber es ist ja ein sehr kleines Land, und wir hatten keine Eile, und überall gibt es was zu sehen.

Hier haben sich nämlich seit mindestens 10.000 Jahren Menschen totgeschlagen, mit viel Energie und Enthusiasmus (in der Schule nennt man das Geschichte). Sie haben große Zivilisationen gegründet und sie dann zerstört, haben drei große Religionen erfunden, auch ein herrlicher Grund für Zwist und Krieg. Es war immer was los im Heiligen Lande. Ich las jeden Abend die Bibel, und wo wir auch waren, wird irgend etwas erwähnt. Sie ist der beste, interessanteste Reiseführer für dies Gebiet.

Wir fuhren eigentlich nicht wegen Geschichte oder Religion, sondern wegen Tieren. Die Israelis haben sehr gute Naturreservate (17% des ganzen Landes), haben Tiere eingeführt, die einst hier lebten, und wir fuhren so langsam von Nord nach Süd. Im Norden sind Teile einer alten Sumpflandschaft erhalten worden, ein schönes Gebiet für viele Vogelarten, manche ganzjährig, andere verbringen nur den Winter dort.

Dann in die judäische Wüste. Mit einem jungen Biologen und seiner Freundin. Spät im Januar, und die Wüste blüht: die Ahnen unser Hauspflanzen. Scharlachrote Anemonen, Hyazinthen, Tulpen - manchmal wie ein leuchtender Teppich.

Mit seinem Jeep fuhren wir weiter und weiter. Steinböcke, gewaltig und herrlich in dem Gebirge. Und dann, weiß Gott woher, in dieser Wildnis eine Kamelherde und ein Araber. Viele Kamelstuten mit gerade geborenen Jungen, mit kleinen Körpern und langen, etwas wackeligen Beinen. Ich fragte ihn, ob ich sie fotografieren könnte und ob sie freundlich seien, denn ein böses Kamel haut dich zu Mus. „Nun“, sagte er, „ich habe nur nette Kamele.“ So zog ich mit denen weiter, und Maudy und die Israelis und der Araber kochten Tee, schwatzten, teilten Brot und Käse. Ich kam nach paar Stunden zurück, wir verabschiedeten uns mit vielen "Salam" und fuhren weiter. „Ist er Beduine?" fragte ich. „Nein", sagte Dror, der Biologe, „Palästinenser." „Kamelzüchter?" „Nein", sagte Dror trocken, „Terrorist. Aber eben auf Ferien und paßt auf die Kamele seines Bruders auf. Sehr netter Mann!" Es ist ein faszinierendes, verwirrendes, immer interessantes Land.

Die meiste Zeit verbrachten wir in der Negev Wüste. Ich fotografierte Tiere und viel Pflanzen. Mit letzteren half mir ein Botaniker aus Rußland.

In wenigen Jahren haben eine Million Juden Rußland verlassen. Die Hälfte ging nach Amerika, Kanada (und viele, glaube ich, auch nach Deutschland), die andere Hälfte nach Israel. Man hört überall russisch. Viele sind Wissenschaftler. 'Mein' Botaniker hatte früher in Turkmenistan gearbeitet. „Wissen Sie", sagte ich ihm, „vor einigen Jahren waren meine Frau und ich in Zentralasien, in der Karakum Wüste, und da hat uns ein jüdischer Schlangenforscher viel geholfen. Ein Dr. Schönbrodt." „Ach", sagte er, „der wohnt im nächsten Städtchen und studiert jetzt Negevschlangen!" So haben wir denn Dr. Schönbrodt besucht, und ich fotografierte Schlangen!

Jetzt kann man ja von Israel nach Ägypten und Jordanien. Nach Ägypten nur auf einen "Sprung" mit ein paar anderen, zum Berg Sinai und dem Katharinenkloster am Fuße des Berges. Gewaltig. Auf Befehl Kaiser Jusünians vor ca. 1400 Jahren gebaut worden. Und einer der ersten Äbte hörte, da sei so ein Mensch in der Wüste, bei Mekka und Medina, Mohammed, Gründer irgendeiner neuen Wüstensekte (aus irgendeinem Grunde wuchsen Sekten ganz besonders gut in der Wüste!). Aber der Abt war ein vorsichtiger (und weitsichtiger) Mann, schickte paar Mönche zu Mohammed und bat ihn, das Kloster unter seinen Schutz zu nehmen. Mohammed schrieb dann auch auf schönem Pergament einen kurzen, klaren Schutzbrief: "Das Katharinenkloster steht für ewig und immer unter meinem Schutz, und wer es angreift, den wird Allah auf ewig verdammen."

Das Kloster steht inmitten einer Wüste, wo die Armeen von zig Staaten seit 1400 Jahren sich hauen. Es hat die schönste, wertvollste Ikonensammlung der Welt, nach dem Vatikan die älteste und beste Bibliothek der Welt, ist voll mit Gold und Schätzen, ist unbewacht, aber ist nie angetastet worden, die Macht des Schutzbriefes ist immer noch gewaltig.

Maudy und ich bestiegen, langsam, langsam, den Sinai Berg (wo Moses sich dann 40 Tage ausruhte!), sechs Stunden, und kamen gerade vor Sonnenuntergang oben an. Eis und Schnee und bitter kalt! Aber irgendwo gewaltig, und plötzlich fing eine Gruppe von deutschen Pilgern an zu singen: "Großer Gott, wir loben dich....."

Dann noch einen Seitensprung nach Petra in Jordanien, der "rosen-roten Stadt" der Nabatäer. Aus Sandstein geschnitzt, geformt, geschliffen. Einst

(für die Zeit) gewaltig, mit 40.000 Einwohnern, dann vergessen und im 19. Jahrhundert wiederentdeckt. Eine Stadt aus Tausendundeiner Nacht, eine Märchenstadt (die Romantik leidet unter den Touristenmassen - aber dazu gehört man auch! -), wir blieben bis in die Nacht, und dann war sie leer und still und tot, und wir wanderten leise durch die tiefen Schatten der Vergangenheit.

Zwei herrliche Monate. Dann nach Hause, noch schnell zu "meinen" Robben aufs Eis, und dann häuslich und arbeitsam. Bilder aufnehmen, das ist Spaß. Sie aber dann alle zu sortieren, katalogisieren, zu verschicken und dies und das, es nimmt viel Zeit und ist bedeutend weniger Spaß. Aber nu ja, wir haben es ja schön zu Hause, oft Besuch, gehen gerne und oft aus, haben Kinder und Großkind ganz nah, so ist es nicht so schlimm.

Maudy machte sich außerdem selbst auf Reisen, fuhr nach Holland und dann mit einer Schulfreundin zusammen für zwei Wochen nach Portugal, was sie sehr genossen haben.

Und ich fuhr für zwei Wochen zu einem Fotografenfreund nach Wyoming in den Staaten. Er wohnt dort, kennt sich gut aus, und wir fuhren per Kanu einen Fluß ab, durch den Yellowstone Park. Viele Bison-Herden, gewaltige, urige Tiere, und Elche und Antilopen, und auf dem Fluß weiße Pelikane und sehr viele Enten und Gänsesäger, eine herrliche Fahrt.

Aurel ist beinah mit seinem Medizinstudium fertig und arbeitet eben in einem Krankenhaus in Montreal, da seine Frau im Dezember Zwillinge erwartet! Die Familie wächst.

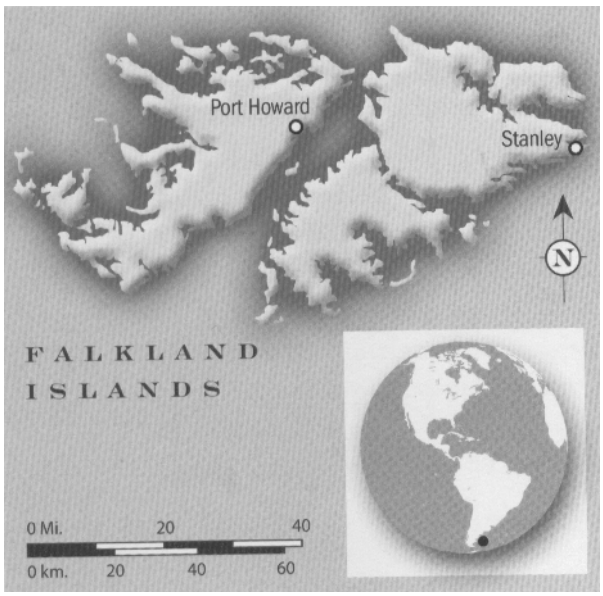
René wohnt bei uns, arbeitet zeitweise für die Vereinten Nationen und weiß immer nicht so ganz, was er mit seinem Leben machen soll. Vielleicht Journalist. Aber da anzukommen ist nicht mehr so einfach.

Und ich fahr mit Zelt, vier Fotoapparaten und 400 Filmen zu den Falkland Inseln (via Chile und Feuerland) und hoffe, dort drei Monate lang mit Pinguinen und Robben zu schmusen. Ich hoffe, es wird ein interessanter Winter werden. Maudy hütet Haus, Großkind, erledigt ab und zu Geschäftliches, wenn nötig, liest viel, hat die ganze Familie hier zu Weihnachten, und anschließend zu Neujahr zu Arist, während ich wohl Weihnachten mit Pinguinen im Frack feiern werde.

Aus Montreal am 10. Dezember 1996 an Annemarie Lackschewitz:

Für uns war dies das Jahr des Reisens: der alte Zigeuner war noch unruhiger denn je. Im ganzen war ich zehn Monate unterwegs. Zu Hause war ich nur ab und zu kurz auf Besuch.

Das fing im vorigen Spätherbst mit der größten Fahrt an. Drei Monate auf den Falkland Inseln, via Chile und Feuerland. Ein herbes, karges, baumloses, ewig windiges Land, mit 2.000 netten Menschen und 500.000 fetten, sehr wolligen Schafen. Und Vögeln und Robben. Gib mir Robben, und ich bin glücklich (Maudy hält es mehr mit schöner Schokolade!).



Ich reiste per Flugzeug von Insel zu Insel, wohnte dort bei den Schafzüchtern und hatte es schön. Die Einwohner sind englischer, schottischer oder irischer Abkunft, ehrliche, anständige, stolze Inselmenschen, nah der Natur, selbstsicher, anfangs etwas steif und formell mit einem Fremden, aber dann tauen sie so langsam auf und können nicht genug für einen tun.

So stell ich mir das Paradies vor. Nette Menschen, viele Vögel und überall Robben! Also, hier war ich im Paradies. Den ganzen Tag verbrachte ich bei einer Pinguin- oder Robbenkolonie, und abends wanderte ich dann müde, zufrieden und stinkend nach Hause, wusch mich, und dann die langen, gemütlichen Familienabende am glühenden Torf-Feuer, mit den Geschichten des Tages, den Erinnerungen, so wie es mal war, bevor der Fernsehapparat zum Zentrum der Familie wurde!

Und zum ersten Mal seit Kleingraben bin ich geritten, denn Reitpferde gibt es natürlich auf allen Inseln. Taktvoll, aber vorsichtig gaben sie mir gewöhnlich das dickste, faulste Pferd am Ort, das paßt so zu meinem Alter! Das ging auch sehr gut. Man sitzt so schön bequem auf dem nach Gaucho-Art mit einem dicken Schafsfell bedeckten Sattel und zuckelt so

gemächlich durch die Gegend, schaut aus nach Falken und nach Adlern, freut sich über die schönen Blumen -- und plötzlich ist da ein Schaf, und mit der Harmonie ist es aus. Diese Pferde sind natürlich von jung auf darauf trainiert, Schafe zu treiben!



Falklandschafe

Und so, ob ich wollte oder nicht, mußten Schafe getrieben werden. Ich habe mich dann lang und ernsthaft mit meinem jeweiligen Roß unterhalten, ihm erklärt, ich sei hier, um Vögel zu beobachten und wir sollten die Schafe in Ruhe lassen, woraufhin die Pferde sagten, das sei Unsinn, man sei auf Erden, um Schafe zu treiben, und da sie größer als ich waren, haben sie die Argumentation gewöhnlich gewonnen.

Im März, wie im jeden März seit 26 Jahren, zu "meinen" Robben aufs Eis im Golf vom Sankt Lorenz. Das ist so mein Frühlingsritual. Warum jemand, der schon 30.000 Bilder von Robben auf Eis hat, noch Bilder von Robben auf Eis aufnimmt, ist natürlich schwer zu erklären. Hauptsächlich, weil es mir Spaß macht und, rein praktisch gesehen, weil das die Bilder sind, die wir am meisten verkaufen. Wir sind ein robbenbasiertes Geschäft!

Und dann, gleich danach, vom Eis mit Maudy nach Afrika. Nach Kenia, mit der gleichen Nairobi Firma und, das hatten wir bedingt, demselben

Fahrer wie vor zwei Jahren, nämlich Christopher, tief-schwarz, höflich, korrekt, immer sehr konservativ angezogen und korpulent. Er sieht aus wie ein Professor, der gerne und zuviel ißt. Aber er hat eine großartige Tierkenntnis und weiß genau den Unterschied zwischen einem bösen und einem freundlichen Elefanten, und das kann sehr wichtig sein.

Wir fuhren diesmal in den Norden von Kenia, den Samburu Park, eine trockene Savannah-Landschaft, schon beinah in Wüste übergehend, die Sonne flimmernd heiß, der Staub rötlich-braun, die Elefanten rötlich-braun, denn sie nehmen Schlammbäder (so wie Damen in Rumänien; auch gut gegen Rheuma, sagt man).

Anschließend fuhren wir nach Tansania, zur herrlichen Serengeti. Mit einem neuen Fahrer. Kenia und Tansania zanken sich, die Fahrer dürfen nicht von einem Lande in das andere.

Carlos, ein passender Name, denn er sah wie ein Terrorist aus, mit wildem, langem Kräuselhaar, einer scharf-winkligen, gestrickten Mütze und einer Seele voller Bitterkeit. Er haßte die Inder, seine Arbeitgeber, wie so viele Schwarze die geschickteren, besser-geschulten, besser-geölten Inder hassen. Er haßte Religion. Als Kind hatten Missionare ihm den Heiligen Geist eingebleut, und er war immer noch böse. Als Mann hatte er sich mit den Mullahs gezankt, die seine mohammedanische Frau fanatisiert hatten, bis sie ihn, zusammen mit seinen Kindern, verließ. Auf Menschen war er jetzt im Prinzip böse, aber er liebte Tiere, mit einer echten, tiefen Liebe und der Fachkenntnis eines selbst-gebildeten Biologen mit einem sehr stark ausgebildeten Einfühlungsvermögen. Er und Konrad Lorenz waren in diesem Gebiet Seelenbrüder. Für mich war er natürlich ideal. Carlos sah alles, kannte alles, war draußen in der Natur ein schöner, glücklicher Mensch, und zusammen waren wir wochenlang vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang auf dieser unendlichen Graslandschaft, einer der letzten und schönsten Tierparadiese unserer Erde.

Dann noch ein Abstecher zu den Seychellen, der Inselgruppe im Indischen Ozean - heiß, teuer und hübsch. Die Bewohner zumeist Kreolen, eine Mischung von Afrikanern, Engländern, Franzosen und Indern. Vielsprachig, cafe-au-lait-farbig und freundlich.

Mich faszinierten drei Dinge: die Coco-de-mer, eine Riesenpalme, die nur auf den Seychellen wächst, die größte Frucht der Welt produziert

(bis 60 Pfund), eine Supernuß, sehr elegant-erotisch geformt wie das Becken einer schönen Frau. An so etwas hat ein Fotograf Freude.

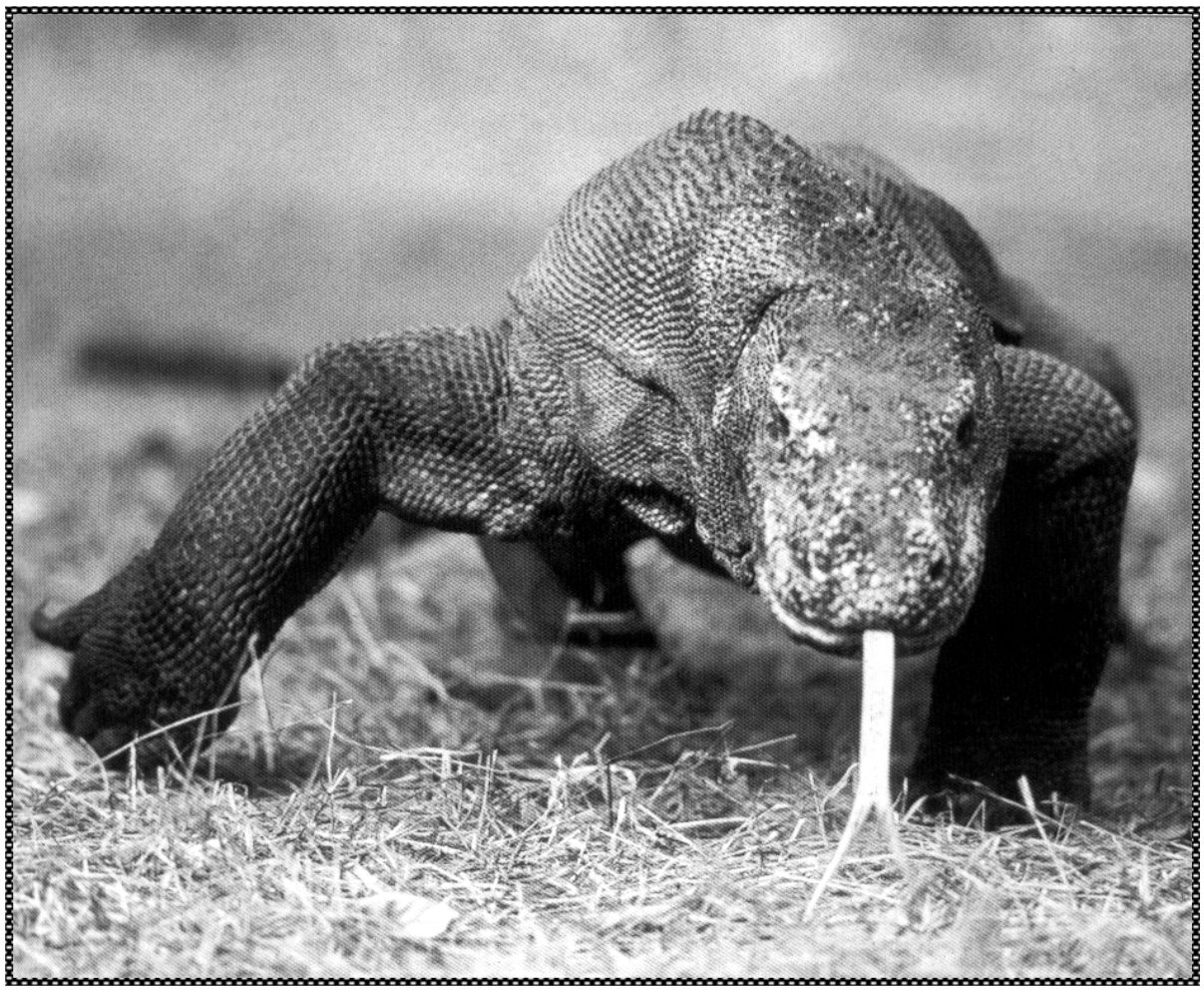
Die Inseln sind ein Überrest eines versunkenen Kontinents, daher zum Teil aus Granit geformt, Granitblöcke, die das Meer seit Jahrmillionen geschliffen und poliert hat, und kein Henry Moore oder Jean Arp hat je so herrliche Formen geschaffen. Wiederum war der Fotograf sehr froh.

Und dann für eine Woche auf die Bird Island, die nördlichste Insel. Da lebt man gut. Eine Luxus Lodge, private Bungalows, herrliches Essen - Mauds Vorstellung des Paradieses. Und für mich? Einen schönen Vogel! Die Feen-Seeschwalbe, rein weiß mit großen dunklen Augen und langen schmalen Flügeln, elegant and märchenhaft schön, der Heilige Geist der Vögel. Aber mit einer Marotte: sie baut kein Nest, sondern balanciert ein Ei auf einem Ast. Fällt es, was oft vorkommt, dann legt man eben ein neues Ei. Das Küken wird dann auch sicherheitshalber mit großen, starken Füßen geboren und klammert sich, kaum geschlüpft, an den Heimast.

Und nachts unter funkelnden Sternen, voll Wein und Frieden, schaukelten wir im dunklen Meer. Das Wasser warm, der Himmel unendlich, das Leben gut.

Wir besuchten kurz die Familie in Montreal und fuhren weiter nach Indonesien. Erst nach Komodo, der Insel mit den "Komodo Drachen", urige Riesenechsen, bis zu 300 Pfund schwer, recht gefährlich (sie essen zumeist Hirsche und Wildschweine, aber auch Menschen), und man darf daher nur mit einem trainierten Führer mit gegabeltem starken Stock gehen. In der Theorie sollte er, wenn die Echse angreift, sie mit dem Stock weghalten.

Wir wohnten drei Wochen auf der Insel, befreundeten uns sehr mit einem der Führer, der sich wirklich auf Echsen und Fotografen verstand, und da wir ihn gut bezahlten, paßte er rührend auf mich auf, da er mit Recht annahm, daß, falls ich gefressen würde, Maudy nichts mehr bezahlen würde. Maudy kam mit, tapfer, schwitzend, aber nicht froh. Sie hat Angst vor Schlangen, und für sie sind die Riesenechsen so schnelle Schlangen mit Beinen, und sie traut ihnen gar nicht.



Mit dem Züngeln der gegabelten Zunge sucht der "Komodo Drachen" nach Gerüchen, die ihn zu einer Beute bringen können.

Dann wurde es schlimmer. Von Komodo fuhren wir sechs Tage per Boot, Auto und mit was auch immer da war gen Osten, zum Alor Archipel, so ziemlich am Ende der Welt. An unserem Ort, Lamalera, fährt einmal die Woche so ein Inselkahn vorbei. Wir gingen zum Schiff um Mitternacht. Heiß, schwül, dunkel auf dem Pier, Massen schreiender, drängender Menschen. Und dann das Schiff. Vor 90 Jahren in Holland gebaut, seit 40 Jahren nicht gewaschen, gesetzlich für 47 Passagiere, und jetzt mit ungefähr 500, plus Schweinen, Hühnern und Sack und Pack.

Mit Hilfe von Geld schuf ein Matrose eine kleine Lücke zwischen einem lausigen Mädchen und einem Schwein für Maudy, und ich hockte irgendwo in der Mitte von dieser gepreßten Menschheit. Und dann noch ein Sturm! Das Schiff ächzte und schlingerte, die Passagiere kotzten, die

Schweine kriegten Durchfall, die Hühner jammerten, und Maudy bereute, wohl nicht zum ersten Mal, daß sie nicht vor 40 Jahren einen braven holländischen Bürger geheiratet hat.

Lamalera. Ein Dorf wie wohl kein anderes. Ein uralter animistischer Kultus (*Animismus = Urform menschl. Religiosität, aus ihr entw. sich der Ahnenkult, Glaube an Geister und Götter; K.L.*), der sich auf den Fang von großen Meerestieren spezialisiert: Pottwale, Manta-Rochen und Walhaie. In heiligen Booten, Booten die "leben", die eine Seele haben, die, wenn sie von Sturm oder Walen oder Alter zerstört werden, genau so gebaut werden wie die verlorenen Boote, so daß die heutigen Boote in jedem Detail gleich sind den 10 mythologischen Booten, mit denen ihre Ahnen vor 700 Jahren zu dieser Insel kamen. Boote aus Holz geschnitzt. Seile aus Palmfasern, das große Segel aus Palmblättern geflochten.

Dort wohnten wir einen Monat. Wir mieteten ein Haus, lernten Rochen mit Reis zu lieben. Maud hat sehr schnell ihr Bahasa Indonesia erweckt, die von beinah allen gesprochene Staatssprache Indonesiens (denn Lamalera hatte auch seine eigene Sprache) und kannte alle im Dorf und alle Geschichten im Dorf, und ich fuhr jeden Morgen mit den Jägern aufs Meer, und dann kreuzten wir hin und her unter der glühenden Tropensonne, allein auf dem unendlichen Meer. Die Mannschaft in Lendenschurz und helmartigem Palmblatthut, nur schwarzgebrannte Haut und Sehnen und gezerrte Muskeln. Und dann die irre Jagd, denn sie springen ja über Bord und greifen so Hai, Riesenrochen oder Wale an. Gefährlich und rasend aufregend. Für mich war es, als lebte ich durch ein Wunder vor Hunderten von Jahren.

Von einem Extremen zum anderen. Von Lamalera mit seiner beinah steinzeitlich-animistischen Jagdkultur nach Hong Kong mit seiner hochmodernen Geldjagdkultur. Lamalera war mir lieber! Und nach Macau, noch Portugiesisch, ein eigentümliches Amalgam (*Legierung Quecksilber mit anderen Metallen; K.L.*) von Portugiesisch und Chinesisch.

Dann noch ein kurzer Besuch zu Hause und dann die Baltikum-Reise, die schöne Zeit bei Wolf und Odert, und die halb-traurige, halb-schöne Zeit in Estland und Lettland. Trotz Hermanns Diktum, daß "wer dort ein *car rentet*, ist doof", haben wir uns Autos gemietet, denn wir wollten ja so viel sehen und haben dann auch viel gesehen.

Wolf und Odert hatten uns schon gewarnt, und schließlich hatten wir ja

über viele, viele Baltikum-Reisen gelesen, und die Worte, die am häufigsten vorkommen sind: "kaputt, verfallen, verlassen, verschwunden“.

So wurde es nicht eine nostalgische Reise in die Vergangenheit. Denn die wahre Vergangenheit lebt ja in uns allen weiter. Sie besteht aus Erinnerungen an die schöne Zeit, als man noch sehr jung war. Und die tausend kleinen Vignetten aus der Zeit bleiben.

Natürlich ist es traurig Autzem zu besuchen (verlassen!), denn für mich wurden dann doch goldene Erinnerungen wach, an Onkel Max Sivers und Tante Marie und ein großes, frohes, freundliches Haus voller Leben und junger Menschen. Oder Quellenhof, unser Kindheitsparadies, jetzt dermaßen verkommen, daß ich es erst nicht erkannte.

Aber die Eichen bleiben, die schönen Wälder, das Aa-Tal, die gewaltigen Ruinen von Wenden oder Treyden und vor allem die Menschen, besonders auf dem Lande. Man fühlt sich dann doch "zu Hause", ist froh, da zu sein. Genau wie bei Hermann war ich überrascht-froh, wie schnell mein Lettisch zurückkam. Aber natürlich nur bis zur Grenze eines Zehnjährigen, und dazu noch ‚landsch'! „Sie sprechen ein etwas altmodisches, akzentfreies Kinderlettisch vom Lande", sagte mir ein amüsierter Lette.

Zurück via Holland. Maudy und ich haben sehr viele Verwandte und Freunde in Holland, und es war schön so viele liebe Menschen wiederzusehen.

Und jetzt kommen wir auch endlich mit unserer eigenen Familie zusammen: Aurel ist Arzt, macht sein Praktikum in einem Montrealer Krankenhaus und ist Vater von drei Töchtern: Sarah-Maud, jetzt schon fast vier, und Zwillinge, gerade ein Jahr alt. Wir feiern diese Woche ihren ersten Geburtstag. Zwei süße, runde, frohe Mädchen, bißchen orientalisch, so Maudy en miniature, aber lauter.

Und René studiert Journalismus in Halifax. Endlich! Und es macht ihm Spaß, er arbeitet (welch Wunder!) fleißig, schreibt viel, und vor allen Dingen scheint er seinen Weg gefunden zu haben.

Bald ist Weihnachten, und dann sind alle bei uns, und dann ist es selbst

für Zigeuner schön, häuslich zu sein. Sogar ich bin genug gereist! Außerdem hat sich eine irre Menge Arbeit angestapelt. So werden wir häuslich und arbeitsam sein. Und es bleibt ein Jahr voll interessanter und schöner Erinnerungen. Zu Neujahr, wie jedes Jahr, fahren wir wieder zu Arist aufs Land.

Aus Montreal am 19. Oktober 1997 an Annemarie Lackschewitz:

Dies wird wohl der früheste und kürzeste aller meiner Weihnachtsbriefe werden. Kurz, weil wir dies Jahr tatsächlich häuslich waren, und früh, weil es jetzt mit der Häuslichkeit vorbei ist. Wenn alles gut geht, fahren Maudy und ich nächste Woche nach Chile. Für drei Monate.

Maudy genießt es, zu Hause zu sein, genießt die Großkinder. Drei bezaubernde Mädchen, die eben gerade im Garten spielen. Die strahlen von Freude und Jungsein und sprudelndem Leben - und das ist schön. Wir sitzen auf dem Balkon und schauen zu, wie sie toben, bis sie müde sind. Dann verblaßt der Zauber und der Zores fängt an - und dann ruft man die Eltern an und sagt: „Eure Engelchen kreischen und sind müde. Kommt sie holen!" Großeltern zu sein ist ganz schön. Man freut sich an der Sonne und vermeidet den Schatten.

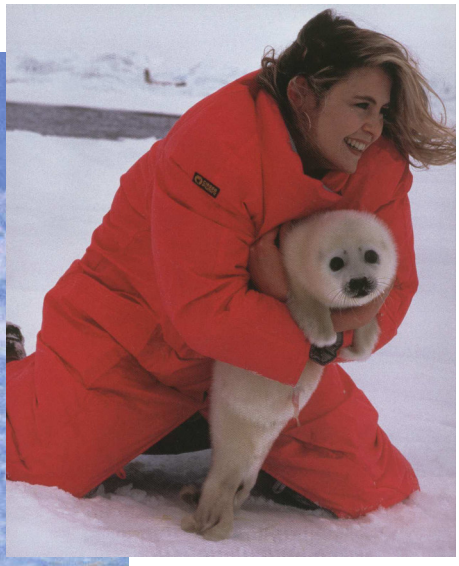
Gestern feierten wir Weihnachten. Bißchen früh, aber da wir ja Weihnachten wahrscheinlich irgendwo in Chile verbringen werden (mit Seelöwen, hoffe ich), so haben wir unser Weihnachten mit Kindern und Großkindern jetzt schon gefeiert.

Nach den vielen Reisen der zwei letzten Jahre sah es zu Hause traurig aus. 60.000 Dias in Dosen, Mahnungen von Zeitschriften: „Wo ist der langversprochene Artikel", u.s.w. Dann kann man eigentlich nur zwei Dinge tun. Ganz schnell wieder wegfahren, so weit wie möglich. Oder man arbeitet. Letztere Lösung ist weniger Spaß. Aber dennoch haben wir systematisch eins nach dem anderen den ganzen Rummel beseitigt, und wir und die Ehe haben es überlebt! Und jetzt ist *tabula ras*a. Die ausgeplünderte Reisekasse hat sich einigermaßen gefüllt, und ich träume schon von Robben und chilenischem Wein! Maudy, die ja im Prinzip und von Natur ein häuslicher Mensch ist, hofft schon seit Jahren, daß ihr Zigeuner im Alter doch vielleicht seßhaft werden wird. Noch nicht! Und so fährt sie auch ganz gottergeben mit, obwohl ihr die Großkinder viel

lieber sind als Seelöwen oder geplante Jeep-Expeditionen in die Atakama Wüste.

Im März war ich weg. Bei "meinen" Robben auf dem Eis. Wie jedes Jahr. Aber dies Jahr bißchen anders. Die "Robbenjagd" hat ja wieder begonnen. 275.000 Tiere dürfen erschlagen oder erschossen werden. Die Robben haben in den letzten Jahren dank Schützung zugenommen. Die Kabeljaue haben in den letzten Jahren dank wildem Überfischfang von vielen Nationen katastrophal abgenommen. Wer hat Schuld? Die Robben, sagen die Fischer und die Bürokraten. Also Großjagd auf Robben.







Das ist ein grausiges Gemetzel auf dem Eis. Ich sehe es ganz hoch vom Hubschrauber. Das Eis, so glänzend weiß, ist rot getupft und gestreift, Blutlachen und Zerrspuren. Landen und fotografieren ist verboten. Damit hat Kanada viel zu viel Krach bekommen. Die einfache Lösung: ohne Genehmigung darf die Robbenjagd nicht fotografiert oder gefilmt werden. Und Genehmigungen werden im allgemeinen erst erteilt, lange nachdem die Robbenschlächterei zu Ende ist. Schlau!

Also hat die Tierschutzgesellschaft, die mich seit Jahren aufs Eis bringt, vorigen März "Fachfotografen" angestellt. Das sind Typen! Wo immer auf der Welt es Krieg, Krach und Krawall gibt, da sind sie, heute im Kongo, morgen in Bosnien oder Israel. Und jetzt auf dem Eis. Mit großen Stativen und kanonenlangen Linsen! Die leben vom Kitzel der Gefahr, von Adrenalin und hohen Gagen. Und abends trinken sie und erzählen von Mord und Todschlag und von Kollegen, die es getroffen hat. Ein kleiner Klub. Die Söldner der Gefahr.

Mich tolerierten sie mit amüsierter Hochmütigkeit. Bis wir auf dem Treibeis bei den Robben waren. Da ist meine Welt. Die anderen haben dafür keine Angst vor bösen Menschen und Maschinen. Die kennen sie. Aber sie haben Angst vor Natur und Tieren. Die kennen sie nicht. Und plötzlich war ich in meinem Element und leitete sie von Scholle zu Scholle, beruhigte böse Robbenmütter und stieg steil in ihrer Achtung auf. Es waren interessante Wochen. Ein Blick in eine andere Welt.

Und dann noch extra Glück für mich. Seit Jahren ist für mich die Saison der Sattelrobben vom 1. März bis 15. März. Nach ihnen aber kommen die viel selteneren Klappmützen, große, schnelle, dunkle, gefährliche Robben. Deren Saison auf dem Eis ist von Mitte bis Ende März. Und dann sind die Hubschrauber weg, und ich kann nicht hin.

Dies Jahr aber hatten sie so viele Hubschrauber, um dies alles zu filmen, daß plötzlich einer übrig blieb. „Er ist bezahlt. Du kannst ihn haben“, wurde mir gesagt. Alle reisten weg, nur der Pilot und ich blieben, ein Pilot den ich seit Jahren kenne und der Treibeis kennt und gut ist.

Wir fanden eine kleine Gruppe von Klappmützen so nach einer Stunde Flugzeit von unserer Insel aus. So flogen wir früh am Morgen hin und kamen bei beginnender Dunkelheit wieder “nach Hause“. Ideal! Klappmützen sind groß, so 350 kg. Sie haben die kürzeste Säugezeit von allen Säugetieren. Das Junge wird mit 20 kg geboren, trinkt jeden Tag 20

Liter der fettreichsten Milch, die es gibt (mit 70% Fett wie dicke Sahne), wird zusehends runder, wiegt nach vier oder fünf Tagen 50 kg, und das ist es. Mutterliebe und Muttermilch hören gleichzeitig auf zu fließen. Gleich anschließend paart sich Mama und ist also mit einer Wochenpause pro Jahr ungefähr 20 Jahre schwanger.



Zusätzlich zur Möglichkeit, seine Kopfhaut zu einer Art Kapuze aufzublasen, kann das Männchen seine Nasenhaut herausklappen und ebenfalls aufblasen, um damit den Weibchen und seinen Rivalen zu imponieren.

Klappmützen sind nur selten und meistens schlecht fotografiert worden. Das hat mehrere Gründe. Sie gebären ihre Jungen weit draußen auf dem Treibeis. Ende März ist es gefährlich auf dem Eis, und Klappmützen gelten als die gefährlichsten aller Robben. Alle sind konzentriert, die Zeitspanne kurz, sie sind aufgeregt und aggressiv.

Diesmal hatte ich Zeit. Wir waren immer mit den gleichen Tieren, erst gibt es viel Gegrolle, und dann gewöhnen sie sich, und endlich kann man auf ein, zwei Meter an sie heran, und sie gucken bloß: „Ach, da ist er ja schon wieder!" und regen sich weiter nicht auf.

So war es für mich eine herrliche Zeit. Allein auf dem Eis (der Pilot verläßt auf Treibeis nie seine Maschine!) mit Tieren, die mich so nach und nach akzeptieren, und dann ganz nah von ihnen auf dem Eis liegen und ein Teil ihrer Welt werden. Dann ist jeder Tag faszinierend, ein herrliches Erlebnis, und abends ist man dann schön müde, man ißt, man schwatzt ein bißchen und schläft dann tief und fest.

Das war die Fahrt des Jahres. Sonst zu Hause, aber mit viel Besuch. Freunde und Verwandte kamen in diesem Jahr, und das ist immer schön. Wir gingen daher auch oft aus, und es wurde ein sehr schöner Sommer.

Außerdem war ich sehr tätig. Seit Jahren schon ärgert mich der Zaun. Dies Jahr sollte er gestrichen werden. Aber paar Latten waren morsch — und so habe ich den ganzen Zaun abgerissen und einen neuen gebaut. Und dann, schon einmal im Schwung, auch den ganzen Balkon abgerissen und neu gebaut. Und gepinselt! 100 Liter Farbe. Aber das ist ein guter Kontrapunkt zu all dem Schreiben und Denken.

Und jetzt sind wir fertig. Der Zaun ist neu, der Balkon ist neu, alle Geschichten sind geschrieben und auch ein Buch (wieder Eisbären), Winter steht vor der Tür, und mich lockt die Ferne. Die Seelöwen rufen!

Peter Hahn war gerade da. Er und seine Familie haben ja viele Jahre in Chile gewohnt und kennen dort noch viele Menschen, und da Peter Genealogie liebt, bekam ich von jedem nicht nur Adresse und Telefonnummer, sondern auch eine Liste aller Ahnen zurück bis zur Zeit Peters des Großen! Seine Frau versuchte dann zu bremsen, aber wenn Peter erst mal hinter Ahnen hergaloppiert, dann ist kein Halten. Aber so sind ja Genealogen. Sie gucken dich erstaunt an und sagen vorwurfsvoll: „Also du weißt wirklich nicht, daß deine Ur-Ur-Ur-Großmutter eine geborene Brevern war! Die war in erster Ehe mit einem Radziwill verheiratet, dessen Tochter in Italien heiratete und ja, laß mal sehen, du bist ja also auf die Art mit dem Papst verwandt." Faszinierend aber verwirrend, man stolpert da dauernd über Stammbäume!

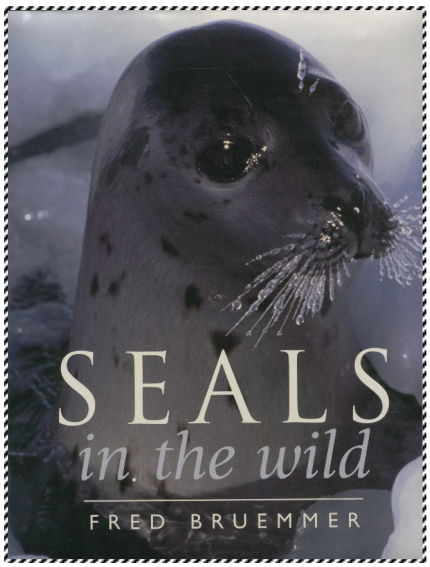
Es war schön, gestern die ganze Familie hier zu haben. Maudy ist dann so ganz Mater familias. Aurel ist Arzt, absolviert sein zweites Jahr Praktikum in verschiedenen Krankenhäusern, hat sehr viel zu tun, aber hat viel Freude an seiner Arbeit. Er tut gerne Gutes (besonders, wenn er dafür bezahlt wird) und kommt daher gut mit Patienten aus. René

beendete sein Studium in Halifax, und Maudy, Aurel und ich fuhren hin zur Abschlußfeier. Per Auto, nonstop, 1.500 km hin, Aurel und ich so halbe-halbe. Wir waren bei all den Feierlichkeiten, René feierte gründlich weiter, und den nächsten Tag fuhren wir nach Montreal zurück.
René hat dann auch sofort eine Stelle gefunden an einer kleinen Zeitung nicht weit von Montreal und ist jedes Wochenende bei uns, zur Freude von Mutter und Freundin!

Aus Montreal am 19. Dezember 1998 an Annemarie Lackschewitz:

Bis Italien waren unseren Reisen schön. Aber dort erhielten wir, via Heddy, eine traurige Nachricht. Mein Bruder Arist war gestorben. Er las noch spät im Bett, schlief ein und wachte nicht wieder auf.

Arist war das Zentrum unserer kanadischen Familie. Bei ihm trafen wir uns alle, bei ihm waren unsere Jungen "auf dem Lande", bei ihm waren seine Jungen zu Hause, und dadurch blieb auch die jüngere Generation sich nah. Zu Arist und Geti fuhren wir alle jedes Jahr zu Neujahr, bauten unser riesiges Heidenfeuer, das hoch in den Winterhimmel loderte, tranken Getis Eierlikör und brutzelten Zieschen in der Glut. Und alle die schönen alten Traditionen wanderten von Generation zu Generation, und man war sich nah, und für alles das und für noch viel, viel mehr sind wir alle Arist zutiefst dankbar. Auf seiner Farm hat er für uns alle ein zweites, urgemütliches, landsches Zuhause geschaffen, sehr baltisch, sehr traditionell - wirklich das Zentrum der Familie. Das wird die Farm auch weiter bleiben. Das ist Arists Erbe an uns alle.



Für Maudy und mich war dies wieder ein Reisejahr. Voriges Jahr schrieb ich wieder ein Buch, über die Robben der Welt und die Welt der Robben, und dann sitze ich ja Tag um Tag und lese und denke und schreibe. Im September war der Text fertig, und wir konnten los. Und dann waren wir auch wieder zehn Monate unterwegs.

Erst Chile. Ein Land wie ich, lang und dünn. In Santiago lebt eine Cousine von unserem Nachbarn Peter Hahn, Prinzessin Janina Obolenski, geb. Kleist.

Wir wohnten in einem kleinen, billigen Familienhotel im Zentrum von Santiago, riefen sie an. Sie lud uns sofort ein und war ganz reizend. Ein Mensch, den man gleich liebt. Sie ist etwas über 80 - und pflanzt Bäume! Sie entwirft nämlich seit Jahrzehnten große Gärten, und sie tut das bißchen so wie Gott, als er das Paradies entwarf. Sie schaut weit in die Zukunft, wie es in 20, 30, 40 Jahren aussehen wird, wie alles in Harmonie zusammen aufwachsen wird, mit einer tiefen Liebe und Verständnis zur Natur.

Für uns wurde sie bald "Nina" und wir für sie "die Wandervögel", denn plötzlich waren wir in Santiago, deponierten Film und dies und das bei ihr, schwatzten und schwirrten dann wieder weg.

Erst in den Norden von Chile: von Santiago 43 Stunden per Bus. Ein Luxus-Bus, ein 'Salon-cama' Bus, ein Betten-Bus. Dein Sitz wird zum Bett. Man hat einen Steward, recht gutes Essen, amerikanische Mord-und-Totschlag-Filme, und so reist man gen Norden, düst durch das reiche Wein- und Agrarland von Mittel-Chile und dann durch die unendliche Atakama Wüste.

Maudy und ich sind ja schon in vielen Wüsten gewesen, aber die Atakama ist die wüsteste aller Wüsten. Da wächst nichts. Es hat seit hundert oder mehr Jahren nicht geregnet. Nicht einmal ein bißchen. Tot und bedrückend in ihrer Gewaltigkeit und Einsamkeit, braun-grau, staubig, leer.

In Arica, einer Stadt nah der peruanischen Grenze, mieteten wir uns für viel Geld einen recht zertrümmerten, aber hochrädrigen Lastwagen mit starkem Motor, luden ihn voll mit Benzintonnen, denn uns wurde (fälschlicherweise!) gesagt, in den Dörfern der Hoch-Anden gäbe es kein Benzin.

Die Fahrt selbst auf der recht guten, aber schmalen Strasse von Arica nach La Paz, Bolivien, ist schon spannend, denn viele Südamerikaner fahren im Prinzip schlecht. Sterben sie dabei, so ist das Gottes Wille. Ein Gedenkkreuz steht am Straßenrand, und die Versicherungsraten werden gesteigert.

Es war das, was amerikanische Soldaten eine Marilyn Monroe Straße nennen - nur Kurven. Unser starker, alter Panzerwagen kroch ganz brav höher und höher, aber den kleinen Autos geht die Puste aus, und

trotzdem versuchen sie, gerade in den Kurven zu überholen! Eben das macht die Fahrt so spannend!

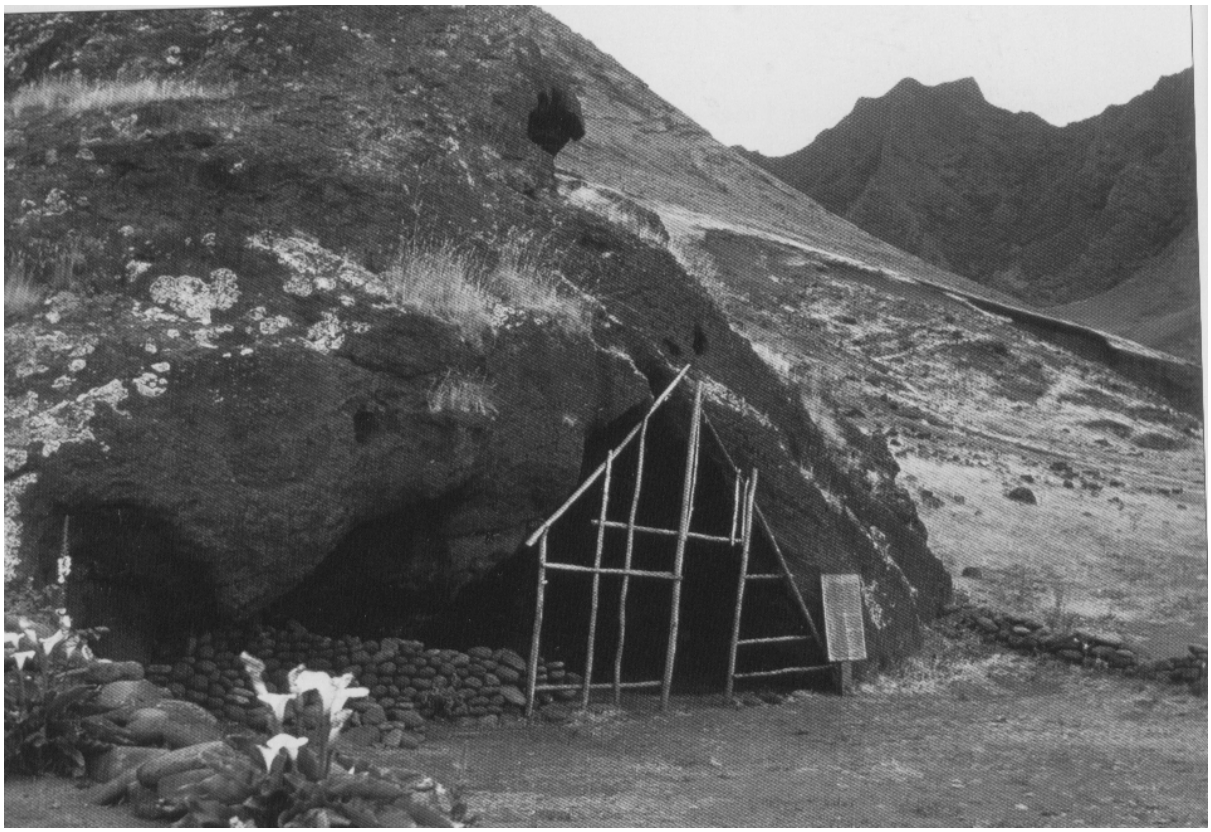
Wir wohnten auf 3.000 m Höhe in Putre, einem kleinen Indianerdorf. Ruhten uns paar Tage aus und machten dann Tagestouren zur Altiplano, der Hochebene Südamerikas, bis zu 6.000 m hoch.

Ein eigentümliches Land. Die Tage heiß (bis zu 30 Grad C), die Nächte bitter kalt (-5 Grad C), die Luft glasklar und recht "dünn", ein bißchen gehen und schon ist man außer Puste. Die Pflanzen niedrig, hart, das "Gras" grau-grün und igel-stachelig.

Ich fotografierte die Tiere der Altiplano. Eine Familie von Riesenbleßhühnern, die in einem kleinen Bergsee ihr Nest bauten, viele andere Vögel des Hochgebirges, aber vor allem Vicunas und Vizcachas. Vicunas sind wilde Vettern der Lamas, kleiner, eleganter, mit "goldener" Wolle (einst durften nur der Inka und seine Familie Gewänder aus der goldenen Vicuna-Wolle tragen), und Vizcachas sind hasenähnliche Vettern der Chinchillas. Ganz früh am Morgen kommen die Vizcachas aus ihren Steinhöhlen und sonnen sich. Sie liegen lässig auf flachen Steinen wie Damen am Strande, die langwimperigen Augen halb geschlossen, und saugen die herrliche Sonnenwärme in sich auf.

Zurück nach Santiago und 700 km hinaus in den Pazifik zu den Juan Fernandez Archipel mit einem kleinen Flugzeug - zwei Piloten, drei Passagiere! Dort wohnten wir auf der Isla Robinson Crusoe. Den gab es nämlich. Er hieß Alexander Selkirk, war ein junger, starker, jähzorniger Schotte, der den Fehler beging, sich mit seinem Kapitän zu verzanken. Der setzte ihn dann auf dieser kaum bekannten, unbewohnten Insel ab, und da wohnte er allein viele, viele Jahre, bis englische Piraten ihn zufällig fanden und nach London brachten. Dort wurde er recht berühmt. Der Schriftsteller Daniel Defoe traf ihn, verbrämte die Geschichte, nannte ihn Robinson Crusoe und schrieb einen unsterblichen Roman!

Heute wohnen dort 400 Menschen in einem Dorf. Sie leben von ein paar Touristen und vielen Hummern, denn dies, so sagt man, ist die beste Hummergegend der Welt! Wir wohnten in der "Villa Green", und Abendessen war viel Hummer, viel Weißwein und Mozart, denn unser Hausherr, Señor Green, liebte klassische Musik!



Die Höhle von Robinson Crusoe. Im wirklichen Leben war es der Seemann Alexander Selkirk, der alleine auf dieser einsamern Insel von 1704 bis 1709 lebte und sich im wesentlichen von verwilderten Ziegen ernährte.

Ich war da, um den Juan Fernandez Seebär zu beobachten und zu fotografieren. Den gab es einst zu Millionen, und zu Millionen wurde er von Robbenschlägern im 19. Jahrhundert erschlagen, und die wertvollen Felle gingen nach China. 1890 galt diese Seebärenart als "ausgestorben". 1962 wurden sie an der sturmgepeitschten, unzugänglichen Seite der Robinson Crusoe Insel wiederentdeckt.

In die Gegend brachten mich Hummerfischer, und dort wohnte ich bei einem Eremiten, einem alten dreckigen Mann mit einem alten dreckigen Hund in einer alten dreckigen Hütte. Der Mann, hatte man mir gesagt, liebt Schokolade, und der Hund liebt Weißbrot mit viel Margarine drauf. So kam ich denn mit viel Schokolade und viel Weißbrot und Margarine an und wurde von Mann und Hund sehr freundlich aufgenommen.

Jeden Morgen kroch ich dann angstschwitzend die Steilküste hinunter wo die Seebären leben. Eine wilde Küste, wo die tosende Brandung sich weiß-zischend gegen gewaltige Lavabrocken zerschlägt. Durch diese wilden Wellen, die einen Menschen in Sekunden zu Mus zerschlagen würden, gleiten die Seebären mit lässiger Eleganz aufs Land!

So pendelte ich hin und her zwischen Extremen. Zwei, drei Tage Seebären, Eremit, Hund und Hütte, und dann Villa Green mit Dusche, Maudy, Mozart, Hummer und Wein, und dann wieder zu den Seebären.

Zurück nach Santiago — "die Wandervögel sind wieder da!" und dann in den fernen Süden: Patagonien, ein Land von mächtigen Gletschern, smaragd-grünen Seen und eisgeschliffenen Bergen. Und Tieren: Füchse, Adler, Nandus, die Strauße Südamerikas, und Guanacos, auch wilde Vettern der Lamas, aber größer, derber als die eleganten Vicunas. Es waren herrliche Wochen in einem magisch-wilden Land.

Und dann noch ein großer Seitensprung zu der Osterinsel, 6,5 Stunden per Flugzeug von Santiago. Eine kleine Insel, ganz allein im unendlichen Meer, kein anderes Land 2.000 km im Umkreis. Und doch haben vor 2.000 Jahren Polynesier die Insel entdeckt und besiedelt.

Es gab eine Herrenschicht und eine Sklavenschicht. Die Oberen hatten einen obsessiven Statuenkult. Die Sklaven meißelten die oft 100-Tonnen schweren Lavastatuen mit primitiven Faustkeilen und schleiften sie dann oft viele, viele Kilometer zu den Dörfern. Nach 1500 Jahren Statuen meißeln hatten die Sklaven es plötzlich satt und ermordeten die ganze Herrenschicht. Dann ging es ihnen selber schlecht. Zuerst Bürgerkrieg, dann von Europäern an einem Ostersonntag entdeckt und bald von den ihnen fremden Seuchen beinah ausgerottet.

Und so ist die Insel heute: Eine steinerne Armee von gewaltigen Statuen, teils stehend, teils gefallen, ein kleines Städtchen, ziemlich getrennt bewohnt von Chilenen (die Insel gehört zu Chile) und den recht vermischten Ureinwohnern.

Wir hatten einen Jeep gemietet. Ich fuhr Maudy jeden Morgen an einen schönen Strand, und endlich konnte sie schwimmen und nach den kalten Wochen in Patagonien in der Sonne brutzeln. Ich fotografierte Statuen, wilde Pferde und die Insel und einen Tag auch Menschen.

Einige Ureinwohner, nur mit Lendenschurz bekleidet, schulterlangem, schwarz-glänzendem Haar, tief-braun gebrannt, hackten Rohr am Rande eines Kratersees, um daraus ein Riedboot zu machen. „Kann ich euch fotografieren?" fragte ich. „Ja, kein Problem. Aber erst essen wir. Willst Du mit uns essen?" Sie hatten einen großen rußschwarzen Topf auf

einem Holzfeuer voll mit Schaffleisch und viel Gemüse. Das wurde auf Bananenblätter gelegt, wir saßen ums Feuer und schwatzten. Einige der jungen Männer hatten in Tahiti studiert und sprachen fließend Französisch. Eine Gruppe französischer Touristen mit ihrem Fremdenführer kam vorbei und betrachtete uns fasziniert. „Mon Dieu, qu'ils ont l'air sauvage!" (Mein Gott, sehen die wild aus) sagte eine Dame mit lauter Stimme. „Ja", sagte eine andere, „aber der Alte, der könnte beinahe Europäer sein!"

Noch einmal kamen die Wandervögel zurück nach Santiago, nahmen Abschied von unserer lieben Nina und flogen nach Hause.

Und genossen die Familie: René ist jetzt Journalist, nicht weit von Montreal, und kommt jedes Wochenende zu uns und, wichtiger, zu seiner sehr netten Freundin. Aurel wohnt nah von uns, ist Arzt, hat wie alle jungen Ärzte viel zu viel zu tun und außerdem drei bezaubernde Töchter. Die eine ist schon fünf Jahre, die Zwillinge drei. Die ganze Schar kommt jeden Sonntag zu uns, und dann ist unser stilles Heim plötzlich voll Licht und Leben und Krach!

Und dann flogen wir wieder gen Süden. Dies war ein El Nino Jahr (*Niño = Christkind; warmer Küstenstrom, vorwiegend zur Weihnachtszeit, vor der peruan. Küste. Verursachte besonders 1997/98 Überschwemmungen in S.-Amerika und Afrika, Dürren in Südostasien und Australien sowie äußerst heftige Wirbelstürme über Mittelamerika und den Südstaaten; K.L.*) und bei Euch wie bei uns wie auch anderswo war das Wetter noch verrückter als gewöhnlich. In den Wüsten regnete es. Und dann sprießen plötzlich Blumen, die Jahre, vielleicht Jahrzehnte, als Samen im Sande auf diesen Regen gewartet haben. Die Wüste blüht.

Wir mieteten ein Auto in Los Angeles und fuhren dann zwei Monate kreuz und quer durch die Mojave und Sonora Wüsten der Südstaaten, mit einem langen Abstecher nach Baja California, Mexiko. Hier sahen wir ein Blumenparadies. Die Wüste, normalerweise so heiß und fahl und staubig und trocken, prangt plötzlich mit Blumen. Ganze Täler sind wie mit einem vielfarbigen Blumenteppich bedeckt. Die warme Wüstenluft summt mit Bienen, Fliegen, Hummeln, Käfern. Wo sind die alle, fragt man sich, in den trockenen Jahren! Eidechsen huschen herum, Schlangen haben es gut, und die gold-braun gepanzerten Wüstenschildkröten

marschieren langsam dahin und fressen und fressen und stapeln Fett auf für die schlechten Zeiten, die kommen werden.

Selbst die Kakteen blühten. Von den ganz, ganz kleinen, die sich igelartig am Boden kuscheln, bis zu den viele Meter hohen Saguaros, die mit ihren mächtigen Armen aussehen wie gewaltige Kandelaber. Sie alle blühen, und die Farben sind märchenhaft schön von dem zartesten Rosa bis scharlachrot, vom tiefsten Gelb bis zum leuchtenden, rotadrigen Weiß.

Das war der Zauber der Natur. Als krasse Abwechslung fuhren wir nach Las Vegas, die Zauberstadt in der Wüste. Da wird Idioten vorgegaukelt, sie könnten plötzlich reich werden. Sehr reich. Es ist die Stadt der Illusionen. The *Golden Strip* - die Straße des Goldes. Ein Kasino neben dem anderen, und da spielt und verspielt Amerika (und Asien!) sein Geld - Tag und Nacht, 365 Tage im Jahr.

Es ist alles schaurig faszinierend. Tausende und Tausende von Menschen, die vor den großen Maschinen sitzen und sie mit Geld füttern, die Gesichter blaß-weiß im Schein der Neonlampen. Ab und zu gibt es großen Lärm, und mit viel Trompeten spuckt eine Maschine dann Tausende aus.

Es ist alles Tand und Geglitzer und maßlos geschickt gemacht, wo die reichen Hühner jeden Tag zu Tausenden in Riesenflugzeugen ankommen, schön gerupft werden und dann als ärmere Hühner wieder wegfliegen und trotzdem, und das ist das große Kunststück und die Kraft der Illusion, zufrieden sind. Und im nächsten Jahr kommen sie wieder, um der Göttin Glück ihr Opfer zu bringen.

An uns haben sie wenig verdient. Maudy hat 50 Pfennig verloren! Aber wir haben uns die ganze menschliche Komödie angesehen, paar tolle Shows gesehen und fuhren dann dankbar in die stille Einsamkeit der Wüste zurück.

Maudy blieb im Sommer zu Hause bei Großkindern und Garten, aber ich flog wieder nach Arizona — um Marienkäfer zu fotografieren. Im Juli wird es heiß in Arizona, bis 50° C und manchmal mehr. Menschen gehen aus gekühltem Haus ins gekühlte Auto und von dort ins gekühlte Büro. Auch den Marienkäferchen wird es zu heiß. Und dann fliegen sie zu Abermillionen in ein entlegenes, wenig bekanntes Berggebiet. Wohin

genau, hatten wir mit Hilfe von Biologen schon auf unserer Frühjahrsreise festgestellt.

Ich wohnte in einem Motel in Tucson, stand jeden Morgen vor Sonnenaufgang auf und fuhr hoch, hoch in den Bergwald. Dort war es kühler. Ich ließ den Wagen im Schatten und ging dann weiter zur Fuß. Man muß die Stelle kennen. Sie ist schwer zu finden. Und warum die Käfer dort sind und nicht woanders, weiß kein Mensch.

Plötzlich sieht es eigentümlich aus. Als wären die Baumstämme, die Steine, das Eichenlaub rot-braun lackiert. Es ist kein Lack. Es sind Millionen und Millionen von Käferchen, die eng aneinandergedrängt hier in der Bergkühle ihren Sommerschlaf halten.

Im Herbst fuhren wir nach Europa. Erst nach Bialowieza, ganz im Osten von Polen, an der weißrussischen Grenze. Hier ist wohl der letzte große Urwald Europas, ein Überbleibsel des Herzynischen Waldes, der einst ganz Mitteleuropa bedeckte und von dem Tacitus und Cäsar schon erzählten (*Brockhaus' Kleines Konv.-Lexikon: „nach Julius Cäsar das zusammenhängende Waldgebiet Mitteldeutschlands vom Oberen Rhein bis zu den Karpathen ..."; K.L.*). Dies war das Privatjagdgebiet der Könige von Polen, als Polen noch Großmacht war, und später gehörte es dem Zaren. Beide beschützten Wald und Wild, und hier leben noch Wisente und das andere Großwild Europas.

Der Ur-Urwald ist eigentlich ganz anders als ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Bäume sind gewaltig und alt, ein Mischwald mit viel Eichen und Linden, zwischen 300 und 600 Jahre alt. Die Kronen bilden ein Gewölbe, und darunter ist es feucht, grünlich und dunkel und daher kein Unterholz und kaum Tiere, nur 450 Arten Pilze, sehr viel Moos und Farnkraut. Ein stiller, tief-grüner Wald der Riesen.

Drum herum gibt es einen breiten Streifen "Nutzwald". Dort wird gefällt, gejagt (Keiler und Hirsche - teuer!), da leben die Wisente (geschützt) und da werden im Herbst Pilze gesammelt. Und das wußte ich nicht. Der Wald wimmelte von Pilzsammlern (der Ur-Urwald ist allen verboten), und die verscheuchten mir die Wisente!

Mit dem Fachförster für Wisente suchten wir am Morgen und am Abend in strömendem Regen und bei sehr seltenem Sonnenschein: sie waren futsch. Und so kamen Maudy und ich von unserer Urwaldreise mit

vielen Bildern von Pilzen zurück! Ein bißchen schwächlicher Ersatz für die erträumten Wisente!

Dann nach Posen. Dort mieteten wir ein Auto und fuhren nach Kalisch, wo ich (und Hermann Poelchau) einst zur Schule gingen. Viel erkannt habe ich nicht. Die Stadt und die Zeiten haben sich sehr geändert. Das populärste Restaurant heißt "Cleopatra", der Koch ist Syrer und spricht Arabisch und Polnisch.

Wir fuhren nach Kleingraben. An Pappelhorst (*1939-1945 von Baron Werner v. Hahn bewirtschaftet,. K.L.*) vorbei — die alten Kopfweiden stehen noch entlang der Straße -- an Ungersdorf, und dann kam Chotow - Kleingraben. Es regnete, es war ein grauer, trauriger Tag. Passend. Denn beinah alles war weg oder kaputt - die Ställe, alles. Das einzige was nach war, war das Herrenhaus, und in dem haben seit mehr als 40 Jahren viele, viele Familien gelebt, denen das Haus nicht gehörte, und langsam verkam es, und jetzt ist nichts nach als ein sterbendes altes Haus.

Ich sprach mit ein paar Menschen (mein Polnisch war, dank der Zeit in Bialowieza, wieder recht gut geworden), fragte nach alten Menschen, aber es war eine traurige Litanei: „die sind weggezogen", „die sind gestorben." Eine alte Frau erinnerte sich noch an uns. „Ja, ja, da war ein kleiner Junge", sagte sie. „Das war ich." Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Er ist tot. Alle sind tot." Wir gingen im Regen zum Auto zurück und fuhren weg. Die alte Frau hat recht: heute ist das alles tot. Aber für uns bleiben die Erinnerungen.

Dann per Zug nach Berlin, von dort zu Patric Löwis nach Holzminden, zu Heddy in Amsterdam und dann zwei Wochen in Italien. Ein Freund von uns hat ein Haus in den Bergen von Toskana nicht weit von Florenz. Dort wohnten wir, fuhren oft nach Florenz oder wanderten in der herrlichen Berglandschaft. Wir fuhren dann nach Rom und nach Pompei, Maud rief Heddy an, erfuhr von Arists Tod, und plötzlich hatten wir beide genug vom Reisen. Wir wollten zu Hause sein.

Das Leben geht weiter. Wir waren gerade bei Geti auf der Farm, und alles erinnert uns an Arist. Geti ist sehr stark. Sie liebt das Land, ihre Hunde, das Haus und wird dort weiter wohnen, und so wird die Farm und Arists Erbe weiter als Zentrum unserer Familie bleiben.

Aus Montreal am 5. Dezember 1999 an Annemarie Lackschewitz im GDA-Wohnstift in Göttingen:

Dinge, die man liebt, sind Teil des Lebens, Teil aller Erinnerungen. Ich hab viele. Maudy nennt sie "Staubfänger", aber toleriert meinen Kramsch und meine Schrullen und staubt beide hin und wieder ab.

Nun geht (wenigstens für Christen) ein Jahrtausend seinem Ende zu. Es ist schon kurz vor Weihnachten, bald danach fängt das Jahr 2000 an, und alle sind nervös.

Für uns war dies ein Zickzack-Jahr, recht steil rauf und runter.
Für mich fing dies Jahr ganz herrlich an mit einer lang erträumten Reise in die Antarktis. Nicht so eine schnelle 10-Tage ´Ruhmreise', damit man sagen kann, man ist dagewesen, sondern eine beinahe sechswöchige Fahrt zu den selten besuchten Inselgruppen, die der Antarktis vorgelagert sind.

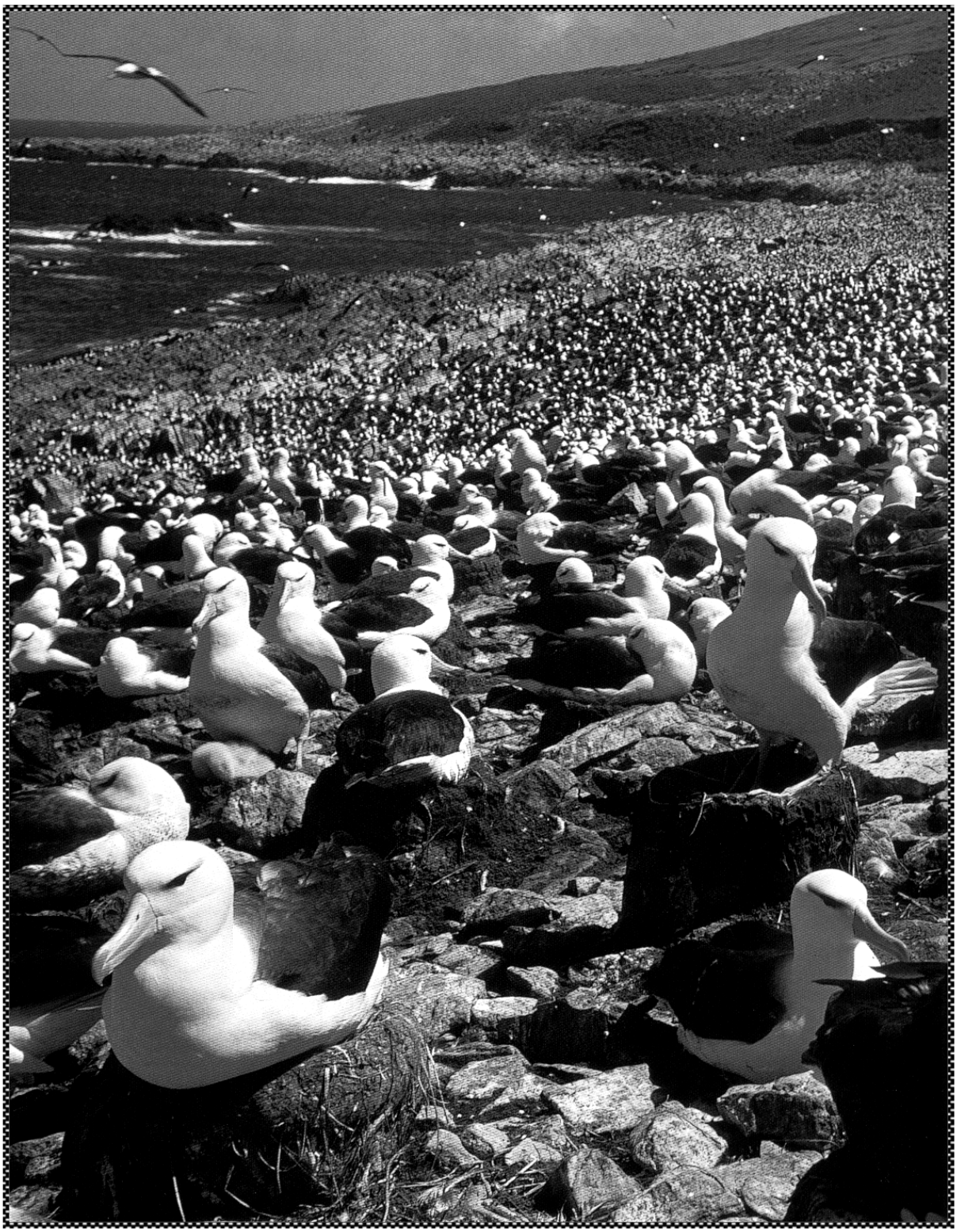
Für so eine Reise hat man zwei Dinge nötig, Zeit und Geld. Und da die meisten, die beides haben, ältlich sind, war es eine ziemliche Seniorenreise. So teilten sich die 84 Passagiere in zwei Gruppen. Ein kleines Grüppchen von professionellen Fotografen aus aller Welt und eine große Gruppe von netten, aber betagten Amerikanern.

Das haben sie sehr geschickt gemacht. Die Profis, ein unruhiges Völkchen, wurden schon um 6 Uhr morgens mit Schlauchbooten an Land gebracht, selbst durch tosende Brandung, und erst spät abends wieder eingesammelt. Die anderen kamen so um 9 Uhr nach, wenn es nicht zu wild war, wanderten ein bißchen herum und kehrten zufrieden zum Luxus des Schiffes zurück.

Ein großes Schiff, in Finnland für die damalige Sowjetunion gebaut. Ich fragte den Kapitän, ein recht junger Mann aus Königsberg (zu mir sagte er nie 'Kaliningrad'!), für was das Schiff früher benutzt wurde. "Halb für Wissenschaft und halb für Spionage", sagte er.

Für jemand wie mich, der Natur und Tiere liebt, sind diese Inseln paradiesisch schön. Auf der Steeple Jason Insel, nah der Falkland Inseln, brüten mehr als eine Million Albatrosse, die größte Kolonie der Welt. Jedes Paar baut ein Nest. Sie schleifen mit Geduld und großen Schnäbeln

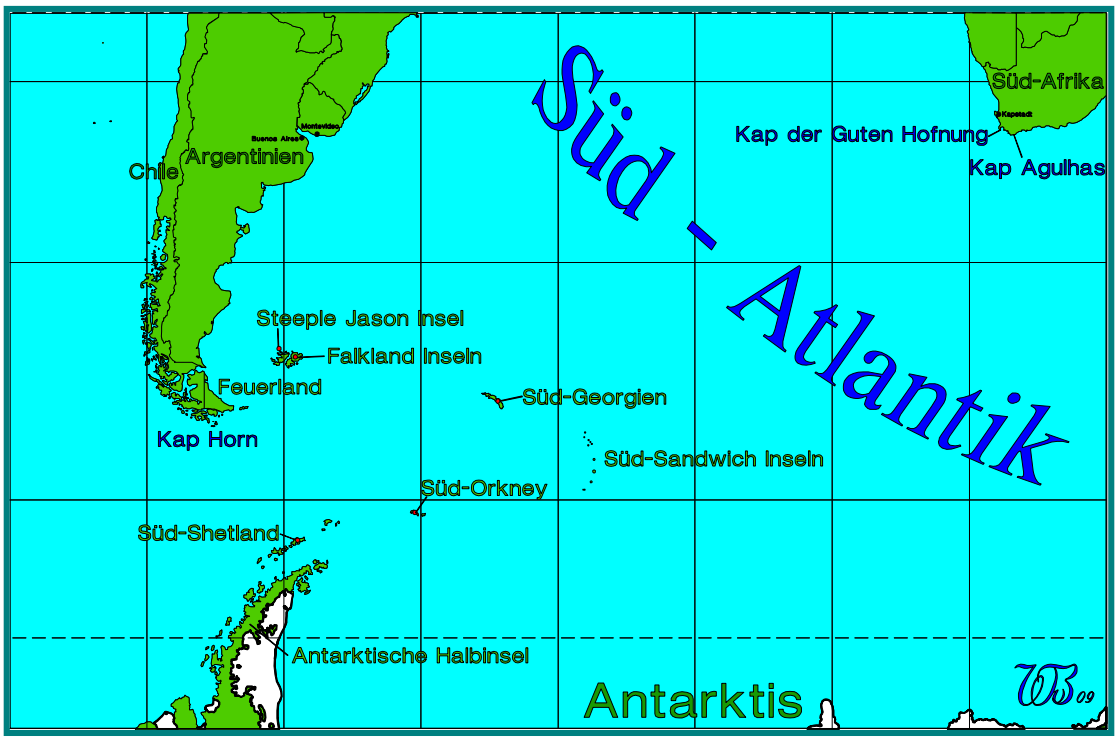
massenweise feuchten Lehm an und konstruieren damit einen recht großen, oben flachen Lehmkegel mit einer Mulde für das Ei. Die Nester sind genau einen Meter von einander entfernt. Das ist der Hack-Abstand – Nachbarn können sich beschimpfen, aber nicht hacken.



Die schönste Insel ist Süd-Georgien: tiefe Buchten, tief grünes Gras (mit Rentierherden, einst aus Lappland eingeführt, als Nahrung für die schon lange geschlossene Walfangstadt, und jetzt verwildert), dann gewaltig gleißende Gletscher und, da wir mit dem Wetter Glück hatten, darüber tiefblauer Himmel. Und Tausende von Robben und See-Elefanten und Millionen von Pinguinen! Meine Vorstellung des Paradieses!

Das ist ein Krach. Jeder Pinguin ist laut und hat sehr viel zu sagen, besonders die großen, eleganten Königspinguine. Und wenn man das millionenfach multipliziert, dann ist es noch lauter als das italienische Parlament.

Wir fuhren von Inselgruppe zu Inselgruppe: Süd-Shetland, Süd-Orkneys, Süd-Sandwich-Inseln, und dann zur antarktischen Halbinsel. Eine rauhe, wilde Welt, aber eine noch natürliche Welt, kaum von Menschen berührt, mit einer herrlichen Vielfalt von Tieren.



Gleich danach fuhr ich nach Polen. Maudy und ich waren ja schon im Herbst im großen Urwald von Bialowieza gewesen in der Hoffnung, die letzten wilden Wisente zu fotografieren. Aber der Wald wimmelte von Pilzsammlern, und die Wisente waren nicht zu finden. „Komm im Winter", riet man mir.

Diesmal, an Erfahrung reicher, wohnte ich bei einer Familie, billiger und viel netter als im Hotel, und mietete mir einen Förster, Pferd und Schlitten. Es waren herrliche Fahrten im Winterwald Ein altmodischer Schlitten, die Füße tief im Heu, schön warm unter einer Pelzdecke, das Pferd mit Krummholz und Fiemerstangen zuckelte so gemächlich durch den tiefen Schnee. Wir sahen Wildschweine und Hirsche, Spuren von Wölfen und Luchsen und ab und zu, gewaltig und schemenhaft im winterlichen Wald, auch Wisente. Aber sie waren scheu.

Sonntags gingen wir in die Kirche, eine große, sehr schöne orthodoxe Kirche, ein Geschenk des Zaren, denn in dieser Gegend sind die meisten Polen russisch-orthodox. Mein Gastherr erzählte mir die Geschichte der Kirche:

Gleich am Anfang des deutsch-russischen Krieges wurde Bialowieza bombardiert und die Kirche war halb kaputt. Die zwei Priester, die ihre Kirche über alles liebten, rannten zum russischen Kommandanten. „Bitte hilf uns die Kirche wieder aufzubauen", flehten sie. „Ihr seid verrückt", sagte er. „Es ist Krieg, ich bin Kommunist, ich kann doch nicht Kirchen reparieren." Und bald danach war er weg, denn deutsche Truppen marschierten ein.

Die Priester baten jetzt den deutschen Kommandanten um Hilfe. „Geht nicht", sagte er. „Außerdem, das hat die Luftwaffe gemacht. Sagt Göring er soll euch helfen." Er meinte das natürlich ironisch, aber die einfachen Priester nahmen es ernst, baten um eine Reiseerlaubnis, fuhren nach Berlin und schafften es irgendwie, bis zu Göring durchzudringen.

Der empfing sie durchaus leutselig. Er war ja passionierter Jäger, hatte vor, in Bialowieza auf Jagd zu gehen, und dachte sich, ein bißchen Lokalpopularität wäre vielleicht nicht schlecht. Außerdem, es war ja nicht sein Geld. Also gab er den Priestern alle nötigen Papiere. Bald danach kamen Architekten, Baumeister und Material in Hülle und Fülle. Die Kirche des Zaren wurde herrlich wieder aufgebaut, und die beiden

Priester waren glücklich, dankten Gott und vielleicht auch, ganz leise, Hermann Göring.

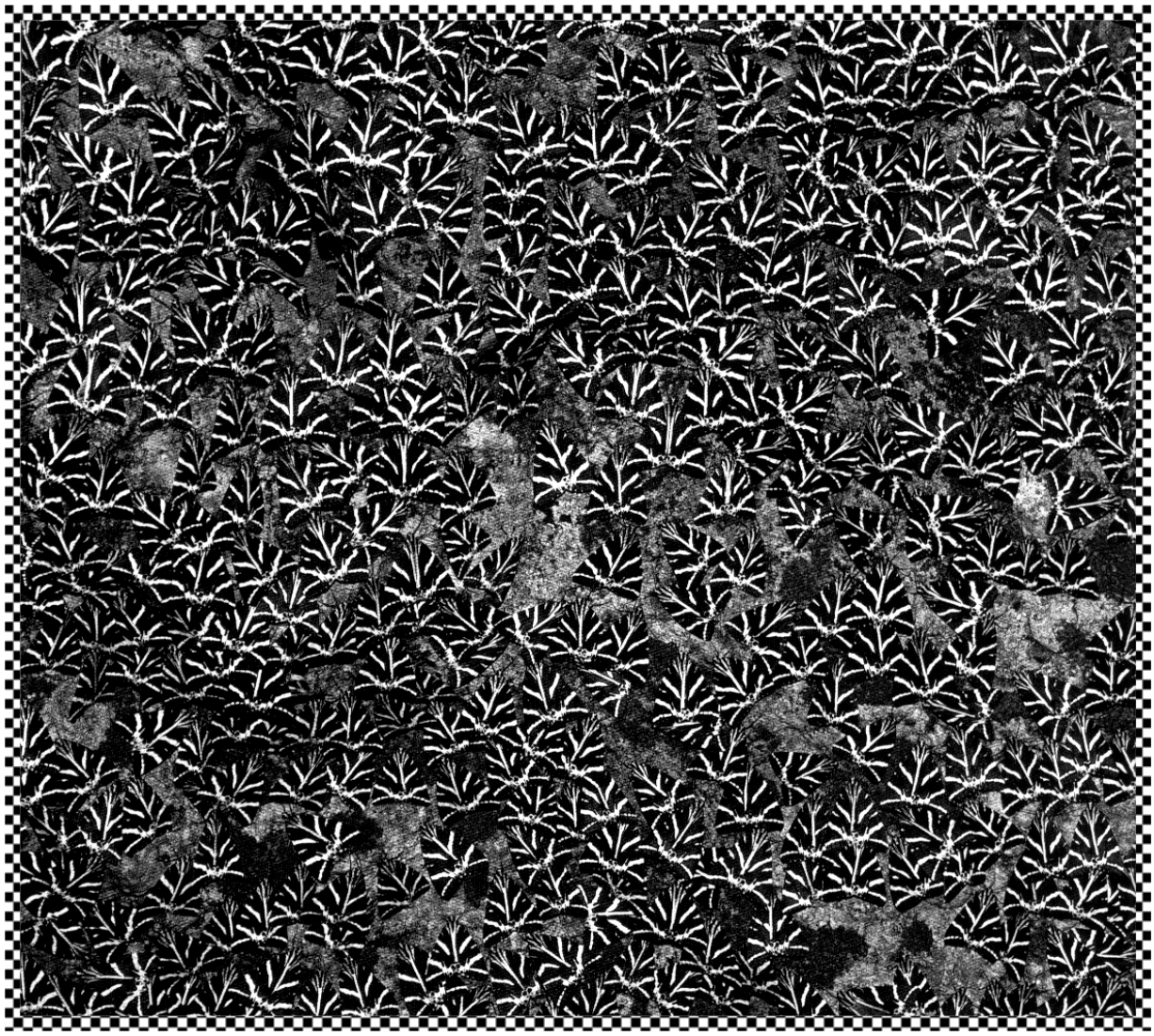
Später ging der Krieg in die andere Richtung. Die Russen marschierten ein und erschossen die Priester als Kollaborateure.
Der Wahnsinn und die Tragik aller Kriege.

Meine Wochen in Polen waren schön, nur mit den Wisenten ging das nicht. Also versuchten wir eine andere Methode. Mein Förster setzte mich ab und trieb eine Wisentherde in meine Richtung. Ein paarmal ging das ganz gut. Am vorletztem Tag versuchten wir es wieder. Ich sah, die Herde würde die Lichtung zu weit von mir überqueren, lief durch den Wald, rutschte in eine Spalte zwischen zwei liegenden Stämmen, fiel schwer rückwärts mit Stativ und großer Linse, es ging laut "kracks", und die Hüfte war in Stücke.

Der Rest ist für mich verschwommen. Mein Förster sammelte mich auf.
Ein polnischer Doktor beschaffte eine Menge Morphin, ‘meine’ Familie brachte mich und all mein Zeugs in eine entfernte Stadt zum Eilzug nach Warschau, übergab mich dem Schaffner, der ein ganzes Coupé für mich räumte. Der übergab mich in Warschau einem Gepäckträger und Taxifahrer. Die übergaben mich zu LOT, der polnischen Luftlinie, und die übergaben mich und all mein Zeugs (nichts fehlte!) an Maudy.

Die Hüfte war hin, aber man kann jetzt ja so etwas neu bekommen. Nur in Kanada, wo unser Sozialstaat ziemlich pleite ist, muß man monatelang auf eine neue Hüfte warten. So fragte ich den Chirurg: „Kann ich in der Zwischenzeit reisen?" Der lachte. „Normalerweise würde ich sagen, nein! Aber fahren Sie nur. Eben reibt nur Knochen gegen Knochen. Wenn es die Nerven trifft, sind sie schnell wieder hier!"

So reisten Maudy und ich mit sehr vielen Filmen und sehr viel Morphin und einem Spazierstock erst mal nach Rhodos. Maudy zum Schwimmen, ich für Schmetterlinge, denn auf Rhodos ist das berühmte "Tal der Schmetterlinge." Es sind eigentlich Nachtfalter, und dank einer guten Bibliothek weiß ich, daß sie auf Deutsch "Braune Bären" oder "Harlekin-Falter" heißen. Den Winter über leben sie als Raupen auf der ganzen Insel, stapeln Fett, und im Frühsommer, wenn es beginnt glutheiß zu werden, fliegen alle diese fetten Falter nachts in ein Tal, ein fünf Kilometer langes, feuchtes, dunkles Tal. Und da bedecken sie zu Millionen Stämme, Steine und Felswände und warten auf den Herbst.



Lauter Braune Bären bzw. Harlekin Falter auf der Insel Rhodos.

Ein schmaler, eingezäunter Pfad geht durch das Tal, und durch den drängen sich jeden Tag so 3.000 Touristen und machen Krach. Wie recht hatte Eugen Roth als er schrieb

"Man sollte nur die leisen Rassen
und nicht die lauten reisen lassen."

Maudy und ich hatten eine Speziallizenz und durften in entlegene touristenfreie Teile des Tales. Ein Tag galt der Fotografie. Hübsch, aber schlecht für die Hüfte, da ich viel klettern mußte (es ist erstaunlich schwierig mit Stativ und Spazierstock zu klettern!), den nächsten Tag schön faul am Strand mit Buch und Saft und herrlich schwimmen, denn das kann man gut mit der kaputten Hüfte.

Und dazwischen Geschichte. Auf Rhodos ist die mächtige Schloß-Festung der Johanniter. In Amalfi vor ca. 1.000 Jahren gegründet, zog der Orden mit den Kreuzzüglern ins Heilige Land, baute Spitäler, tat gut und wurde durch Schenkungen schrecklich reich. Die Araber besiegten und vertrieben sie. Sie zogen nach Rhodos und bauten eine der gewaltigsten Festungen der damaligen Welt. Das ging erst sehr gut. Sie hatten eine mächtige Flotte und besiegten alle. Dann kam aber Sultan Suleiman der Prächtige mit 100.000 Mann und vielen Kanonen und belagerte die von 600 Rittern verteidigte Festung. Nach sechs Monaten hatte er sie immer noch nicht. Das hat dem Sultan so imponiert, daß er den überlebenden Rittern den Abzug mit "Ehre, Waffen und Gut" anbot. Sie nahmen es an, zogen nach Malta, wurden der katholische Malteserorden, während die Brandenburger Branche (Balley) später der protestantische Johanniterorden wurde, dem bis heute so viele Balten angehören.

Unter den Türken ging es dem Schloß schlecht. Erst war es Gefängnis, dann Pulverlager. Irgendein armer Idiot ging eines Tages mit flackerndem Öllämpchen in den größten Pulverraum, und er und ein großer Teil des Schlosses flogen in die Luft.

Im Jahr 1912 gab es einen italienisch-türkischen Krieg. Die Italiener gewannen und bekamen Rhodos einschließlich der ganzen Dodekanes-Inselgruppe. Später, auf Mussolinis Befehl (der damit Hitler imponieren wollte), wurde die mächtige Ordensburg total wieder erbaut. Und das haben sie großartig gemacht. Maudy und ich besuchten sie mehrmals. Beim Eingang hängt eine große Marmorplatte, auf der steht auf Italienisch und Griechisch, "erbaut auf Befehl von Victor Emmanuel III., König von Italien, König von Albanien, Kaiser von Abessinien, und Benito Mussolini, Duce der Faschistischen Partei Italiens und Chef der Regierung ... beendet im Jahre des Herren 1940 und im 37. Jahr der Faschistischen Ära."
Sic transit gloria!

Von dort flogen Maudy und ich via Kopenhagen und Oslo nach Alta in Nordnorwegen. Norwegen ist hübsch und auch ganz hübsch teuer. Unseren ganz kleinen Opel bekamen wir für einen ganz großen Preis. Aber wir wohnten in den lokalen Jugendherbergen sehr schön. Maudy kochte, und bald waren wir ganz zu Hause.

Für mich war die große Attraktion die 2000 bis 6000 Jahre alten Felsritzungen, die sie bei Alta gefunden haben, bis jetzt 3600 von ihnen. Dies muß wohl während Jahrtausenden die heiligste Stelle des Nordens gewesen sein. Die Felsritzungen zeigen die Tiere, die Menschen, die Jagd, den Fischfang der damaligen Zeit. Ein faszinierendes Bild einer schamanistischen Jagdkultur.

Zwischendurch fuhren wir zum Nordkap. Für Maudy war das alles neu, die hellen Nächte, die gewaltige Tundra, die Rentierherden. Wir fuhren auch nach Kautokeino. Von dort, vor mehr als 40 Jahren, machte ich die Frühlingsmigration einer Saami-Familie mit, mit Sack und Pack und 2.000 Rentieren vom Inneren des Landes bis zu einer Küsteninsel. Der Sohn war damals 11 Jahre alt. Mehrere Bilder von ihm sind in meinen Büchern. Jetzt ist er 53 und war mit seinen Rentieren an der Küste.

Dann noch eine Woche in Dänemark. Eine Wikingerwoche. Per Auto zu dem Dutzend oder so der wichtigsten Wikingerfunde: Dörfer, Schiffe, "Burgen", Runensteine. Ein wildes Volk, aber sie und ihre Geschichte und ihre Reisen haben mich seit eh und je fasziniert. Ich fand es herrlich, und Maud kam ganz ergeben mit und genoß das gute Essen in Dänemark.

Im September bekam ich dann die neue Hüfte. Leider ging das so bißchen wie der alte Witz: "Operation gelungen, Patient tot." Die Operation ging tatsächlich sehr gut. Aber kurz danach begannen schwere Infektionen mit schlimmen Schmerzen, und es ging ziemlich steil abwärts mit mir. Meine arme Maudy hat sich so erschrocken, daß sie kaum essen konnte, und das kommt nur ganz selten vor.

Endlich, nach beinahe einem Monat mit immer stärkeren Mitteln, haben sie alle Infektionen beseitigt und mich beinahe auch. Die Reste wurden einer Heilgymnastin übergeben. Sie hat einen schottischen Namen, Bonnie, ist Chinesin, jung, hübsch, schlank, erstaunlich stark und Glanzschülerin der Spanischen Inquisition. Sie packt das Bein, zieht und dreht und fragt dann mit einem süßen Lächeln: „Schmerzt das?"

Und wie es schmerzt! Wenn ich sie nur sehe, denk ich gleich an das alte Nazi-Lied: "Es zittern die morschen Knochen". Aber ich muß zugeben, daß sie auf ihre charmant-brutale Manier schon erstaunlich viel erreicht hat. Ich bin zwar noch nicht ein geschmeidiger Jüngling, aber immerhin wieder ein ziemlich flotter Alter.

So geht für uns ein schön-schweres Jahr dem Ende zu, und alles in allem sind wir dankbar, für Kinder und Großkinder, die uns sehr nah sind, für eine hübsche neue Hüfte aus Metall und Plastik, für schöne Reisen, und schöne Tage in Kiviksberg.

Aus Montreal am 10. März 2001 an Annemarie Lackschewitz im GDA-Wohnstift in Göttingen:

Als Weihnachtsbrief ist es jetzt zu spät, als Osterbrief ein bißchen früh, aber als Brief in Liebe ist jede Saison recht.

2000 war für uns das große Reisejahr. Nicht, daß wir sonst so sehr häuslich sind, aber so wie im Jahr 2000 haben wir es noch nie gemacht.

Nachdem sie mir im Spätherbst 1999 die neue Hüfte eingebaut hatten, rieten mir alle: „Heilgymnastik, schwimmen, üben, trainieren." Ein täglicher Drill wie bei der Armee.

Also, dann schon lieber reisen! Erst, im Januar, ganz vorsichtig nach Florida, dem Sammelstaat für Betagte oder, wie die Amerikaner so hübsch, aber nicht sehr ehrlich sagen "für Menschen im goldenen Lebensalter."

Erst zu den Manatees, den Seekühen (Seeleute nannten sie einst auch Sirenen. Aber das waren Männer, die schon sehr sehr lange keine Frau gesehen hatten!). Sie sehen aus wie ein Zeppelin mit Flossen, sind langsam, dick und dumm und weiden gemächlich Meeresalgen. Sie sind friedlich und freundlich und werden daher oft von rasenden Motorbooten totgefahren. Ihr Lieblingsplatz im Winter ist Crystal Springs, die Kristallquelle, ein Fluß nicht weit vom Meer, wo enorme Mengen kristallklaren Wassers aus der Erde emporsprudeln. Da ist es warm, Algen wachsen in riesigen Unterseefeldern, die Seekühe können schön weiden, und dort sind sie auch streng geschützt. Und dort gingen Maudy und ich jeden Tag mit ihnen schwimmen.

Früher durfte man sie beobachten, aber nicht berühren. Jetzt hat man aber entdeckt, daß sie gerne berührt werden, denn ihnen juckt die Haut, und mit den kurzen Flossen können sie sich nicht kratzen.

Kaum sehen sie einen Taucher, kommen sie schon. Man streichelt sie,

kratzt sie, und man kann so richtig sehen, wie sie es genießen: "Ah, ja! Da! Noch ein bißchen nach links, bitte." Und sie drehen sich und schauen einen freundlich mit ihren winzigen Schweinsäugelein an.

Einen Tag hatten wir eine Mutter mit Kind, das Kleine eine fette Miniaturkopie von Mama. Maudy schwimmt ja wie ein Fisch, und sie und die Seekuhmutter waren plötzlich weg. Ich schwimme langsam und ängstlich und blieb mit dem Baby zurück. Erst war alles gut. Beide wurden schön gekratzt und fühlten sich wohl. Aber nach einiger Zeit hat sich die Mutter so düster erinnert "Ich hatte doch mal ein Kind" und fing an, sich ein bißchen Sorgen zu machen. Das Kleine hatte mittlerweile Hunger und stupste mich, denn es wollte säugen. Endlich fanden wir uns alle wieder. Das kleine fette Kind trank schön die warme Muttermilch, und Maudy und ich schwammen weiter. Es war eine herrliche Zeit, diese Idylle mit den Seekühen.

Dann eine Woche in den Everglades, dem gewaltigen Sumpfgebiet im Süden von Florida, ein Paradies für Wasservögel, Alligatoren, Schlangen, Schildkröten und Photographen. Ich war glücklich und nahm viel Bilder auf. Maudy war weniger glücklich, denn sie hat Angst vor Schlangen.

Zum Schluß fuhren wir zu den Florida Keys, der Inselkette, die sich weit nach Süden ins Meer hinauszieht. Dort gibt es einen Zwerghirsch, eine Miniaturinselrasse der großen Hirsche des Festlandes, groß wie ein Rehbock und zierlich wie eine Antilope. Einst waren sie zahlreich. Aber jetzt haben beinah alle Inseln Straßen. Die kleinen Hirschchen sind friedlich und freundlich und werden daher von rasenden Autos totgefahren. Jetzt gibt es nur noch ungefähr 400 von ihnen.

Auf einer Insel, wo die meisten wohnen, kommen sie ganz früh am Morgen gerne aus dem Wald und äsen am Straßenrande. Dort fuhren wir jeden Tag vor Sonnenaufgang hin und beobachteten und fotografierten die kleinen Hirsche, ihr Fell gold-braun glänzend im warmen Morgenlicht.

So früh war auf dieser abgelegenen Insel kaum Verkehr, und wenn Autos kamen, so blieben sie immer höflich stehen, denn sie sahen ja, daß ich fotografierte, und sie genossen sicher auch die Schönheit dieser zahmen, zierlichen Kleinsthirsche.

Einen Morgen warteten so vier, fünf Wagen. Es war auch märchenhaft hübsch. Eine Ricke und Kitz im goldenen Morgenlicht und hinter ihnen der dunkle Wald. Es war still und schön und unendlich friedlich. Und dann gab es plötzlich einen irren Krach. Hinter dem letzten Auto bog plötzlich ein schwerer schwarzer Wagen heraus und raste mit heulendem Motor und kreischenden Reifen direkt auf uns los, am Steuer ein junger Mann mit wutverzerrtem Gesicht, rasend, weil er hatte warten müssen. Er war zwar wütend, aber doch ein blendender Fahrer, denn in der letzten Sekunde riß er den Wagen nach links und raste auf Zentimeter an uns vorbei. Die anderen, erschreckt, tippten sich an die Stirn und fuhren weiter. Die Hirsche waren natürlich weg, und Maudy und ich fuhren leicht zittrig zum Motel zurück. Es war unsere erste Erfahrung mit der traurigen Kehrseite Amerikas, der plötzlich auflodernden, hemmungslosen Gewalttätigkeit, wie man sie ja auch täglich und stündlich im amerikanischen Fernsehen bewundern kann.

Ein kurzer Besuch zu Hause, und dann fuhren wir für zwei Monate nach Afrika. Erst in die Serengeti. Mit einem für Fotografen gebauten großen Jeep und einem Fahrer, Edward. Ein schwarzer saurer Christ - lutherisch. Dies war ja einst Deutsch-Ostafrika. Sein Großvater ging noch in eine deutsche Missionsschule.

Wir wohnten herrlich in der Serengeti in so einem Luxusgehege für Touristen. Es gehört, wie auch vieles andere in Ostafrika, dem Aga Khan. Und der versteht sich auf Luxus und Verwöhnen.

Der normale Turnus der Touristen ist so: sie stehen um halb fünf auf, haben ein kleines Frühstück und fahren um fünf Uhr los - bis acht Uhr. Das ist die Morgenfahrt. Dann schön frühstücken, ausruhen, ein langes Mittagessen, Siesta und von 4 bis 6 die Abendfahrt. Dann ein Schlemmeressen, und ein Safaritag ist vorbei. Sie bleiben so drei, vier Tage und fahren dann ins nächste Luxuslager. So ist das Touristenleben im wilden Afrika.

Unser Turnus ist ganz anders. Wir fahren um fünf Uhr los, haben für das Mittagessen einen großen Korb voll schöner Sachen mit und kommen spät am Abend wieder zurück. Und das paßte Edward nicht. Im Büro seines Chefs hatte er zu allem ja und amen gesagt. Aber jetzt wollte er nicht. Um acht Uhr fuhr er mit den anderen Wagen zurück. „Edward, wir fahren weiter", sagte ich. „Ich habe nicht genug Benzin", sagte er kurz. Und so fing das Elend an. Edward fuhr schon, das mußte er ja.

Aber wie ein kleiner, böser, bockiger Junge. Dies ging nicht, jenes ging nicht. Auf Tiere fuhr er viel zu schnell los. „Nicht so schnell, Edward", rief ich, und dann trat er so scharf auf die Bremse, daß ich beinahe meine Apparate und Linsen verlor. An Fotografieren war nicht zu denken, und das kann ich mir nicht leisten, denn nur gute Bilder können so eine Fahrt bezahlen.

Ich hätte natürlich seinen Chef anrufen können und sagen „Edward ist unmöglich", und er hätte auf seine Kosten einen neuen Fahrer herausgeflogen, Edward zurückgeholt und auf der Stelle entlassen. Er hatte drei Kinder. Er hätte nie wieder Arbeit bekommen. Afrika ist brutal. Ich hätte dann eine ganze Familie vernichtet. Das ging also nicht. Und wir hatten noch drei Wochen mit Edward!

Am dritten Abend saßen Maudy und ich deprimiert im Speisesaal. Der Hoteldirektor kam vorbei. Klein, aber stämmig, schwarz, elegant gekleidet, vielsprachig, poliert, Glanzprodukt einer schweizer Hotelfachschule. Zu uns war er immer ganz besonders freundlich, denn es ist selten, daß jemand so lange bleibt. „Wie geht es?" fragte er. „Schlecht!" antwortete ich, und auf sein Drängen hin erzählten wir ihm unseren Kummer mit Edward. Er lachte, winkte den Weinkellner herbei und bestellte eine Flasche sehr guten, sehr teuren Wein. „Mit meinem Kompliment", sagte er. „Genießen Sie es. Sie haben es nötig. Und machen Sie sich keine Sorgen mehr. Ich werde mit Edward sprechen. Ab Morgen geht alles in Ordnung."

Und so war es auch. Am Morgen erschien ein ganz neuer Edward, freundlich und hilfsbereit. Er versuchte sogar zu lächeln. Damit fingen drei herrliche Wochen an. Edward kannte die Serengeti gut, wußte, wo Tiere zu finden waren, fuhr vorsichtig und geschickt und wartete friedlich und geduldig, selbst stundenlang, wenn ich Tiere beobachtete und fotografierte.

Jeder Tag war wie ein herrliches Geschenk. Wir fuhren weit hinaus in die Serengeti und waren dann beinahe immer allein in diesem Paradies der Tiere. Es war Frühling, es regnete ab und zu, und das junge Grün sproß zwischen dem fahlgelben Gras empor. Überall erneuerte sich das Leben. Die Gnus marschierten nach Norden, mehr als eine Million, die letzten Großherden einer sonst arm gewordenen Welt. Edward stellte den Wagen geschickt auf einem kleinen Hügel auf, und der braun-schwarze Strom der Tiere floß an uns vorbei, Stunde um Stunde.

Die gewaltige Ebene war von Horizont zu Horizont mit Tieren bedeckt, und die kleinen Kälber, viele nur paar Stunden alt, wanderten nah an große Mütter gedrängt mit den riesigen Herden nach Norden.

Einen Tag im Schatten des einzigen Akazienbaumes in einer großen Grasebene schliefen sieben Geparden. Edward fuhr ganz nah an sie heran. Die Großkatzen in den Parks haben vor Autos keine Angst. Unsere Geparden schauten zwar auf, gähnten „... es ist nur ein Auto!" und schliefen weiter, schöne, langbeinige, faule Katzen.

Am Spätnachmittag wachten sie auf, streckten sich, gähnten und begrüßten sich. Es war Zeit, auf Jagd zu gehen. Ein Gepard sprang mit einem eleganten Satz auf unsere Motorhaube, für ihn eine gute Aussichtsstelle, und schaute aus nach Wild. Uns im Auto ignorierte er erst. Aber dann starrte er mich plötzlich direkt an und wurde böse, die Ohren flach zurück, Zähne fletschend, wütend. Was hat die Katz? dachte ich erstaunt — und plötzlich wußte ich es. Sie sah ihr Spiegelbild in der Windschutzscheibe! Alle anderen Geparden kannte sie natürlich, aber sich selbst nicht. So war es also ein fremder Gepard, ein Feind, und sie fauchte vor Wut, und ihr Ebenbild fauchte wütend zurück. Sie griff an, sprang gegen die Scheibe, und dann war der Feind weg, und da war nur ich. Sie sah mich erstaunt an. Die Ohren spitzten sich wieder, sie sprang vom Wagen herunter, und alle begannen die Abendjagd.

In Kenia hatten wir einen neuen Wagen und neuen Fahrer: Jamal, ein junger, frommer, fröhlicher Mohammedaner. Er hatte nichts gegen die langen Ganztagesfahrten, alles machte ihm Spaß. Er kannte das Land und liebte die Tiere. Ein idealer Fahrer. Nur eins fragte er bißchen besorgt gleich am Anfang: „Darf ich beten?" Ja, natürlich, aber wo und wann? Fünfmal am Tag, aber drei- oder viermal reicht auch. Ganz früh am Morgen, am Abend und während unserer Mittagsrast im Schatten eines Baumes. Jamal hatte einen hübschen kleinen Gebetsteppich mit, mit eingebautem Kompaß, der nach Mekka wies. Während Maudy und ich schön aßen und leise schwatzten, betete Jamal mit totaler Hingebung, verbeugte sich nochmals tief nach Mekka, rollte seinen Teppich auf, setzte sich zu uns und erzählte schnurrige Geschichten über sein Leben mit Touristen aus der reichen Welt. Die besten? Amerikaner, sagte er prompt. Beinahe immer freundlich und sehr großzügig. Die schlimmsten? Die Italiener.

„Es sind ja gute Menschen", sagte Jamal. „Aber laut! Sie schreien die ganze Zeit und sehen sie einen Löwen, dann schreien sie noch viel lauter."

Zuerst zum Bogoriasee, ein Salzsee, das lauwarme Wasser wie Suppe, voll mit salzliebenden Algen und winzigen Krebschen, das Lieblingsfutter von Flamingos – hier für mehr als eine Million Flamingos, die Teile des flachen Sees wie mit einem rosaroten Teppich bedecken. Der See ist von recht hohen Bergen umgeben. Jamal half mir, Stativ, große Linsen und Apparate nach oben zu tragen. Den Gebetsteppich nahm er auch mit. Aus dieser Höhe formen die dichtgedrängten Flamingoscharen herrliche, sich stets ändernde Farbmuster auf dem dunklen Wasser des Sees. Und während ich fotografierte, betete Jamal.



Dieses Photo animiert den Betrachter,
Friedel v. Bruemmer für die vielen schönen Photos zu danken,
durch die er uns an seinen außergewöhnlichen Reisen teilhaben läßt.

Dann in den Norden von Kenia, zum Samburupark, ein trockenes Land. Savanne in Wüste übergehend, und doch sehr tierreich. Maudy und ich waren vor Jahren schon mal in diesem Park. Er ist ideal für Elefanten, von denen es hier große Herden gibt.

Die Elefantenbabys wurden vor einigen Wochen geboren, und sie übten sich jetzt im Leben, und die ganze Herde, besonders Mütter und ältere Geschwister paßten auf die Kleinen auf. Sie sind neugierig, aber noch recht unsicher auf den Beinen. Ein kleiner Kerl versucht einen Hang hinabzugehen, fängt an zu rutschen, und schon ist die große Schwester da, packt ihn mit ihrem Rüssel, zieht ihn in Sicherheit und stellt ihn wieder auf seine Gummibeine.

Alle Tiere im Park litten, denn es hatte seit vielen Monaten nicht geregnet. Der große Fluß des Parks war trocken. Jeden Morgen kamen die Elefantenherden und gruben tiefe Löcher in das Flußbett und saugten dann lebenspendendes Wasser auf, und die Kleinen rutschten in die Löcher und wurden von Müttern herausgefischt. Nach den Elefanten kamen alle anderen Tiere der Gegend zu diesen letzten Wasserstellen. Und jeden Tag mußten die Elefanten länger und tiefer graben.

Die Elefanten kannten und ignorierten uns. Wir waren ja jeden Tag bei ihnen. Früh am Morgen stellten wir den Wagen am Hauptwechsel zum Fluß auf. Die Elefantenherden kamen dann auf uns zu, über eine große Grasfläche, mächtige dunkle Tiere im fahlgelben Gras. Sie gehen erstaunlich still, man kann sie kaum hören, und so marschierten sie auf uns los, manchmal bis zu 50 Tiere, umgingen den Wagen und wanderten weiter. Sie schauten uns nie an, denn anstarren in der Tierwelt ist feindlich. Diese Elefanten waren höflich, friedlich und durstig und wollten nur zum Fluß. Ich war glücklich und nahm viele Bilder auf, Jamal war still und bißchen besorgt, und meine arme Maudy saß hinten im Auto, ganz klein und kusch und hatte Angst. Von mir erhält sie dann noch Vorträge über das Benehmen von Tieren, aber davon wird sie auch nicht fröhlicher.

Und dann ist es auch um ein Haar schief gegangen. Jamal fuhr einen Steilhang hinunter zum Flußtal, bog scharf nach links und stieß beinah auf eine Elefantin mit Kind. Die hat sich irre erschrocken und wurde hysterisch-wütend. Der Rüssel ging hoch, die Ohren nach vorne, und sie kreischte.

Rasende Elefanten trompeten nicht, wie man das so in Filmen sieht. Sie kreischen, ein schrilles, grausiges Kreischen. Jamal versuchte, nach hinten zu entkommen, aber das ging nicht. Der Abhang war viel zu steil. Ich versuchte zu fotografieren, denn Bilder von angreifenden Elefanten sind relativ selten (sie werden meist posthum veröffentlicht), und Maudy wurde noch kleiner und noch kuscher.

In dem Moment stürmte von rechts mit wahnsinnigem Krach und Kreischen eine zweite Elefantin heran. Zwei vier Tonnen schwere Elefanten machen ein Auto in Minuten zu Schrott und den Inhalt zu Mus. „Fahr, Jamal!" rief ich dringend, aber der hatte kein Drängen nötig. Er schlug den Wagen in den ersten Gang und raste mit heulendem Motor auf den Raum zwischen den Elefantinnen los. Die zögerten eine Sekunde, und dann waren wir durch und rasten weiter. Wir werden weiß vor Schreck, ein Neger wird grau. Und Jamal, ganz grau, fuhr und fuhr und fuhr, aus dem Ufertal heraus, weit hinaus auf die Savanne, auf einen kleinen Hügel. Da holte er seinen Teppich heraus und betete. Und wir beteten auch.

Die gewaltig großen Parks Ostafrikas sind herrlich. Weit draußen auf der Serengeti hat man das Gefühl, in einer Welt zu sein, wie sie einst bestand. Nicht immer nett, würde die Antilope sagen, die von Löwen gejagt und gefressen wird, aber doch irgendwie eine heile Natur. Aber vom wahren Afrika mit all dem Elend, den Kriegen, Krankheiten, der irren Korruption, ist man abgekapselt. Kenia, sagte uns Jamal, hat nur eine gute Straße: vom Winterpalast des Präsidenten zu seinem Sommerpalast. So ungefähr war es in Europa im Mittelalter!

Und dann fuhren wir in eine ganz andere Welt. Vor einigen Jahren haben Wissenschaftler im oberen Amazonasgebiet etwas ganz Interessantes gefunden. Die kleinen Papageien fressen reife Früchte und verbreiten, gut gedüngt, die Saaten. Das haben die Pflanzen gern. Aber die großen Papageien, besonders die Aras, fressen unreife Früchte. Das hassen die Pflanzen und versuchen es den Papageien zu veraasen, indem sie ihre unreifen Früchte stark vergiften. Aber irgendwann und irgendwie haben die Papageien entdeckt, daß ein ganz besonderer Ton die Gifte neutralisiert. Sie versammeln sich jeden Morgen scharenweise an Lehmwänden von Flüssen, essen erst viel Ton und dann die giftigen Früchte. Das wollte ich gerne sehen.

Meine Pläne waren bescheiden: eine Woche zu dem am leichtesten erreichbaren Papageienkurort, dann zur Inkastadt Machu Picchu und so dies und das. Und dann rief Tom an, und alles wurde ganz ganz anders.

Tom ist ein amerikanischer Fotograf. Er ist eine Seltenheit unter Fotografen, nämlich ein reicher Fotograf. Er besitzt 13 Galerien in den reichsten Städten Westamerikas, die nur seine Bildern verkaufen und für hübsche Preise, so DM 1.000 bis DM 10.000 pro Stück. Mit Rahmen. Und Postkarten, T-Shirts, Untersetzer, etc., alles mit seinen Bildern, und ein Luxusbuch, das wir vor einigen Jahren zusammen produziert haben, er die Bilder, ich den Text. Tüchtig, energisch, 250 Angestellte, hat all die richtigen Beziehungen, liebt (viele) Frauen und guten Wein. Wir haben viele Fahrten zusammen gemacht.

„Du fährst zu den Papageien? Ich auch. Das machen wir zusammen. Die beste Stelle ist im Manu Park. Das kann ich arrangieren."

Und das ist erstaunlich. Denn der Manu Park in Peru jenseits der Anden ist der größte Nationalpark der Welt (so groß wie Belgien) und in einem Punkt total anders als alle anderen Parks: NIEMAND darf ihn besuchen. In diesem noch total unberührten Gebiet wohnen nämlich zwei Indianerstämme, die kaum Kontakt mit Weißen gehabt haben, und die wenigen Weißen, die Kontakt mit ihnen gemacht haben, sprechen nicht viel darüber, denn sie sind alle tot. Die benachbarten Indianerstämme nennen sie "die Schattenmenschen" oder, bedrohlicher, "die Menschen, die töten."

Ihre Pfeilspitzen tauchen sie in ein noch nicht bekanntes, aber erstklassiges Gift. Es lähmt in Sekunden und tötet in Minuten. Sie wollen offensichtlich nicht entdeckt werden. Von den Missionaren und Anthropologen, die versucht haben, sie zu bekehren oder zu studieren, ist nicht ein einziger lebend zurückgekommen. Und jetzt ist Manu Park geschlossen. Für ALLE.

Aber Tom kann es arrangieren. Aus meiner bescheidenen kleinen Fahrt mit Maudy wird eine Expedition. Tom arrangiert alles. Wir unterschreiben nur und schicken Schecks.

Wir trafen uns in Cuzco, einst die Hauptstadt der Inkas: Maudy, ich, Tom, Doris, eine junge, hübsche, vielsprachige Anthropologin, unsere Reiseleiterin und Aufpasserin, die, wie beinah alle Frauen, sich (zu

Maudys Ärger) furchtbar in Tom verliebt hat, und Xavier, unser Koch mit Feldküche.

Drei Flugzeugladungen brachten uns, all den Proviant (dank Tom mit viel Wein), all unseren Krams und mächtige Flaschen mit Trinkwasser für einen Monat zu einer beängstigend engen Schneise im Dschungel, dem lokalen Flugplatz, nah des Madre de Dios Flusses. Dort erwartete uns der Rest der Expedition: ein 16-m langes, breites Flußboot mit Sonnendach und ein Stapel netter, nützlicher Indianer.

Die packten alles hübsch ins Boot, stellten vier bequeme Stühle für uns auf, und so begann unsere lange (mehr als 2.000 km) Fahrt entlang den Flüssen des oberen Amazonasgebietes. Erst noch an Indianerdörfern vorbei in Lichtungen nah am Fluß, mit Massen von kleinen, kahlen, winkenden Kindern. Vor dem Park passierten wir drei Posten, wo einer guckt und viele schlafen, die unsere Erlaubnispapiere kontrollierten, und dann fuhren wir weiter durch ein scheinbar menschenleeres Gebiet.

Nicht in das Gebiet der gefürchteten "Schattenmenschen". Das ist wirklich total verboten. Aber in ein Randgebiet, eine Neutralzone. Dort ist die beste Papageienstelle. Da durften wir hin.

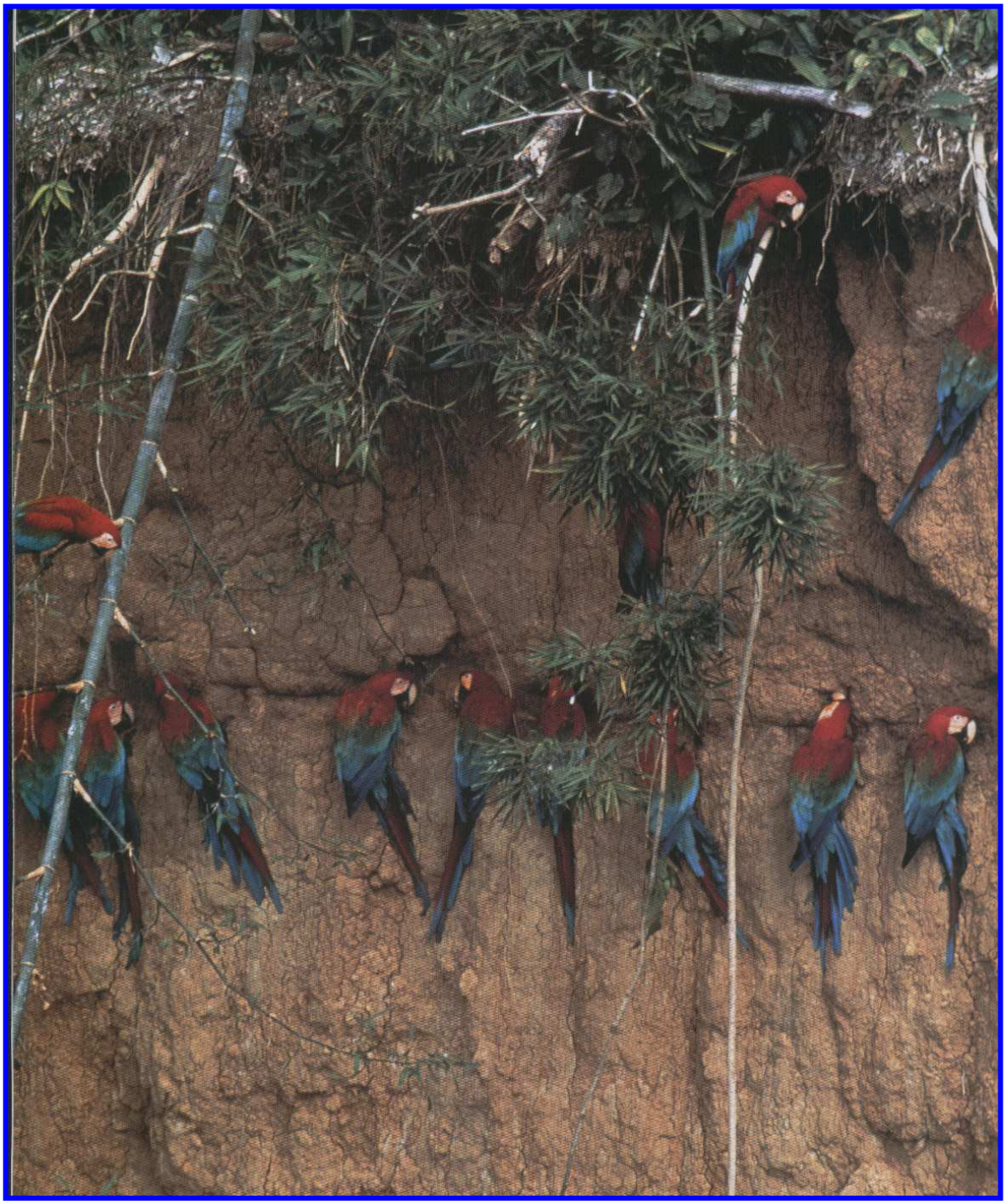
Menschenleer und tierreich. Am Morgen sonnten sich Jaguare auf Baumstämmen nah am Ufer. Tapire tranken am Fluß. Auf den Sandbänken sonnten sich Kaimane. Affenfamilien turnten in den Bäumen. Links Urwald, rechts Urwald, ein breiter, brauner Strom, Tiere, die uns vom Ufer ohne Furcht anschauten, denn sie hatten wohl nie Menschen gesehen. Eine beinahe traumhafte Fahrt in ein von Menschen unberührtes Reich der Natur.

Nach etlichen Tagen erreichten wir unser Ziel, die Lehmwand, wo die Papageien sich versammeln und Ton fressen. Paar Kilometer von da bauten unsere Indianer eine kleine Zeltstadt auf. Schlafzelte und ein Eßzimmerzelt. In die Lehmwand gruben sie ein Versteck, verdeckt mit Leinwand, das ganze mit Ästen und Laub getarnt, denn Papageien sind schlau and scheu.

Jeden Morgen um vier, die Nacht noch schwarz, brachten die Indianer Tom und mich zum Versteck, halfen uns hoch, schleppten all das Fotozeug hinauf, machten alles gut zu, das Brummen des Bootes verschwand in der Feme, und in unserem Versteck war es still und

feucht und dunkel. Um sechs, bei Tagesanbruch, kamen die ersten Papageien. Sie saßen hoch oben in den Bäumen und unterhielten sich. Laut. Und sprachen sich Mut zu: „Du zuerst!", denn an der Lehmwand sind sie von Raubvögeln bedroht.

Und dann kamen sie, erst ein paar und dann in farbenprächtigen Scharen, ein Dutzend Arten, smaragdgrün, tiefblau, leuchtend gelb, und als letzte, so gegen 11 Uhr morgens, die gleißend-roten Aras.



Ein unglaublich schönes Schauspiel und ein lautstarkes, denn Papageien in Massen schreien schrecklich. So gegen Mittagszeit flogen die letzten weg, um sich mit giftigen Früchten aufzufüllen. Erst dann holten die Indianer uns ab, denn wir wollten ja nicht, daß es sich in der Papageienwelt herumspricht: „Da sitzt jemand im Versteck!"

In der großen Hitze und so nah am Fluß wollte Maudy gerne schwimmen. Doris sagte etwas zu einem Indianer, der nahm ein großes Stück blutigen Fisch, befestigte es an eine Leine und warf es in den Fluß. Das Wasser wirbelte, und im Nu war alles weg. „Piranhas", sagte der Indianer. Kleine flache Fische mit großem Hunger und rasiermesserscharfen Zähnen. „Von Ihnen würden in 15 Minuten nur noch die Knochen übrig sein", sagte Doris bißchen gehässig. Die Damen liebten sich nicht. Das passiert wenn man mit Don Juan auf Reisen geht.

Abends saßen wir im großen Eßzimmerzelt mit Tisch und Stühlen und aßen bei Kerzenlicht mit gutem Wein die Gourmetgerichte, die Xavier für uns bereitete, umgeben von dem Konzert der Nachtstimmen des Dschungels, und Doris erzählte uns Geschichten über die "Schattenmenschen", die nicht so weit von uns im Urwald ein Urleben führten, wohl die letzten von der Außenwelt unberührten Menschen auf unserer überfüllten Erde.

Zwei herrliche, eigentümliche Wochen. Und dann mußte ein sehr trauriger Tom, der Geschäftsmann, zurück. Doris nahm er mit. Maudy und ich, ärmer aber freier, blieben, mit Xavier dem Koch, ein paar Indianern und einem kleineren Boot und fuhren stromabwärts in andere Urwaldgebiete.

Da habe ich mich mit einem sehr netten Affenmädchen befreundet, einer jungen, hübschen Irin, die im Dschungel Kaiserschnurrbarttamarine studierte. So heißen sie - wirklich. Das kam so. Sie wurden 1907 von einem österreichischen Forscher entdeckt. Der sah erstaunt das weißbärtige Äffchen an und sagte: „Der schauts ja aus wie unser Kaiser!" (der alte Franz Joseph). Und so bekamen die kleinen Affen ihren langen Namen.

Sie leben im Matriarchat. Eine kleine Gruppe (so zehn oder elf), die Seniorenfrau an der Spitze, dann ihre älteste Tochter, dann die anderen

Weibchen, und ganz unten ein paar Männer, toleriert, weil man sie ab und zu doch nötig hat.

Bei Tagesanbruch warten wir auf sie unter ihrem Schlafbaum (unsere Affengruppe hat acht Schlafbäume in ihrem Revier). Die schlafen hoch oben, eng umarmt, unter schützenden Lianen. Um 6 Uhr 15 kommen sie nach unten, flüstern „Guten Morgen" (sie sprechen nur ganz leise), und der Tag beginnt. Die Äffchen rennen und hüpfen oben schnell und elegant von Baum zu Baum. Wir unten quälen uns viel weniger elegant durch den Urwald. Alle Sträucher, scheint es mir, haben Stacheln. Für das Kleingetier des Urwaldes sind wir gefundenes Fressen. Tote Urwaldriesen liegen einem im Weg, moosbedeckt, glitschig, mächtig und oft verfault. Der Boden ist modderig, und die Rinsel im Urwald haben steile, feuchte Lehmwände. Man schliddert nach unten und kriecht nach oben. Es ist heiß und feucht.

Nach paar Minuten sind wir zerkratzt und blutig, lehmbeschmiert und schweißgebadet. Am Ende des Tages sehen wir aus, als hätten wir eine ganz besonders üble Schlacht verloren. Und das alles nur für Äffchen!

Und doch ist es schön. Ich habe mir einen von unseren netten, nützlichen Indianern mitgenommen. Der trägt viel Trinkwasser, Proviant und meinen Fotokram. Und er ist gut im Dschungel, besser noch als Birgid, die diese tägliche (Tor)-Tour seit Monaten macht. Die Äffchen essen Früchte, Samen und dies und das. Aber ihr Traumessen ist ein Pilz, der auf toten Bäumen wächst. Mein Indianer läuft voraus und sucht nach diesen Pilzen. Ich keuche hinterher. Findet er sie, dann warten und hoffen wir. Und plötzlich sind die Äffchen da. Sie piepsen begeistert wie ekstatische Mäuschen, pflücken Pilze mit behenden Händchen und schmausen. Mit ihren weißbärtigen Gesichtern sehen sie aus wie alte Herren, die einen guten Wein genießen.

Dies sind die ersten Bilder, die je jemand von diesen seltenen und sonst sehr scheuen Äffchen aufgenommen hat - bin ich glücklich. Abends kommen wir ins Lager. Xavier kocht, und Maudy liest. Sie hört sich unsere begeisterten Affengeschichten an, aber in den Dschungel geht sie nicht. Sie ist, Gott sei Dank, ein normaler Mensch.

Dann fahren wir noch zwei Wochen in die Anden nach Machu Picchu, der "vergessenen" Stadt der Inkas, und mit Fahrer und Wagen in die Indianerdörfer des Hochlandes. Schön und doch irgendwie traurig. Dies

war einmal das Reich der Inkas. Überall sehen wir die Ruinen ihrer Bauten, die Überreste einer vernichteten Kultur.

Maudy hat so ziemlich genug vom Reisen. Sie bleibt zu Hause und verwöhnt die Großkinder. Ich fahre weiter nach Mason in Zentral-Texas. Eine eigentümliche kleine Stadt. 1845 war Texas ein selbständiger Staat. In dem Jahr bezahlte der deutsche Adelsverband (vielleicht die 1848iger Revolution vorausahnend!) für die Auswanderung von deutschen Bauern nach Texas. Geführt von einem Baron von Meusenbach, bauten sie bei Mason im wildesten Westen ein deutsches Dorf.

Ich bin da für Fledermäuse. Nah von Mason ist eine Höhle mit drei Millionen Fledermäusen (geduldige Biologen haben sie gezählt!). In die Höhle darf ich nicht, denn der Ammoniakgestank von Urin und Kot dieser insektenfressenden Fledermäuse ist für Menschen stark giftig. Aber jeden Abend fliegen drei Millionen Fledermäuse aus dem relativ kleinen Höhleneingang hoch in den Abendhimmel, ein mächtiger, flatternder, rauschender Strom von Fledermäusen. Von weitem sieht es aus wie eine Rauchwolke. Und jeden Morgen strömen die Millionen aus dem weiten Himmel wie in einen Trichter auf den Höhleneingang zu. Und da steh ich und fotografiere und staune. Denn wenn drei Millionen Fledermäuse auf dich losfliegen ist es schon erstaunlich, daß in dem engen Raum, bei toller Fahrt, sie weder einander noch mich berühren. Ich steh und knips, und um mich saust es und braust es von Fledermäusen.

Auf dem Rückweg, in Dallas, Texas, besuchte ich sehr liebe Freunde von Hella. Sie war Ortrud Linde und ging mit Hella in Riga zur Schule, und Hella hat sie oft in Dallas besucht. Ihr Mann, Klaus Stoll, ist auch Rigenser und Neffe von Professor Stoll in Riga, den ich als Kind unendlich verehrt habe, denn er liebte Tiere. In Estland wurde er "Linnu-erra", der Vogelherr, genannt. Er war Hellas Naturkundelehrer, war klein, mit langem Bart, konnte herrlich Vogelstimmen nachmachen, gab oft Vorträge und erzählte schöne Geschichten.

Einst, sagte er, war er im fernen Osten Lettlands auf den Hochmooren in Lettgallen, nah der russischen Grenze, um den Frühlingstanz der Kraniche zu beobachten, als sich plötzlich ein Rudel Wölfe auf ihn stürzte. „Wai, Gottchen, Herr Professor", rief eine Dame ganz entsetzt. „Und was passierte dann?" „Eigentlich wenig", antwortete er freundlich lächelnd. „Ich hatte zufällig etwas Bubbert (*Ein Pudding nach balt. Art;*

K.L.) in der Tasche, und darüber haben die Wölfe sich so gefreut, daß sie mir nichts getan haben."

Ortrud und Klaus waren reizend. Es war urgemütlich, wir schwatzten von alten Zeiten, und ich genoß die Tage bei ihnen unendlich.

Und dann, nach einer kleinen Pause zu Hause, fing die große Fahrt des Jahres an: drei Monate, erst Bali, dann West Australien und endlich zu Christmas Island, der Weihnachtsinsel im Indischen Ozean (die damals unbewohnte Insel wurde von Engländern am Weihnachtstag 1643 entdeckt).

Bali: herrliches indonesisches Essen für Maudy, mehr Fledermäuse für mich.



In einer gewaltigen, aber heiligen Grotte. Jeden Tag kommen Scharen von Pilgern und beten vor der Grotte und rund herum ist ein 1.000 Jahre alter Tempel. „Niemand darf die Grotte betreten", sagte mir der Oberpriester streng. „Außerdem, sie ist voll mit großen Schlangen."

Nun gibt es aber in Bali, wie wohl beinah überall in Asien, junge Männer, die für etwas Geld das Unmögliche möglich machen. So einen suchte ich mir. „Kein Problem", sagte er. „Eine kleine Gabe für den Tempel." Er arrangierte alles, der Priester wurde freundlich, und ich durfte in die Grotte. Da hingen, von der Lage (*Decke; K.L.*) und den Wänden recht große früchteessende Fledermäuse wie ein unendlicher Wandteppich. Wie viele? Sicher Millionen, denn die

Grottenhöhle soll 20 km tief in den Berg gehen. Und die so gefürchteten Schlangen? Dicke, fette, faule Pythons, kotbedeckt, aber wohlgenährt, die durch den matschigen Mist sich weiter in die Höhle verzogen.

Über Australien werde ich mich kurz fassen, denn dies wird ein Roman. Wir waren mehrmals in Perth und fuhren von da nach Süden, Norden und ins Innere dieses wunderschönen Landes.

In Perth wohnt Otto Peter von Fircks. Wir riefen ihn an und besuchten ihn. Groß, stark, 82, sehr rüstig. Er und seine Frau Tatiana waren furchtbar nett. Beide waren so sehr an allen interessiert. Sie lieben Australien, das Klima ist herrlich. Es gibt zwar eine recht große russische Gemeinde, aber Balten gibt es nicht. Wir schwatzten, und für ihn wurden viele Erinnerungen wach, und Gott sei Dank weiß Maudy viel mehr über Familie und Balten als ich. Sie ist eben ein Menschen-Mensch, und sie erzählte, wer wo ist, wer Kinder und Großkinder hat. Sie liebt Menschen und hat ein tolles Gedächtnis für Verwandte und Bekannte. So waren unsere Nachmittage bei ihnen furchtbar nett und gemütlich.

Wir mieteten einen Jeep und fuhren viel in West-Australien herum und dann, als Abstecher, flogen wir zur Weihnachtsinsel. Die gehört zu Australien, ist aber mehr als 2.000 km von Perth entfernt, ein 6-Stunden Flug mit einer kleiner Maschine. Es ist die Insel der Krabben. Landkrabben. Eine Urwaldinsel mit recht steilen Küsten, und überall Krabben. Porzellanblaue Krabben in den Bächen, kleine Krabben, und die Palmendiebe, die größten Landkrabben der Welt, mit Scheren so stark, daß sie damit Kokosnüsse aufbrechen können. Die packt man nur mit größter Vorsicht an - ein Fehler und sie zwacken einem die Finger ab.

Wir aßen gut (die Bevölkerung ist größtenteils chinesisch), fotografierten Krabben und warteten auf Regen. Zwei Wochen. Die Regenzeit hätte schon längst anfangen sollen, aber immer noch kein Regen. Und dann, am 21. November, begann es zu regnen. Und goß und goß. Und damit fing eins der erstaunlichsten Naturereignisse an, die es gibt: der Marsch der Roten Krabben.

120 Millionen handgroße, leuchtend rotlackierte Krabben marschieren aus ihren Urwaldhöhlen zum Meer, wo die Weibchen bei Flut ihre Eier ins Seewasser legen. Und dann marschieren sie alle wieder zurück, oder die meisten, denn viele, viele sterben. Straßen, Gärten, Wald, Küste, überall ist ein Teppich von marschierenden Krabben. Die meisten

marschieren nachts, und Maudy und ich haben die Woche nicht viel geschlafen und nahmen sehr viel Bilder auf.

Dann nach Hause, via Holland. Zu Heddy, meiner Schwester. Es war schön, bei ihr zu sein und alle anderen Verwandten und Bekannten in Holland zu besuchen.

Vier Tage vor Weihnachten kamen wir endlich wieder nach Hause. Zehn Monate reisen. Bißchen viel. Wenn unsere Kinder nach ihren Eltern gefragt werden, zucken sie die Schultern und sagen: „Eben sind sie, glaube ich, irgendwo auf einer Insel im Indischen Ozean!" Aber Weihnachten war schön: Maudy hat in vier Tagen alles geschafft, und es war wie immer herrlich gemütlich und schön, wieder zusammen zu sein.

So, das war es, das Jahr des Reisens. Schön, ab und zu recht anstrengend. Jetzt sortieren wir Film. Monate und Monate. Und sind häuslich und genießen Kinder und Großkinder.

Aus Montreal am 17. Dezember 2001 an Annemarie Lackschewitz in Göttingen:

Weihnachten ist beinah da. Maudy und ich waren gerade zehn Tage in Toronto und in London, Ontario, um Freunde und Verwandte zu besuchen, und auf der Rückfahrt so gemütlich im Zug (kanadische Züge sind bequem, aber fahren langsam!) schwatzten wir über dies und das. Wie schön es ist, viele Freunde zu haben, mit Menschen zu sein, die unser Leben geteilt haben, Erinnerungen an alte Zeiten, liebe Menschen. Das Alter, scheint mir, besteht aus einem Reichtum an Erinnerungen.

Nach den großen Reisen von 2000 war 2001 häuslich, still und arbeitsam. So ist es, man sieht viel Schönes, nimmt viel Bilder auf – und dann, zu Hause, fängt die wirkliche Arbeit an: sortieren, katalogisieren, verschicken.

Aber zwischendurch sind wir doch ein bißchen gefahren, denn nach einem Zeitchen zu Hause zieht es mich wieder hinaus.

Erst zu den Kranichen nach Nebraska im Nordwesten der USA Die Kraniche nisten in Sibirien, Alaska und der kanadischen Arktis. Im

Herbst fliegen alle, so ca. 500.000, zum Winter nach Texas. Im Frühjahr fliegen sie wieder gen Norden mit einer langen Pause in Nebraska.



Kraniche am Platte-Fluß in Nebraska

Nebraska ist flach, und der Hauptfluß heißt auch Platte River. An dem Fluß hat ein Freund, der amerikanische Fotograf Tom, mit dem wir in 2000 im oberen Amazonasgebiet waren, eine "Hütte". „Die kannst Du immer haben", hat er mir gesagt.

In Omaha mietete ich mir einen Jeep und fand die "Hütte" mit 4 Schlafzimmern, 2 eleganten Badezimmern, Küche mit allem Luxus, Eßzimmer und einem gewaltigen Wohnzimmer mit riesengroßem Fenster und Blick auf den Fluß. Eine Hütte mit Luxus! Nach paar Tagen kam auch Tom mit einer Ladung Wein (er trinkt gern), und das mag ein Grund sein, warum so viele meiner Bilder nicht scharf geworden sind.

Der Platte Fluß ist breit und flach und voll mit Inselchen und Sandbänken. Nebraska ist ein Mais-Staat. Von Ost nach West und Süd nach Nord nur Mais, Mais, Mais. Ein bißchen als Menschenfutter, hauptsächlich als Viehfutter, und sie machen daraus auch Ethanol, einen alkoholartigen Treibstoff, gut für die Umwalt, sagt man, und Autos trinken es furchtbar gern.

Früh, noch im Dunkeln, hockten wir im getarnten Versteck am Ufer, still und vorsichtig, denn Kraniche sind sehr scheu. Wir sahen sie erst schemenhaft im Schummerlicht des Morgens, dann deutlicher, als es heller wurde, Tausende, in Gruppen auf den Inseln, hübsche leuchtend-graue Vögel mit scharlachroten Käppchen. Sie erhoben sich in Scharen und strichen laut rufend ab zu Feldern und Wiesen.

Die Abende waren noch schöner. Das Rufen der Kraniche ist laut und wild. Sie kamen in mächtigen Geschwadern gerade zum Sonnenuntergang, der Himmel rot, die Kraniche in schwarzen Formationen, das Rufen von Tausenden war wie ein mächtiger Choral der Wildnis.

Es waren herrliche Wochen. Dann flogen die Kraniche nach Norden und ich nach Osten zu Maudy.

Im Juni fuhren wir zusammen in die Ukraine. Das Hauptziel war Askania Nova, das einst der Familie Falz-Fein gehörte, die dort viele Tiere züchteten, vor allem Wildpferde aus der Mongolei, und dort ist auch die letzte Steppe Europas.

Erst nach Kiew. Der ukrainische Botschafter in Kanada hatte an das Umweltministerium in Kiew geschrieben und gebeten, sie sollten uns helfen. Und zu meiner Überraschung taten sie es auch. Wir trafen uns mit vielen Bonzen. „Alles geregelt", sagten sie. „Wir haben an die Direktoren der drei Nationalparks geschrieben. Viel Spaß und viel Erfolg, und fahrt mit Gott." Es klang zu gut um wahr zu sein.

Per Zug (Schlafwagen, sehr bequem und sehr billig - da ein Fabrikarbeiter nur ca. 15 Dollar im Monat verdient, wenn er bezahlt wird! - war alles für uns billig) nach Khersohn und dann per Taxi zum Städtchen Gola Prystan, Hauptquartier des Schwarzmeer-Vogelschutzgebietes.

Die Wissenschaftler da waren reizend! Wir bekamen ein Riesen-Frühstück mit viel Wodka und dann die schlechte Nachricht. Der arme Direktor. Es war ihm schrecklich peinlich. Aber so ist es in der Ukraine. Die Schufte oben (so nennen sie ihre Regierung) "machen zappzarapp" (ist das nicht ein schönes Wort!), sie stehlen alles Geld, und für andere bleibt wenig nach. „Kiew hat gut sagen, wir sollen Euch helfen, aber wir

haben überhaupt kein Geld!" sagte der Direktor. Kein Geld und daher kein Benzin, für das Auto und für Boote zu den Inseln.

Noch ganz neu im Land, machte ich mir gleich Sorgen. „Wieviel würde es ungefähr kosten, die Fahrt und die Unterkunft und der Proviant?" fragte ich vorsichtig. „So 20 Dollar“, sagte er bedrückt. Das ist viel Geld in der Ukraine. Wir haben dann mehr spendiert, und am nächsten Tag fuhren wir zum "Kardon", dem Haus und Hof eines der Naturschutzwächter, auf russisch "jägeri" genannt.

Eine Fahrt in die Vergangenheit. Der Hof stand weit draußen an einer Bucht des Schwarzen Meeres, ganz einsam in der baumlosen Salzsteppe, der nächste Nachbar im Kardon 20 km weiter.

Das Familienoberhaupt war Ljuba, eine dicke Bauernfrau, voll Fett und Freundlichkeit und Liebe, Sascha, ihr fetter Mann, Vanja, der noch fettere Sohn, und zwei kleine fette Hündchen. Alles war einfach: Wasser aus dem Brunnen, Petroleumlampen, ein stinkendes Plumpsklo neben dem Viehstall. Kein Fernsehen, kein Computer. Die Außenwelt besteht zwar, aber sie ist weit und unwichtig. Man ißt - oft und viel. Ljuba liebte es, uns zu füttern, zu verwöhnen. Man schwatzt. Es ist warm in der Küche, unendlich gemütlich. Man spricht über Tiere, über den Fischfang, die Vogelinseln.

„Haben Sie je eine Seejungfrau gesehen?" fragt Ljuba so ganz natürlich. „Nein", sag ich. Bei uns sind Jungfrauen schon was ganz seltenes, und Seejungfern, nein, die gibt es nicht mehr." „Eine wohnt in unserer Bucht", sagt Ljuba. „Sie ist sehr hübsch, mit langen goldenen Haaren, und sie versucht immer, Männer zu überreden, sie sollen mit ihr schwimmen." Sie schaut auf Sascha, aber ohne viel Sorge. Er ist auch nicht der Typ, der sich von einer Seejungfer ins Wasser locken läßt. Viel Fett und wenig Phantasie!

Sascha fährt mich jeden Morgen ganz früh zu einer der Vogelinseln und läßt mich da im Paradies. Pelikane, Möwen, Kormorane, die Inseln sind bedeckt mit brütenden Vögeln. Maudy bleibt "zu Hause" und wird von Ljuba gepäppelt. Die Halbinsel, wo wir wohnen, heißt Jagorlitsky Kut. "Kut" ist ein türkisches Wort für "einsamer Ort". Es paßt. Vor langer Zeit gehörte dies Gebiet den Türken.
Es sind zehn herrliche Tage, aber die Seejungfer haben wir nicht gesehen.

Zurück nach Kherson und von dort per Taxi 150 km nach Nordosten, nach Askania Nova. Ein alter Traum. Davon habe ich als Kind gelesen, das wollte ich mal sehen. Maudy kennt das schon, mit meinen Kindheitsträumen fangen viele unserer Reisen an.

Zur Zeit Katharina der Großen war das Land nur Steppe, von Nomaden, zumeist Tataren, dünn bewohnt. Viel Land und wenig Menschen. Katharina ließ deutsche Bauern anwerben. "Freies Land" wurde ihnen versprochen, "viel Land und keine Steuern." Von Winterstürmen und mordenden Tataren stand nichts im Prospekt. Sie kamen, arbeiteten, litten schrecklich, wurden oft ermordet, hielten durch und schufen ein reiches Agrargebiet.

Viele kamen aus Anhalt-Kothen. Ihr Herzog war auch Graf von Askanien, und sie nannten eine ihrer Siedlungen Askania Nova. Dies waren die Ahnen der Schwarzmeerdeutschen.

Am reichsten wurde ein Herr Fein. Er kaufte Land. Er kaufte Schafe. Viel Land, viel Schafe. Zum Schluß hatte er 750.000 Schafe! Seine Tochter heiratete einen Herrn Falz, und mit spezieller Erlaubnis des Zaren durfte sich die Familie Falz-Fein nennen. (Ich finde es immer erstaunlich, worum sich ein Zar zu kümmern hatte.)

Der letzte Falz-Fein zu Askania Nova, Friedrich von Falz-Fein (die Familie wurde von Nikolai II. geadelt) studierte in Dorpat Biologie, teilweise unter Oettingen, und zu Hause verwirklichte er seine Träume wie es nur jemand kann, der unendlich reich ist.

Er ließ in der baumlosen Steppe einen gewaltigen Park anlegen. Er kaufte, durch Hagenbeck und andere, Tiere aus aller Welt (Nachkommen seiner Zebras leben noch heute auf der ukrainischen Steppe!). Und er beschützte das letzte Stück "Ursteppe" Europas.

Zur Zeit seines Vaters gab es noch den Steppenadler, den Steppenwolf, den Steppentarpan, das letzte Wildpferd Europas. Die waren weg, aber Falz-Fein schickte mehrere Expeditionen in die Mongolei und ließ von dort die gerade entdeckten Przewalskipferde kommen, die letzten Wildpferde der Welt. Er ließ riesige Koppeln bauen und die Wildpferde, richtige Steppentiere, gediehen.

Dann kam die Revolution, die meisten Falz-Feins entkamen (sie wohnen jetzt in Liechtenstein). Ihr Schloß wurde abgebrannt, die herrlichen Sammlungen vernichtet, die Landwirtschaft ruiniert. (Revolutionäre verstehen sich toll aufs Zerstören. Aufbauen liegt ihnen nicht!)

Es wurde still um Askania Nova. Während der Kommunistenzeit durften Ausländer nicht hin. Aber es besteht. Unser Taxifahrer in Kherson wußte genau Bescheid.

Und wir hatten es schön in Askania Nova. Wir wohnten im einzigen und alten Hotel und aßen im einzigen Restaurant. Das war gerade von 6 Frauen gegründet worden. Alle arbeitslos, legten sie ihr bißchen Geld zusammen und eröffneten ein Restaurant. Ein ganz kleines Restaurant. Sie hatten Glück. Mit uns hatten sie nicht nur Kunden, die drei Wochen regelmäßig kamen, sondern die auch wirklich zahlten, was lokale Kunden nicht immer taten, denn sie haben so furchtbar wenig Geld.

So ging es auch den Wissenschaftlern. Viel Arbeit und kein Geld. Aber sie schaffen es. Sie sind nett. Sie konnten nicht genug für uns tun.

Victor Semenowitsch, der Direktor, ein energischer recht junger Mann, kam jeden Morgen um 4 und fuhr mich hinaus in die Steppe.

„Was ist Ihr größtes Problem?" fragte ich. "Homo sovieticus", sagte er prompt. Der Sowjetmensch. „Menschen mit Initiative, kluge Menschen, die fand man gefährlich, und die wurden oft abgeschossen. Die Dummen, die Faulen, die ja-sagenden Stiefellecker, denen passierte nichts. Die waren die Überlebenden, und nach 70 Jahren Kommunismus ist daraus ein initiativloser Menschentyp geworden. Der trinkt viel und tut wenig. Mit den Typen zu arbeiten ist ein Elend." Dieser Leidgesang hat uns zwei Monate lang in der Ukraine begleitet.

Es war noch Nacht auf der Steppe, der letzten Steppe Europas. Die Großtiere sind futsch. Aber es gibt Zieselkolonien und auch Steppenmurmeltiere. Und Lerchen. Es ist das Land der Lerchen. Mit dem ersten Morgengrauen beginnen sie zu singen, und bald ist der ganze Himmel voller Lerchen und Gesang.

Ich sitze auf einem Schemel, vor mir Stativ mit Fotoapparat und Kanonenlinse. Ein Murmeltier kommt aus seinem Bau, ganz langsam und sehr vorsichtig. Es setzt sich auf seinen dicken Hintern und schaut

mich an. Es traut mir nicht. Ich mache eine kleine Bewegung, das Murmeltier pfeift schrill und taucht in seine Höhle. Zwei Füchse, auf der Morgenjagd, kommen, sehen sich an, was ich da mache. Die Lerchen singen immernoch. Kleine Falken rütteln über der Steppe. Das Murmeltier kommt wieder heraus, ißt emsig, und dann geht es wieder schlafen. Nicht weit von mir steht eine menschengroße Skulptur auf der Steppe, eine grob gemeißelte Frauenfigur mit einem Kuhgesicht. Von Skythen, einem Steppenurvolk vor ca. 2400 Jahren gemacht. Es ist schön auf der Steppe.

Um 10 Uhr morgens holt mich jemand ab. Maudy und ich haben ein zweites Frühstück in "unserem" Restaurant. Man ißt, man schwatzt. Sie schimpfen auf die Regierung. „Aber wissen Sie", sagt eine unserer sechs Restaurantbesitzerinnen, „jetzt können wir wenigstens schimpfen. Zur Kommunistenzeit war es genau so korrupt. Aber wer damals schimpfte, der verschwand."

Am Nachmittag fahren wir mit Pferd und Droschke in die Koppel der Przewalskipferde. Die größten Herden dieser Pferde in der Welt. Das Erbe von Falz-Fein. Der wird jetzt sehr geehrt. Askania Nova trägt wieder seinen Namen.

Steppe, Wildpferde und nette Menschen, wir haben es schön in Askania Nova.

Dann auf die Krim. So 450 km nach Süden. Unsere Freundinnen kennen einen Mann, einen Neukapitalisten, der hat ein Auto. „Ja, kein Problem. Sie bezahlen das Benzin, ich fahr Sie hin, meine Familie kommt mit, und wir haben bißchen Ferien am Strand."

Bis jetzt ist alles gut gegangen. Alle waren furchtbar nett und hilfsbereit. Unser Freund setzt uns vor dem Krimparkbüro ab. Vor dem Büro steht ein böser, roter Drachen und schnaubt mich an: „Passierschein!" Ich versuche ihr zu erklären, wer ich bin, und daß ich mit dem Direktor sprechen will, aber der Drachen wird nur böser und schreit lauter „Passierschein!" Ohne den darf niemand ins Gebäude. So geht das hin und her. Am Drachen komm ich nicht vorbei.

Endlich kommt ein junger Mann. Oleg Waleriowitsch. Er beruhigt das böse alte Weib, und wir sind im Büro. Von uns haben sie noch nie gehört.

Zwischen Kiew und Krim ist was verloren gegangen. „Ich werde mit dem Direktor sprechen", sagt Oleg.

Oleg winkt mich ins Büro des Allmächtigen, ein düster-grimmiger Typ so um die 60 mit kurzem grauen Haar und kantigem Gesicht. Ich fang an, von Kiew zu erzählen und was man mir versprochen hat. Er winkt ab. „Interessiert mich nicht."
„Da ist ein Haus hoch oben in den Bergen", sagt er. Er schaut mich abschätzend an. „Haben Sie Geld?" fragt er. „Ja, etwas", sag ich vorsichtig. Er grübelt. „Dreißig Dollar. Jeden Tag", sagt er. „Ja, das geht. Und was werden Sie essen?" „Da muß doch ein Dorf sein oder was ähnliches“, sage ich. Kein Dorf, kein nichts, nur Wald. „Gut, ich beschaff Ihnen eine Köchin und Proviant", sagt er. „Wieviel?" will ich wissen. „Ist in den 30 $ inbegriffen", sagt er. Zehn Tage, dreihundert Dollar - bar. Er zählt sie und steckt sich das Geld in die Tasche.

Ich hab noch ein Auto nötig. Er weist auf Oleg. „Das ist unser Rechtsanwalt. Der tut doch nichts. Den können Sie für zehn Tage haben. Er hat ein Auto." Auto mit Rechtsanwalt kommen auf 20 Dollar pro Tag. Das Interview ist zu Ende.

Wir übernachten in einem kleinen Hotel. Den nächsten Morgen holt Oleg uns ab, und wir fahren in die Berge der Krim. Höher und höher. Der Wald ist herrlich: riesige Bäume. Die Straße ist erstaunlich gut. Endlich sind wir da. Das große Tor steht offen, und dahinter ist ein herrliches Haus. Der alte Schuft hat uns das Jagdschloß des Präsidenten vermietet! Mit Köchin. Daher ist die Straße so gut.

Früher kam Breschnew hier auf Jagd. Dann wurde der ganze Park zugemacht, und der rote Zar schoß die schönsten Hirsche ab. Der jetzige Präsident der Ukraine ist kein Jäger. Er kommt ab und zu mit Freunden. Sie trinken viel und erholen sich vom Stehlen.

Die Köchin haben wir auf Olegs Rat noch mit Dollars geölt, und dann haben wir im roten Schloß herrlich gewohnt und gegessen. Maudy wäre am liebsten ganz dageblieben. Oleg holte uns jeden Morgen ab und wir fuhren bis weit über die Baumgrenze hoch, die Bergwiesen mit Blumen besät, die mächtigen Kiefern an den Hängen von Stürmen geformt.

Zum Abschluß unserer Reise brachte Oleg uns nach Jalta. Dort mieteten wir uns eine Wohnung hoch in der Stadt mit Blick über Jalta und die

Bucht. Maudy konnte endlich schwimmen. Das Wasser herrlich warm, der Strand voll mit russischen Touristen, denn dies Land, noch viel ärmer als Rußland, können sie sich leisten.

Wir besuchten Livadia, das Sommerschloß des Zaren. Es ist hübsch, recht schlicht und irgendwie traurig. Hier trafen sich Churchill, Roosevelt und Stalin, die üble Jalta-Konferenz mit allen ihren Folgen. Und innen die Bilder der Zarenfamilie. Die russischen Touristen kommen in Massen. Erst haben sie den armen Nikolai und seine Familie ermordet, und jetzt wird er verehrt! „Nu ja", sagt mir unser Taxichauffeur, „damals hatte Rußland nur einen Zar, und er war doch ein guter Mensch. Jetzt haben wir viele Zaren, und alle sind sie Gauner!"

Jalta, Kiew, Frankfurt, Freiburg - und da holte Klas uns ab, und wir hatten eine schöne Zeit bei ihm und Matti. Anschließend waren wir noch kurz in Holland bei meiner Schwester Heddy, wo Maudy und ich viel Verwandte und Freunde haben.

Dann nach Hause zur Hochzeit: René, der jüngere Sohn, mit einem Mädchen, das sowohl er als auch wir sehr lieb haben. Schön für uns alle.

Den Rest des Jahres sind wir häuslich und fleißig gewesen. Ich schreibe wieder für amerikanische Zeitschriften. Das nimmt viel Zeit. Aber es macht mir Spaß, und langsam füllt sich die Reisekasse wieder.

Zu Weihnachten wird es ein volles Haus: Kinder, Großkinder und Mater und Pater familias.

Zu Neujahr zu Arists Farm. Das ist sein Erbe an uns alle. Dort kommen seine Söhne mit Familien und unsere Söhne mit Familien, so beinah alle Bruemmers, die es gibt, zusammen. Am Neujahrsabend wird Blei gegossen, Schiffchen geschwommen, und wir zünden unseren gewaltigen Stapel Holz an in einer Lichtung am Waldrand und wünschen allen unseren lieben Feunden und Verwandten alles Gute für das kommende Jahr.

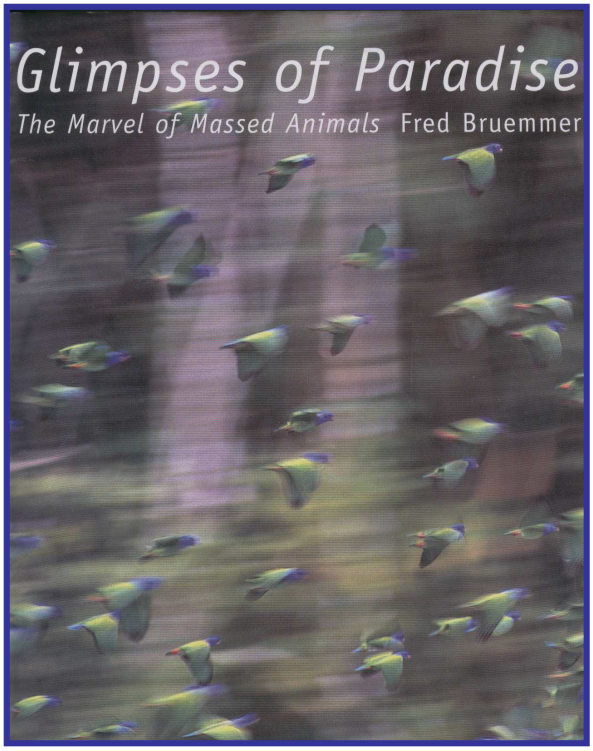
Aus Montreal am 18. Januar 2003 an Annemarie Lackschewitz:

Für uns war 2002 ein gutes Jahr, ein Jahr mit interessanten Reisen, wir waren gesund, unsere Kinder und Großkinder wohnen ganz nah von

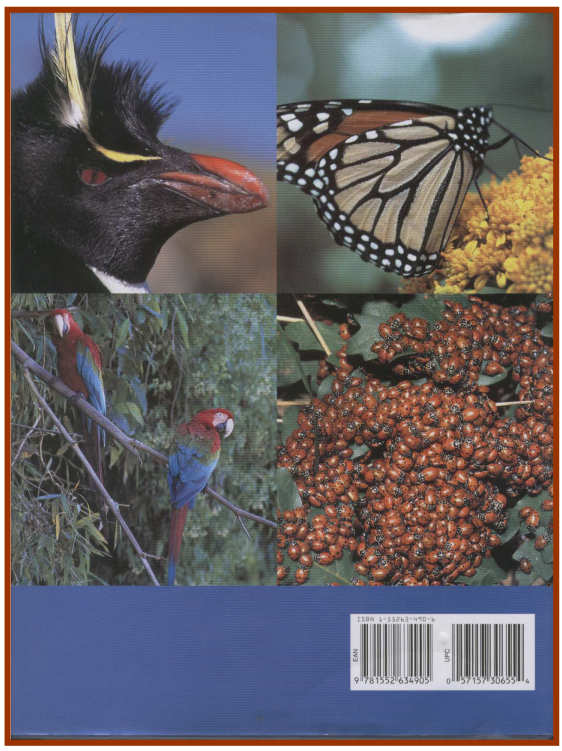
uns und man sieht sich oft. Und wir sind dankbar für alte Freundschaften, für ein Leben reich an schönen Erinnerungen, "denn die Summe unseres Lebens sind die Menschen die wir lieben."

Ein schönes Jahr, aber der Anfang war schwierig. Ende November 2001 rief meine Verlegerin mich an. „Komm bitte nach Toronto", sagte sie. Sie ist Ungarin, 1956 als Flüchtling nach Kanada gekommen, hat nach einigen Jahren einen kleinen Verlag gegründet und ist heute Chefin des größten Privatverlages in Kanada. Sehr klug, sehr tüchtig, sehr hart. So bißchen Gräfin Dracula.

Maudy und ich fuhren per Zug nach Toronto. Das Konferenzzimmer ist voll, Anna präsidiert. „Das Buch über Tiere in Massen. Die Amerikaner wollen es haben, die Engländer auch, die Europäer sind interessiert", sagt sie, und alle fangen an zu reden über Größe, Kosten, Prozente, Seitenzahl, Wortzahl, Format.



Vorderseite



Rückseite

„Anna", sag ich bißchen schüchtern, „wann soll das Buch fertig sein?" „Im Februar. Wir müssen den vollen Text am 15. Januar haben." „Anna, das geht nicht", wende ich ein, „ich kann doch nicht das ganze Buch in

sechs Wochen recherchieren und schreiben." Plötzlich wird es still im Zimmer. Anna sieht mich kühl an: „Am 15. Januar", sagt sie, „alles, Bilder, Text zu den Bildern und“, sie schaut auf einen Prospekt, „35.000 Worte Text." „Anna", fange ich wieder an, aber sie winkt ab. „15. Januar oder kein Buch." Sie lächelt, so ein Kahlfrostlächeln. „Fang an zu schreiben!" sagt sie.

Maudy und ich sitzen bedripst im Zuge. „Schaffst Du das?" fragt Maudy.

Und wir haben es geschafft. Jeden Tag ein Kapitel. Am 14. Januar ist das Buch fertig. Außer bei mir (ich schreibe noch immer alles mit der Hand) geht alles elektronisch. Konzeption in Kanada, Geburt in China! Die Welt ist klein geworden.

Endlich sind wir frei und fahren nach Britisch Kolumbien. Arist, der älteste Sohn meines Bruders, hat sich dort in einem schönen Bergtal am Rande eines Sees ein hübsches Haus gekauft. Er ist Bergbauingenieur. Sehr tüchtig. Sehr erfolgreich. 27 Jahre arbeitete er und klomm die Erfolgsleiter empor. Dann starb mein Bruder, und er nahm sich sechs Monate frei, um seiner Stiefmutter in dieser schweren Zeit beizustehen - und entdeckte die Freiheit!

Mit 52 kündigte er. Jetzt arbeitet er als Berater. Von zu Hause, per Computer. Er verkauft Kenntnis. Und kann wohnen, wo es für ihn am schönsten ist. Und Britisch Kolumbien ist schön. Arist und seine Frau laufen Ski. Maudy und ich gehen im Bergwald spazieren. Kleine Gruppen von Dickhornschafen weiden an den Berghängen. Wir sitzen still und schauen ihnen zu. Sie haben uns natürlich gesehen, sind aber nicht scheu. Langsam kommen sie näher. Unendlicher Frieden umgibt uns. Und plötzlich heult es in der Ferne. Ein Mann mit rotem Helm und schwarz-silbernem Motorschlitten rast durch den Schnee, die Maschine kreischt an uns vorbei. Der Frieden und die Wildschafe sind weg.

Wir fahren weiter nach Vancouver, wo viele Balten wohnen, und nach Victoria Island, wo liebe Freunde von uns sich ein Haus bauen. Wir haben sie schon seit einigen Jahren nicht gesehen. Kanada ist schön, aber schrecklich groß. Von Montreal nach Vancouver ist es so weit wie von Göttingen zum Kongo.

Dies war eine schöne Familien- und Freundesreise. Die nächste Reise geht wieder zu Tieren. Nach Französisch Guyana, um brütende Lederschildkröten zu fotografieren.

Ein eigentümliches Land. Es ist schon schwierig hinzukommen. Wir fliegen zwei Tage. Zuerst nach Florida und dann ´inselhopsenderweise´ hinüber nach Cayenne, der Hauptstadt von Französisch Guayana, einst das Land von Pfeffer und Verbannten.

Nur ein schmaler Küstenstreifen ist bewohnt, der Rest (dreimal so groß wie Holland) ist Urwald, „der größte Wald Europas", sagt mein Reiseführer. Französisch Guayana ist ein Departement von Frankreich, Französisch ist die Landessprache, der Euro ist die Währung.

Die Bevölkerung (165.000 im ganzen Lande) besteht aus Schichten. Die Oberschicht sind Franzosen. Sie sind die Lehrer, die Verwalter, die breite Masse von Bürokraten. Die meisten kommen auf Kontrakt, so für drei, vier Jahre. Die dünne Mittelschicht besteht zumeist aus geschäftstüchtigen Indern und Chinesen. Das sind die Schacherer und Macher. Die Kreolen in allen Schattierungen von schwarz sind die Unterschicht. Sie tun nicht viel, aber sie vermehren sich. Das tun sie gerne, denn das wird sehr gut bezahlt. Sie sind ja Franzosen, und Frankreich ist sehr großzügig mit seinem Kinderzuschlag. Also, sie zeugen, und Frankreich zahlt, und das finden sie sehr schön.

Die Hauptindustrie des Landes (abgesehen von der Babyproduktion) ist die Raumfahrt. Hier, nahe der Stadt Kourou, ist die Europäische Raumfahrtgesellschaft zu Hause, und so alle drei Wochen schießen sie eine Arianerakete mit Elektronik ins All. Für die europäischen Partner, aber auch kommerziell für jeden, der es sich leisten kann. Das kostet Millionen und Milliarden, da wimmelt es von Wissenschaftlern, und das ganze wird von Regimentern der Fremdenlegion beschützt und bewacht.

Ein Land der Kontraste. Alles ist interessant, aber wir sind ja gekommen, um die Lederschildkröten zu sehen. Das sind die größten Schildkröten der Welt, bis zu drei Meter lang, und manche wiegen beinah tausend Kilo. Die gibt es an den Küsten vieler Zentral- und Südamerikanischen Länder, aber sie sind scheu und selten. Nur an einem vier Kilometer langen Strand im Nordwesten von Französisch Guayana kann man viele sehen. Aber nur während der Regenzeit.

In Cayenne mieten wir uns ein Auto, einen kleinen Renault Clio, hübsch und weiß und beinahe neu, und fahren nach Westen. Es regnet. Es regnet jeden Tag, nicht die ganze Zeit, aber ab und zu und dann in Massen. Man hat das Gefühl, oben badet jemand, und dann gießt er das Wasser aus. Hier berechnet man Regenfall nicht in Millimetern oder Zentimetern, sondern in Metern.

Wir wohnen ganz im Westen des Landes in der kleinen Stadt Saint-Laurent-du Maroni, am breiten, braunen Maronifluß. Gegenüber ist Surinam, das einstige Holländisch Guayana.

Von unserem Städtchen bis zum Schildkrötenstrand sind es nur 75 km. Aber die Schotterstraße dahin besteht aus bißchen Straße und vielen Schlaglöchern, tiefen Schlaglöchern. Wenn es stark regnet, ist die Straße unter Wasser.

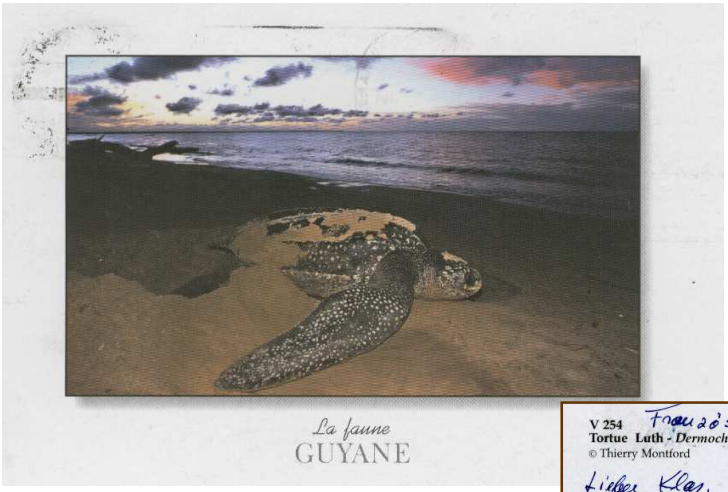
Die Lederschildkröten kommen nur nachts ans Land. Wir fahren um zwei Uhr morgens los. Es gießt. Plötzlich ist die Straße gesperrt, starke Scheinwerfer blenden uns. Männer mit Maschinenpistolen umringen das Auto. Drogenrazzia. Dies ist eine berüchtigte Drogenroute. Mit den Leutchen ist nicht zu spaßen. Vor paar Wochen haben sie zwei Polizisten erschossen. Ein Gendarm kontrolliert unsere Pässe. „Was machen Sie eigentlich hier mitten in der Nacht?" will er wissen. „Wir wollen Schildkröten fotografieren", erklär ich. Das findet er komisch.

Wir krabbeln vorsichtig durch Nacht und Regen. Der kleine Clio leidet, aber er schafft es. Nach drei Stunden sind wir am Strand. Und aus irgendeinem klimatischen Grund hört der Regen oft so eine Stunde vor Sonnenaufgang auf, und wir haben paar Stunden herrliches Wetter, feucht, schwül - das ganze Land dampft -, aber sonnig.

So 20, 30 Schildkröten kommen jede Nacht ans Land. Ein paar verspäten sich, es dämmert schon, wenn sie aus dem Wasser kommen. Der ganze zig Millionen Jahre alte Turnus des Nestbaus, Eierlegens und Nestversteckens dauert ungefähr zwei Stunden. Wie immer in den Tropen ist es plötzlich Tag, und der Strand und die verspäteten Schildkröten sind im goldenen, warmen Licht der Morgensonne.

Das Ganze ist ein Wunder - ein Wunder aus uralten Zeiten. Es ist noch Nacht. Maudy und ich wandern am Strand entlang. Hier und da sehen wir schemenhaft die gewaltigen Formen von Lederschildkröten. Aber

alle sind beinahe fertig. Sie werden den Strand vor Sonnenaufgang verlassen.



Plötzlich bewegt sich etwas im Meer, und wir erstarren. Ein Spätling kommt an Land. Anfangs sind sie sehr scheu. Eine Bewegung, ein bißchen Licht, und sie sind weg. Beginnt aber der Urzyklus ihrer Existenz, so verfallen sie in eine Art Trance, und nichts stört sie.



Wie ein amphibischer Panzer kriecht die gewaltige Schildkröte an Land. Sie wurde wahrscheinlich hier geboren. Wenn möglich, bleiben sie ihrem Geburtsstrand treu. Ächzend, stöhnend schleift sie ruckweise ihr großes Gewicht vorwärts. Nach langem Suchen findet sie die Stelle, wo ein Urinstinkt ihr sagt „Hier!", und dann beginnt der Reproduktionszyklus, der sich wohl im kleinsten Detail in hundert Millionen Jahren nicht geändert hat.

Mit schwingenden Flossen macht sie eine flache Mulde, und dann beginnt sie, eine Nesthöhle in den Sand zu graben. Die linke Hinterflosse krümmt sich, ergreift Sand und wirft ihn beiseite. Dann die Rechte. Hin und her, tiefer und tiefer. Die Arme schnauft. Dicke Tränen laufen aus den großen Augen. Es ist de facto ein öliges Sekret, das ihre Augen vor Sand, Luft und Licht schützt.

Nach 45 Minuten ist sie fertig. Die chiantiflaschenförmige Nestgrube ist ungefähr 80 cm tief. Gleich danach fängt sie an zu legen: gewöhnlich 100 weichschalige, weiß-glänzende pingpongballgroße Eier. Die erste Phase ist in einer Stunde beendet.

Und dann braucht sie noch eine Stunde um ihren Schatz, die Zukunft ihrer Rasse, zu vergraben und zu verbergen. Das ist wie ein hochstilisierter Tanz im Zeitlupentempo, der sich in Jahrmillionen nicht verändert hat. Erst schiebt sie Sand in die Nesthöhle und stampft ihn ganz vorsichtig fest. Ist die Höhle voll, beginnt sie alle Spuren zu verwischen. Sie wandert - ganz langsam. Die mächtigen Flossen schleudern Sand. Sie erscheint erschöpft. Ihr großes Gewicht drückt auf ihre Lungen, sie keucht nach Luft. Uns sieht sie nicht. Sie ist im Trance der Ewigkeit. Entfernt von ihrem Nest gräbt sie flache Locklöcher, um Nesträuber zu verwirren.

Endlich ist sie zufrieden. Sie ist jetzt recht weit entfernt von ihrem Nest, hört auf, ihre Spuren zu verwischen, und kriecht zum Meer. Die Brandung hilft, und plötzlich beinah gewichtlos, schwimmt sie los. Sie taucht noch einmal auf, einen Moment hält sie den großen, dreikantigen Kopf hoch, und dann verschwindet sie.

Drei Wochen lang leben Maudy und ich mit diesen Riesentieren aus der Urzeit, irgendwie Auge in Auge mit der Ewigkeit.

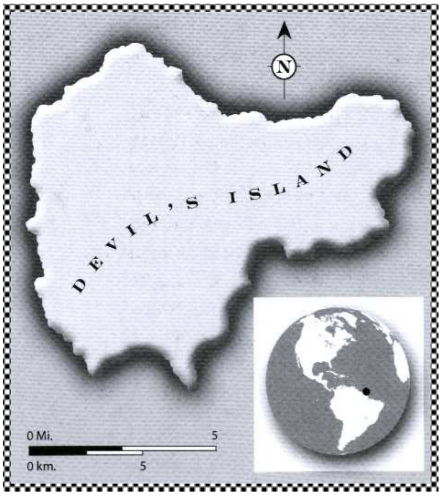
Das Jetzt ist auch sehr interessant, und wir beide genießen es. So um 12 sind wir wieder "zu Hause", essen bißchen, und dann schlafen wir ein paar Stunden, denn wir sind sehr müde.

Wir leben gut. Dies ist ja Frankreich, und in Frankreich lebt man gut. Maudy kauft schöne Sachen, wir sitzen auf unserem Balkon, schwelgen und trinken guten Wein. Wir haben uns mit einigen Lehrern befreundet, wir besuchen einander oder essen zusammen in guten Restaurants, und sie erzählen von ihrem Leben, ihrer Arbeit. Die Kinder, sagen sie, sind fröhlich, freundlich, höflich, viel freundlicher und höflicher, sagen sie, als die meisten Schulkinder in Frankreich. Aber lernen? Lieber nicht! Das alles interessiert sie nicht. „Ihre Philosophie", erklärt uns der ein bißchen vergrämte Mathematiklehrer, „ist ungefähr so: 'es ist durchaus möglich, daß 17 +14 = 31 sind. Aber was geht mich das an?' "

Von der Urwelt unserer Schildkröten fahren wir nach Kourou in die Welt, wo man von Raumfahrt spricht. Bei mir hört jedes richtige Verständnis ungefähr bei Wernher von Braun auf, und für die Leutchen hier ist das schon Paläontologie. Wir besuchen das große Museum, wir treffen zwei sehr nette deutsche Wissenschaftler, die hier arbeiten, aber

sie leben in einer ganz anderen Welt. Sie sprechen vom All, als wären sie Gott.

Von da per Schiff fahren wir zu der vorgelagerten Inselgruppe Iles du Salut, "Inseln des Heils." Das ist ein böser Witz, denn dies waren die Inseln des Unheils, und eine, die kleinste, heißt auch viel passender "Ile du Diable", die Teufelsinsel.



Nach Französisch Guayana schickte Frankreich im 19. Jahrhundert seine Verbannten, und sie starben zu Tausenden an Fieber, Parasiten, dem brutalen Schuften und dem Aasklima. Die schlimmsten, die gefährlichsten, die gehaßtesten kamen auf die Inseln des Heils. Und politische Gefangene kamen auf die Teufelsinsel.

Der berühmteste war ein Artilleriekapitän, Alfred Dreyfus, unschuldig von einer Offizierskabale des Hochverrates angeklagt, verurteilt und zur Teufelsinsel geschickt. Das war Frankreichs Großskandal des 19. Jahrhunderts. Selbst Kaiser Wilhelm mischte sich ein und gab sein kaiserliches Ehrenwort: Dreyfus sei unschuldig, er sei kein deutscher Spion. Das half dem armen Dreyfus nicht. Die Franzosen glaubten Deutschen im Prinzip nicht und dem Kaiser schon überhaupt nicht.



Die von starken Strömungen und tödlichen Haifischen bestens bewachte Teufelsinsel.

Und heute? Die Verbannten sind Geschichte, nun sind es die Inseln von Affen und Touristen. Die Affen hat man eingeführt. Die Touristen kommen von alleine. Unser Hotel ist hoch auf einer Klippe. Vom Speisesaal sehen wir hinüber zur Teufelsinsel. Alles ist still, tropisch schön, friedlich. Aber Maudy darf nicht schwimmen. Wie zur Zeit von Dreyfus umringen reißende Meeresströmungen die Inseln, und die Wasser sind voller Haie. Niemals ist ein Gefangener lebend von der Teufelsinsel entwichen.

Maudy hat genug vom Reisen und bleibt den Sommer zu Hause. Sie arbeitet in ihrem geliebten Garten und verwöhnt die Großkinder.

Ich nehme die Rücksitze aus unserem Auto, mach mir einen Schlafwagen und fahre damit gen Osten zu den großen Seevögelkolonien an den Küsten Ostkanadas. Von dort mit der Fähre nach Neufundland und weiter und weiter nach Norden. Erst Wald. Am frühen Morgen weiden Elche nahe der Straße. Dann eine Mischung von Wald und Tundra, und ich sehe oft Karibus.

Wo es mir gefällt, bleibe ich ein Zeitchen. Mein Auto ist mein Zuhause. Der alte Zigeuner ist glücklich. Ich streife tagelang durch die nördliche Wildnis.

An der Nordspitze von Neufundland wohnten vor 1.000 Jahren Wikinger. Da war wohl das "Winland" der Sagas. Jetzt haben sie die Wikingersiedlung so getreu wie möglich nachgebaut, und da wohnen im Sommer, zur Ergötzung von Touristen, Pseudowikinger. Wikinger werden ist gar nicht so einfach, dazu ist ein zwei Jahre dauernder Universitätskursus erforderlich. Den letzten Schliff bekommen sie in Island. Ich bin immer früh da, fotografier ihr Leben und teile ihr Wikingerfrühstück: Gerstenbrei, recht hartes Gerstenbrot und Dörrfleisch. Am Abend, wenn die Touristen weg sind, fahren die Wikinger per Auto nach Hause.

Und ich nehme die Fähre nach Südlabrador und fahre weiter nach Norden. Ein schönes, leeres, herbes Land, ein herrlicher Sommer.

Im Frühherbst bin ich wieder zu Hause, und Mitte September fängt die große Fahrt des Jahres an.

Erst Berlin. Da haben wir sehr liebe Freunde, da wohnen Verwandte und Bekannte, da gibt es herrliche Museen und tolle Kabaretts, und da hab ich eine Geliebte. Sie ist unglaublich schön und 3.000 Jahre alt: Nofretete. In Mainz, glaube ich, so ca. 1948 war sie gerade aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekehrt und ich ging sie mit Wolf besuchen. Von Lauterbach in Hessen nach Mainz - zu Fuß.

Jetzt wohnt sie in Berlin im Ägyptischen Museum, und jedesmal wenn wir in Berlin sind, besuchen wir sie, und ich staune in Ehrfurcht über ihre ewige Schönheit.

Von Berlin nach Kroatien. Aus Neugier. Erst Zagreb. Das Zentrum der Stadt sehr k.u.k., immer noch eine Prunkstadt aus der Habsburger Zeit. Per Zug und Schiff nach Dalmatien, nach Dubrovnik. Einst war das die Republik Ragusa, nach Venedig die reichste Stadt im Mittelmeergebiet mit einer mächtigen Flotte, reich, arrogant und schlau. Sie umgaben ihre reiche Stadt (selbst das Straßenpflaster ist aus Marmor) mit einer gewaltigen Mauer, bestachen die gefährlichsten ihrer Feinde, und sie wurden nie erobert, nie zerstört. Ragusa-Dubrovnik ist eine der schönsten, best erhaltenen mittelalterlichen Städte. Nur im letzten Krach mit Serbien haben sie es abbekommen, aber das ist schon wieder repariert.

Im Balkan, hat man das Gefühl, ist Hassen Nationalhobby. Die Kroaten hassen die Serben, in Bosnien (wohin wir einen Abstecher machten) hassen sich Mohammedaner und Christen, alle hassen die Albaner, und die Albaner hassen alle.

Wir mieten eine kleine Wohnung nah von Dubrovnik. Die Menschen sind freundlich und lieb. Sie bringen uns Wein und Früchte. Wir sitzen gemütlich zusammen und schwatzen. Fällt aber das Wort "Serbe", dann werden die Augen glashart, und ein alter Herr sagt: „Das sind Bestien! Die sollte man ausrotten!" Ja, ja, im Balkan liebt man zu hassen.

Wir verbringen eine herrliche Woche auf der Insel Mljet, dann zurück nach Zagreb und weiter mit dem Balkanexpreß nach Budapest, Bukarest, Sofia, Saloniki, Athen. "Expreß" ist stark übertrieben. Die Fahrt dauert drei Tage und zwei Nächte. Ich verspreche Speisewagen und herrliche Mahlzeiten. Maudy traut dem nicht und kauft in Zagreb Proviant. Ausreichend und genug, sage ich höhnisch, für eine Expedition quer durch Afrika. Im Zuge triumphiert sie. Kein Speisewagen! Nur - für Euro

- mulmige Kekse und unbegrenzt Tokaier. Solange ich mit Maudy reise, werde ich nie Hunger leiden.

Wir bleiben paar Tage in Athen, absorbieren Kultur und Wein, und fliegen für drei Wochen zur Insel Santorini. Die Touristensaison ist vorbei, für herrlich wenig Geld kriegen wir eine Wohnung und ein Auto.

Santorini, behaupten manche, war einst das mythisch-herrliche Land "Atlantis", von dem Platon schwärmte. Wirklich bestand da vor 4.000 Jahren eine reiche minoische Kultur, deren elegante Häuser mit herrlichen Fresken geschmückt waren. Damals war die Insel groß und hieß "Strongoli" - die Runde. Sie liegt aber auf einem geologisch unruhigen Fundament. Es zitterte und wackelte, und die Menschen flohen, wahrscheinlich nach Kreta. Und dann, 1625 v. Chr., ging es BUMS! Und die halbe Insel flog in die Luft, gefolgt von etlichen Kubikkilometern Bimsstein, Asche und Magma. Eine 100 Meter hohe Meereswelle raste in alle Richtungen, und das, sagt man, verursachte die Sintflut.

Wir leben schön auf Santorini. Maudy liebt zu schwimmen. Am Morgen bringe ich sie an einen geschützten Strand. Sie schwimmt und brutzelt in der Sonne. Ich fahre, gehe spazieren, fotografiere. Wir lesen viel und sind herrlich faul.

Abends in unserem Lieblingsrestaurant am Rande der Klippe, die steil hinabfällt zur Caldera, dem vom Meer gefüllten Vulkankessel, essen wir frische Fische. Die roten Lavaklippen leuchten im Sonnenuntergang, und um uns sitzen fünf Katzen mit großen Augen und sagen: "Bitte! Bitte! Bitte!" und bekommen dann auch die Reste unserer Fische.

Zurück nach Athen, dann nach Kairo und fünf Wochen Ägypten. Was in Ägypten bißchen traurig ist, ist daß wir als Touristen so ganz in der Vergangenheit leben. Die Tempel, die Pyramiden, die herrliche Kunst, alles ist viele Tausend Jahre alt. Unsere Vorfahren wohnten damals noch in Höhlen und in Hütten, fraßen Wild und dachten wenig. In Ägypten dagegen liefen schon Vorgänger von Kant und Schopenhauer herum und dachten furchtbar viel und tief über das Wieso und das Warum des Seins. Der ägyptische Gipfel von Glanz und Kunst war so ungefähr vor 3.000 Jahren. Seitdem geht es bergab.

Kairo hat ungefähr 16 Millionen Einwohner. Der Verkehr ist orchestriertes Chaos. Verkehrsampeln sind nur Dekoration. Alle Regeln werden im Prinzip ignoriert. Mein erstes Problem und unser größtes Abenteuer in Ägypten ist, mit Maudy eine Hauptstraße zu überqueren. Sie hat Angst. Sie jammert. Sie schaut auf den Strom von rasenden Autos und sagt in weinender Wut: "Du willst mich umbringen!"

Aber Frauen mit Babys tun es, alte Männer tun es, Krüppel, Blinde. Es ist ein Trick. Man hält die Hand hoch und marschiert los wie Moses durch das Rote Meer. Und siehe, diese Flut der Autos teilt sich, und Du kommst wirklich lebend hinüber. Wenn man eine störrische Frau mitzerren muß, ist es ein bißchen schwieriger.

Für Ägypter sind Touristen Schafe. Und Schafe muß man scheren. Das ist, nach Fußball, ihr liebster Sport. Touristengruppen werden, wie von Schäferhunden, von ihren Reiseleitern bewacht und gehütet. Aber naive Touristen, die alleine reisen so wie Maudy und ich, die sind gefundenes Fressen. Anfangs ist es ärgerlich. Jeden Tag und hier und da und dort wird man ein bißchen ausgeplusert.

Aber nu ja, wenn man so dumm ist und sich plusern läßt, geschieht es einem recht. Außerdem, die Menschen sind schrecklich arm, man sollte nicht so geizig sein. Und plötzlich geht es. Man bezahlt natürlich immer bißchen mehr. Das ist die Idiotensteuer. Aber man ärgert sich nicht mehr. Und man hat die Menschen gern.

Das hat mir an Kairo am meisten imponiert, man ist total sicher. In dieser Riesenstadt voll Armut und Elend sind wir überall und Tag und Nacht total sicher. Diebstahl ist selten, Gewalttätigkeit fast null. Menschen, die viel reisen, sagen uns: „Kairo ist die sicherste Großstadt der Welt!"

Ägypter schreien viel und laut und gestikulieren, aber sie sind nicht aggressiv. Sie sind ein friedsames Volk. Sie sind auch keine großen Krieger. Ihre Philosophie ist: lieber laufen und leben als kämpfen und sterben.

Ja, aber sie haben doch vor etlichen Jahren eine Menge Touristen ermordet. Das, sagen sie sofort, war Osama bin Ladens Idee. Man braucht ja nur ganz wenige Touristen abzuschießen und der Tourismus ist tot. Und damit stirbt das Einkommen von Millionen, das Elend im

Lande wird noch viel größer, und das wünschen sich die Fanatiker. Je größer das Elend, desto größer ihre Chance, die Macht zu ergreifen.

Um dem vorzubeugen, bewacht Ägypten jetzt seine Touristen mit viel Liebe, Vorsicht und einer Armee von Polizisten. Zu vielen Tempeln fährt man im Konvoi mit Polizeibegleitung. Vor jedem McDonalds sitzen Polizisten mit Maschinenpistolen.

An diesen tollen Sicherheitsmaßnahmen scheitern meine Fotopläne. Ich wollte gerne das Leben auf dem Lande fotografieren, Fellachen, deren Arbeitsweise sich nicht so sehr in 4.000 Jahren verändert hat.

Wir mieten Auto und Fahrer und fahren von Kairo ganz früh am Morgen ab nach Fayum, der größten Oase von Ägypten. An der ersten Polizeikontrolle bleiben wir stecken. „Es tut mir leid", sagt ein Offizier sehr höflich, „aber von hier ab können Sie nur mit Bewachung weiterfahren." Uns wird ein Jeep zugewiesen mit einem Offizier, einem Fahrer und drei jungen Soldaten mit Maschinenpistolen.

In Fayum sehe ich "mein" Bild. Ein alter Bauer, dürr, braun, sehnig, pflügt mit Ochs und Urpflug sein Feld. Genau so hab ich es auf vieltausendjährigen Fresken in Pharaonengräbern gesehen. Ich winke. Der Jeep hält an. Wir halten an. „Das will ich fotografieren", sag ich zum Offizier. „Gut", sagt er. „Aber die Soldaten müssen mit." Natürlich ist es ein Fiasko. Ich marschiere voraus mit Fotoapparat und weißem Tropenhut und hinter mir drei Mann mit Maschinenpistolen. Ochs und Bauer sehen uns erstaunt kommen und dann hat der Bauer Angst. Er jammert, er schimpft. Dann schimpfen meine Soldaten. Ich nehme pro forma paar Bilder auf und gebe dem Bauern etwas Geld. Die Soldaten lachen und machen dumme Witze. Ochs und Bauer staunen. Wir gehen zurück zur Straße. Der Bauer fängt wieder an zu pflügen. Es wäre ein schönes Bild gewesen - es hat nicht sollen sein.

Aus Fotografieren wurde also nicht viel, aber wir haben die Zeit doch sehr genossen, sehr viel gesehen, und haben uns von zig Fremdenführern die Geschichte der Pharaonen erzählen lassen. Und die ist ganz schön kompliziert, denn das waren so richtige Familienmenschen, für die Inzucht und Inzest zur Normalität gehörte. Väter heirateten Töchter, Mütter Söhne und Brüder oft Schwestern, und wer dann wie mit wem verwandt ist, das würde selbst geniale Genealogen konfus machen.

Wir fahren per Auto, Zug und Nildampfer von Kairo bis an die Grenze vom Sudan und saugen alte Kunst und alte Kultur auf. 5.000 Jahre Geschichte! Ich lese Herodot. Der war 400 v. Chr. da, und das meiste war schon "alte Geschichte".

Wir machen noch einen Abstecher nach Siwa. Das ist eine einsame Oase weit in der Wüste nah der lybischen Grenze. Jetzt leben Berber da. Aber vor 2.000 Jahren war es griechisch, und hier stand der berühmte Tempel von Zeus Ammon, nach Delphi das wichtigste Orakel der Antike. Die Priester sagten wahr, besonders wenn man gut bezahlte. Alexander der Große war da. Sie sagten, er sei Pharao und Gott und bekamen einen Sack voll Geld. Vom Tempel ist wenig nach.

Wir mieten einen kleinen Jungen mit einem kleinen Esel und fahren durch die Oase und zu den mächtigen Dünen der Wüste.

Von Kairo nach Amsterdam zu meiner Schwester Heddy. Paar Tage vor Weihnachten waren wir zu Hause. Maudy kochte, machte und war schrecklich tüchtig, und zu Weihnachten war das Haus wieder voll mit Kindern und Großkindern. Schön!
Zu Silvester, wie in jedem Jahr, fuhren wir zu Arists Farm. Das bleibt das Familienzentrum, wie mein Bruder es sich bestimmt gewünscht hätte. Jetzt sind sein Sohn Arist und dessen Frau Hausherr und Hausfrau.

Kinder und Hunde toben im Schnee, und wir sind dankbar für das Zusammensein von Generationen. Und so geht ein schönes Jahr seinem Ende zu. Ein neues Jahr beginnt.

Aus Montreal am 17. November 2003 an Annemarie Lackschewitz:

Gewöhnlich kommt mein Weihnachtsbrief lange nach Weihnachten an. Nun, zur Abwechslung ein früher Brief.

Für uns war dies ein schönes Jahr, wir haben viel gesehen, viel erlebt, waren viel mit Menschen zusammen, die uns lieb sind.

Vorigen Herbst erhielt ich einen netten Brief vom Präsidenten der Vereinigung amerikanischer Naturfotografen. Ihr Rat hätte beschlossen, schrieb er, mich für mein fotografisches Lebenswerk bei ihrer jährlichen

Tagung im Februar 2003 zu ehren. Schön! Und sie bezahlen unsere Reise und Hotel in Albuquerque, Neu Mexiko. Noch schöner!

In Neu Mexiko wohnt Betty Bender. Wir waren in derselben Klasse in Lauterbach. Sie wanderte aus, heiratete einen amerikanischen Atomphysiker und sie leben in Los Alamos. Da wurde vor so 60 Jahren die Atombombe geboren (von den ca. 400 Personen, die das miserable Ding zur Welt brachten, waren ungefähr 70 Prozent deutsche und jüdische Wissenschaftler!). Betty kaufte einmal ein Arktisbuch, las es, dachte „das klingt wie Friedel Bruemmer", schrieb mir, und seitdem hatten wir eine Weihnachtskartenkorrespondenz.

Wir mieteten ein Auto in Albuquerque (benannt nach dem Herzog von Albuquerque, denn dies begann als spanische Stadt), fuhren erst zu Betty und verbrachten dort eine schöne Zeit.

Am Tage führte uns Roland, Bettys Mann, durch Museen und Laboratorien und versuchte mit rührender Geduld, zwei Menschen die in der Schule in Physik "ungenügend" hatten, die Wunder des Atoms zu erklären, das Wieso und Weshalb der Basis allen Seins und wie es möglich ist, daß so etwas Kleines so furchtbar viel Kraft besitzt. Interessant und auch beängstigend.

Wie Goethes Zauberlehrling leidet die Menschheit recht stark an Hybris und spielt zu gerne den Allmächtigen. Das geht mal schief!

Am Abend saßen wir mit Betty zusammen und schwatzten über Lauterbach. Betty ist eine treue Seele, korrespondiert und telefoniert und wußte über alle Bescheid, mit denen wir zusammen zur Schule gingen. So wurden alte Zeiten wieder wach, "erinnerst du dich noch?", und es war sehr schön.

Von dort fuhren wir weit nach Süden zu den Carlsbad Caverns, den größten Kalksteinhöhlen Amerikas. Der mächtigste Raum, weit im Inneren der Erde, ist mehr als drei Hektar groß. Da stehen Stalagmiten und hängen Stalaktiten, Gänge und Korridore wandern durch die Erde, einst unterirdische Flüsse. Ein Höhlengang ist mehr als 100 Kilometer lang.

Im Sommer kommen Fledermäuse und Touristen, beide zu Millionen. Die Fledermäuse wohnen da und sind jetzt geschützt und beliebt. Es gibt sogar ein "adoptier dir eine Fledermaus" - Programm.

Die Beleuchtung ist toll. Von Hollywood Fachleuten wurde dies ganze Labyrinth illuminiert. So etwas können die Amerikaner. Maudy und ich wandern den ganzen Tag durch Höhlen und Gänge die wie Märchenpaläste glänzen.

Dann zwei Wochen nach Bosque del Apache, ein Sumpf- und Seengebiet am Rio Grande, ein Paradies der Wasservögel, die dort immer wohnen oder, wie die Kraniche und Schneegänse des Nordens, dort überwintern.

Die Tage sind sonnig und schön warm. Aber die Nächte sind bitterkalt. Maudy und ich wohnen in einem Motel. Wir stehen um 4 Uhr morgens auf. Am noch dunklen See schallen die Trompetenrufe von Tausenden von Kranichen. Das sanft-rosa Licht des Morgens bedeckt den See und das graue Heer der Kraniche. Die Rufe werden lauter. Die Zeit des Abflugs ist nah. Aber manchmal ist die Nacht so kalt, daß eine dünne Eisschicht den See bedeckt. Dünn und glatt. Und auf diesem polierten Eis tanzen und torkeln jetzt Tausende von Kranichen. Sie nehmen Anlauf, rutschen, schlagen wild mit den Flügeln und trompeten. Es sieht aus wie "Der Tanz der betrunkenen Kraniche", und da Kraniche normalerweise so elegant und vornehm sind, ist es besonders komisch. Dann schaffen sie es doch, und Schar um Schar steigt auf ins Morgenrot.

Die Wochen mit den Vögeln habe ich unendlich genossen. Aber jetzt kommt der Grund der ganzen Reise, die Ehrung in Albuquerque, und mir wird recht mulmig. Menschen in Massen, das hab ich nicht gerne. Ich bin viel glücklicher mit den Vögeln im Sumpf.

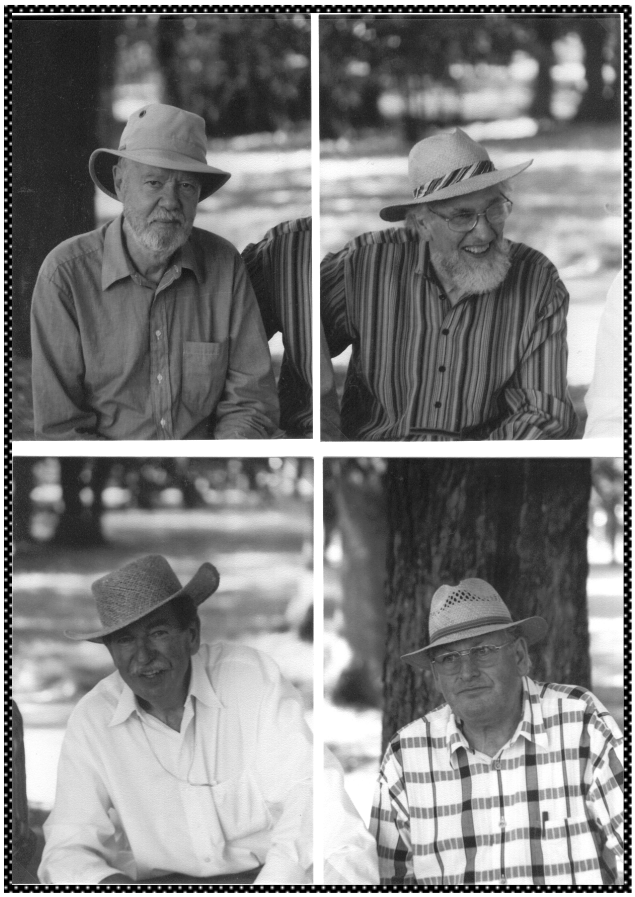
Außerdem hat Maudy mich ausstaffiert, und ich bin so spontan froh wie ein dressierter Affe. Und dann noch die Reden ("sprich deutlich!" sagt Maudy). Der Präsident überreicht mir die schön gravierte Silberschale ("versilbert", sagt Maudy), ich halte meine Dankesrede, dann noch paar lobende Worte, und es ist vorbei. Ich hab es überlebt! Ich trink Wein, und so schlimm war es ja nicht! Es wird ein furchtbar netter Abend. Dank Wein beginn ich aufzutauen. Es ist schön, die besten Fotografen Amerikas zu treffen, deren Werke ich seit Jahren bewundere.

Das war es und wir fliegen mit schönen Erinnerungen und der Silberschale („gut für Gebäck", sagt meine praktische Frau) nach Hause.

Frühjahr zu Hause. "Montreal" bedeutet ja "Königsberg", benannt nach dem Mount Royal, dem bewaldeten Berg im Zentrum der Stadt. Da gehen Maudy und ich jeden Tag zwei Stunden spazieren und genießen das Frühlingserwachen, das Hellgrün der ersten Blätter, die ersten Blumen. Am Abend sehen wir oft Tiere: Füchse, Waschbären, Stinktiere und sehr zahme Eichhörnchen.

Bald danach beginnt die große Fahrt des Jahres. Erst für paar Tage zu Klas und Matti im schönen Süd-Schwarzwald. Schöne, gemütliche Tage. Klas und ich gehen im Wald spazieren. Matti verwöhnt uns mit herrlichen Mahlzeiten.

Dann packt Klas das Auto voll. Wenn man den ganzen Berg von Bagage sieht, dann denkt man "das geht nicht!" Aber Klas ist ein routinierter Autovollpacker, da bleibt kein Quadratmillimeter ungenützt, es ist noch reichlich Platz für uns alle, und Klas fährt uns zum Familienfest in Dresden.



Vier wohlbehütete Brüder 2003 in Dresden

Unsere Reise geht weiter. Per Zug nach Wien, ein Tag in Wiens schönen Museen und abends mit müden Museumsfüßen zum Flugplatz, und wir fliegen dann mit vielen Filmen und etwas Sorgen nach Georgien, denn da haben wir keine Bleibe und wurden oft gewarnt, zumeist von Menschen, die nie da waren, das Land sei "gefährlich".

Unsere ersten Probleme lösen sich am Tiflis Flugplatz. Wir kriegen einen scharfen "ich-weiß-alles" Taxifahrer. Er spricht Russisch und Georgisch. Beinah alle Georgier sprechen Russisch, ein Glück, denn Georgisch ist uns fremd und ist schwierig. Viele Worte fangen mit zwei, drei, vier, selbst fünf Konsonanten an. Die historische Hauptstadt Georgiens heißt Mtskheta, Tiflis liegt an Mtkvari Fluß. Die Worte bleiben mir in der Kehle stecken. Aber mit Russisch geht's.

Unser öliger Fahrer braust mit seinem Taxi-Wrack durch Nacht, Regen und Schlaglöcher, schimpft über die Regierung und versucht, uns für die nächsten Wochen zu übernehmen. Und er findet uns die ideale Bleibe bei einem alten Professor und dessen Frau. Ein einst sehr schönes, jetzt verlebtes Haus in der Innenstadt. Wir haben ein großes Zimmer, ein Badezimmer mit heißem Wasser (ein Rarität in Georgien!), einen großen Balkon. Die Menschen sind reizend, glücklich, uns zu haben, denn Touristen sind rara aves, und Geld ist knapp. Unser Professor (der Geologie) ist 72 Jahre alt und arbeitet immer noch. Sein Gehalt: 40 Dollar im Monat. Georgien, lernen wir schnell, ist sehr arm, hat riesengroße Probleme.

Wir haben ein schönes Zuhause. Maudy ist glücklich. Wir essen herrlich. Maudy ist glücklicher. Man ist arm in Georgien, aber man ißt gut! Die Nahrung wird von Bauern produziert und nicht von IG-Farben! Alles ist natürlich, alles ist frisch. Sie kochen viel mit Kräutern, mit Nüssen, mit Liebe und mit Öl und Honig. Wie eben Menschen für eine schöne Mahlzeiten mit Familie, mit Freunden, mit Gästen als Höhepunkt des täglichen Lebens kochen.

Wir bleiben paar Tage in Tiflis, sehen viel und lernen viel, denn Georgien ist sehr kompliziert. Im 1. Jahrhundert nach Christus schrieb Plinius, der römische Naturforscher, daß römische Händler in Georgien 130 Dolmetscher benötigen, um sich mit den verschiedenen Volksgruppen zu verständigen!

Wer hat je von Megrelisch, Swanisch, Lasisch, Alanisch oder Abasgisch gehört oder einen Abchasen oder Osseten getroffen? Im Kaukasus leben mehr als fünfzig Völker mit ganz verschiedenen Sprachen!

Das ist ein Problem. Das andere Problem ist Geschichte. Georgien leidet an einem Überfluß von Geschichte. Tiflis wurde 27 mal zerstört (nach dem 5. Mal wäre ich umgezogen!). Einst, vor ca. 1.000 Jahren, in seiner Glanz und Glorienzeit, war Georgien unter mächtigen Königen ein Staat. Dann zerfiel es in immer kleinere Staaten, und jeder Kleinstaat hatte einen Fürst, und jeder Kleinststaat hatte ein Fürstchen, und das alles zankte sich und bekriegte sich und wurde außerdem recht regelmäßig von mächtigen Nachbarn, Persern, Mongolen, Osmanen und anderen, erobert und vernichtet. Und ist seit 1801 mit Ach und sehr viel Krach ins russische Imperium integriert.

Tiflis war einst (so um 1900) eine schöne Stadt. Jetzt, nach 70 Jahren Kommunismus, ist es eine elegante alte Dame, stark mitgenommen von schweren Zeiten. Um diese Altstadt ist die Neustadt von sowjetischen Hochhäusern und Fabriken, alle nach dem sowjetischen Architekturrezept gebaut: "Man mische viel Sand mit etwas Zement und baue draus ein großes Haus." Das ist schnell, das ist billig, das ist gut für Statistiken. Das hat nur einen kleinen Nachteil, das hält nicht. Jetzt sind die Fabriken tot, die Hochhäuser bröckeln. Georgien ist sehr arm und leidet.

Und doch, trotz allem, sind die Menschen nett, freundlich, höflich. Sie haben Charme, sie sind ein stolzes Volk. In einem der vielen Museen, die wir besuchen (einst ein Fürstenpalast), hängt ein Bild, das ich erkenne, von Fürst Pjotr Bagration, "dem berühmten russischen General." „Nicht russisch", korrigiert mich unsere Führerin scharf, „georgisch!"

Wir fangen an zu reisen. In Minibussen, die Marschrutkas genannt werden (das kommt vom deutschen Wort "Marschroute"!). In einen 12-Personen Bus stopft man 20 Personen plus Bagage und rattert los. Die Busse sind dreiviertel tot, die meisten Straßen bestehen aus bißchen Straße und vielen (tiefen) Löchern. Es ist eine gute, aber nicht bequeme Manier, Land und Menschen kennenzulernen.

Erst geht es nach Osten, nach Kachetien, der Weinprovinz von Georgien. Wir mieten uns eine Wohnung, einen Wagen mit Fahrer und besuchen

die schönsten Kirchen und Klöster, die meisten 800 oder 1.000 Jahre alt, oft mächtige Bauten, teils Gotteshaus, teils Festung.

Am Sonntag sind alle Kirchen voll. Zumeist mit jungen Menschen. 70 Jahre haben die Kommunisten versucht, den alten Baum des Glaubens zu vernichten. Und jetzt blüht er erneut und stärker als je zuvor.

In den Klöstern sind junge Mönche. Die Gebäude sind in schlechtem Zustand. Sie fangen ganz von vorne an, eine kleine Kapelle, ein großer Garten, sie arbeiten viel, beten viel. Ich kaufe zwei Kerzen und spende 10 Dollar für den Aufbau. Der junge Mönch mit langem Bart und frohen Augen fragt nach meinem Namen. „Ich werde für sie beten", sagt er. „Sind Sie orthodox?" „Nein", sage ich, „protestantisch." Er lächelt, etwas unsicher. „Ich weiß nicht, ob ich für Protestanten beten darf", sagt er. „Ich werde den Abt fragen." Nach paar Minuten kommt er strahlend zurück. „Der Abt hat gesagt, ich soll für alle beten. Und ganz besonders für Protestanten!"

Wir besuchen noch das gewaltige Höhlenkloster David Garedschi im Südosten an der Grenze von Aserbaidschan, wo einst 8.000 Mönche wohnten, und dann kamen die Perser und ermordeten alle. Es ist eine Steppen-Wüste, ein Gebiet trocken, leer, ein Land von Schafherden und Hirten zu Pferde und schönen Vögeln: Bienenfresser, Rosenstare und oft Wiedehopfe, die mich an Bilau (*das Gut im damaligen Warthegau, welches von 1940 bis 1945 von Theodor Lackschewitz bewirtschaftet wurde; K.L.*) und Kleingraben erinnern.

Zurück nach Tiflis, zu "unserer Wohnung“, umpacken und auf der berühmten "georgischen Heerstraße" nach Norden, die Straße über den Kaukasus, die schon die Griechen vor 2.000 Jahren kannten. Damals war es ein Kamel- und Pferdepfad. Heute ist es eine schlechte, gefährliche Straße, über die Kolonnen von mächtigen türkischen Lastkraftwagen mit Waren nach Rußland fahren.

Im Hochgebirge ist die Straße wegen Lawinengefahr immer wieder überdacht. Die meisten dieser langen Tunnel wurden von deutschen Kriegsgefangenen erbaut, erzählt mir der Mann, mit dem ich eingepfercht in der Marschrutka sitze. An warmen Sommertagen wie jetzt kommen viele Kühe von den mückengeplagten Alpweiden und schlafen in den dunklen Tunneln. Das macht die Autofahrten ganz besonders spannend.

Wir wohnen in einem Dorf nahe der russischen Grenze, mieten Jeep und Fahrer und fahren zu einigen entlegenen Dörfern des Großen Kaukasus. Es ist eine mächtige, leere Landschaft. Gleißende Gletscher und tiefgrüne Almen, Schafherden und Hirten zu Pferde. Und weit über uns die gewaltige Eiskuppel des 5.000 Meter hohen Berges Kasbegi. An diesen Berg, so erzählen die griechischen Sagen, kettete ein erzürnter Zeus Prometheus „und jeden Tag kam ein Adler und fraß seine Leber." Nicht nett!
Prometheus ist weg, er wurde von Herkules befreit, aber Adler kreisen immer noch hoch über den Tälern, und einen Tag sehe ich einen mit rostroter Brust und sehr langen schmalen Flügeln: ein Lämmergeier! Den einst zu sehen, davon habe ich als Junge schon geträumt.

Ich träume auch von Swanetien. Das ist das berühmteste und berüchtigtste Berggebiet von Georgien. Alle sind sich einig, es ist märchenhaft schön. Und alle sind sich einig, es ist sehr gefährlich. Deutsche Touristen dürfen nicht hin "wegen der hohen Kriminalität". Die amerikanische Gesandtschaft warnt vor "Banditen".

Das ist nichts Neues. Über die Bergbanditen des Kaukasus schimpften schon die Römer. Früher waren sie noch wild-romantisch mit hoher Pelzmütze, Tscherkessenrock mit Munitionsbandelieren und langen, silbergeschmückten Gewehren. Heute sind sie modern mit schwarzen Masken und Kalaschnikows. Gar nicht romantisch.

„Fahrt ihr nach Swanetien?" fragt uns unser Professor in Tiflis. „Nein", sage ich, „das ist zu gefährlich. Da wird man ermordet." „Das bestimmt nicht", ruft er entrüstet, „das sind doch keine Mörder. Das sind nur Banditen." Ein wichtiger Unterschied. Aber trotzdem.

Und dann treffen wir einen jungen Israeli. Ein Geologe. Ein Eigenbrödler. Der wandert gerne allein irgendwo in der Wildnis herum. 2002 war er einen Monat in Swanetien. Jetzt fährt er wieder hin.

„Es ist herrlich dort oben. Fahrt hin. Ich kenne dort drei Schwestern. Lehrerinnen. Die sprechen auch deutsch und englisch. Die sind nett, haben ein großes Haus. Da könnt ihr wohnen. Ich rufe sie an." Ja, aber die Banditen? „Nicht so schlimm", sagt er, „die sind scharf auf reiche Touristengruppen, und auf Bergsteiger mit teurem Zeug. Euch werden sie wahrscheinlich nichts tun. Nehmt wenig mit und fahrt mit der

Marschrutka. In der reisen nur arme Menschen, und die wird nie überfallen. Das lohnt sich nicht."

Aus irgendeinem Grunde ist Maudy nicht sehr scharf auf diese Reise, kommt aber doch ganz brav mit. Erst über Nacht mit dem Zug nach Nordwesten (1. Klasse Schlafwagen, ein Coupé für uns alleine kostet 12 Euro! Reisen ist billig in Georgien). Und dann per Marschrutka hoch in die Berge, ins gefürchtete Land der Banditen.

Nach 6 Stunden sind wir in Mestia, dem Hauptort Swanetiens (2.000 Einwohner). Der Busfahrer setzt uns vor dem Hause der drei Schwestern ab. Die sind reizend und so rührend froh, endlich wieder Gäste zu haben. Ein langer breiter Balkon, ein großer Garten mit Obstbäumen, und weit oben die schneebedeckten Berge des Kaukasus.

Tziure Gabliani, die älteste Schwester, spricht gut Deutsch (und Swanisch, Georgisch, Russisch und Englisch!). Ihr Vater, Iliko Gabliani, war ein weltberühmter Mann, vielleicht der bekannteste Bergsteiger der Sowjetunion. Daher das große Haus. Er starb mit 44 in Tien-Shan.

Für die drei Schwestern und die alte Mutter ist das Leben schwer. Ein Lehrer, wenn er bezahlt wird, verdient 20 Dollar im Monat. Sie hatten so auf Touristen gehofft. Tziure, rundlich und freundlich, seufzt: „Aber die Banditen. Das ist hier Tradition. Bei einigen Familien. Voriges Jahr haben sie vier Touristengruppen ausgeplündert. Und jetzt haben alle Angst. Niemand kommt. Wir haben keine Touristen." Und die Banditen sind arbeitslos.
„Und wir?“ frag ich. „Ihr seid unsere Gäste", sagt Tziure, "da dürften sie euch eigentlich nichts tun."

Wir bleiben zehn Tage in Swanetien. Es ist bei weitem unsere schönste Zeit in Georgien. Es ist zugleich modern und mittelalterlich. Die Bergwiesen werden mit Sensen gemäht, und Ochsen ziehen das Heu auf großen Holzschlitten zu Tal. Aber alle haben Handys und Fernseher.

Jeder swanetische Bauernhof ist eine Festung. Die Mauern sind dick, die Fenster sind Schießscharten. Und angeschlossen ist ein 30 Meter hoher, kastellartiger Wehrturm. Die meisten sind 800 bis 1.000 Jahre alt. Die Kirchen sind auch Festungen, und im Vorraum werden Schafe an Festtagen für die Gottheit geschlachtet. Heidnische Gebräuche aus uralter Zeit vermischen sich mit tiefer christlicher Gläubigkeit. Und da

dies Gebiet nie erobert wurde, besitzen viele Familien und manche Kirchen herrliche Schätze. Wir sahen goldgerahmte Ikonen aus dem 9. Jahrhundert!

Die Schwestern haben einen Vetter, Naxur, und der hat einen Jeep. Naxur ist jung und fröhlich. Sein Jeep ist alt und krank, und das Lokalbenzin ist billig, aber schlecht. Das kaufen sie irgendwie von tschetschenischen Partisanen!

Die Berge, die Täler, die tiefgrünen Almen, die ganze Landschaft ist schön, schön und leer. Naxur holt uns jeden Morgen ab, und wir sind den ganzen Tag unterwegs. Straßen gibt es eigentlich nicht, nur Pfade für Ochsenschlitten. Aber Naxur fährt toll geschickt, sein Jeep stottert und jammert, aber er kriecht!

Einen Tag besuchen wir Uschguli, das abgelegenste Dorf und bei über 3.000 Meter das höchste Dorf Europas. Ein Wehrdorf, Festung neben dunkler Festung. Die Menschen sind arm. Und doch, sagt Naxur, einige Familien besitzen Schätze, die ihre Urahnen-Banditen vor 1.000 Jahren von persischen Kamelkarawanen geraubt haben.

Ein schönes, interessantes Gebiet und bei den Schwestern herrliches Essen und gemütliche Abende. Wir kamen mit Sorgen an und fuhren mit Bedauern ab.

Ein Abstecher nach Gori, einer häßlichen Industriestadt, wo Stalin geboren wurde und wo er heute noch verehrt wird, mit riesigen Statuen, einem großen Museum und seinem Geburtshaus (bescheiden), heute in einen Marmortempel eingebaut. (Braunau am Inn ist, nehme ich an, weniger froh über seinen berühmtesten Sohn!)

Und dann ans Schwarze Meer, denn Maudy, meine Wassernixe, will schwimmen. Wir wohnen nur paar Kilometer von der türkischen Grenze entfernt. Der Strand ist steinig, aber das Wasser klar und warm, und Maudy schwimmt und schwimmt und schwimmt.

Zum Schluß, in Tiflis, hat sie noch einen Wunsch. Sie hat von den Schwefelbädern gehört, die vor Jahrhunderten hier von den Persern gebaut wurden. Schwefelbad und Massage. Das, denkt sie, muß doch herrlich sein. Sie hätte sich vielleicht ein bißchen genauer erkundigen sollen.

Ein Taxi bringt uns hin. Wir steigen alte Marmortreppen hinab und mieten ein Privatbad. Eine mächtige Frau begleitet uns, weist auf ein großes Marmorbecken mit kochendem Wasser und sagt streng: „Zehn Minuten!" Ein Vorgeschmack der Hölle. Es stinkt nach Schwefel und ist irre heiß. Nach zehn Minuten sehen wir wie Hummer aus.

Wir bekommen Laken und sitzen da wie alte Römer. Ein Mann kommt rein, dunkel, sehr haarig, nur mit Lendenschurz. Er nimmt Maudy ihr Laken weg, streckt sie auf eine große Marmorplatte und schrubbt sie mit viel Macht und einem rauhen Roßhaarhandschuh. Sie jammert leise und wird rot und röter. Vorderseite, Hinterseite, und dann fängt die Massage an. Er zerrt und dreht und knetet, bis ich befürchte „die geht kaputt!" Dann hüllt er sie in Seifenschaum, spült sie ab, und meine Maudy, rot wie die Morgenröte, kommt und sagt voll Freude: „Jetzt bist du dran!" Anschließend, noch glühend, bekommen wir eiskalten Wodka und heiße Würstchen. Das gehört dazu, und wir fühlen uns schrecklich gut.

Von Tiflis nach Moskau. Für fünf Tage. Es ist 14 Jahre her, seitdem wir das letzte Mal da waren, und die Veränderung ist erstaunlich. Es ist, sagt man, heute die dritt-teuerste Stadt der Welt. Früher war sie so grau. Jetzt sind viele schick gekleidet, die Jugend amerikanisiert.

Die Kirchen sind nicht nur voll. Man baut auch von den Kommunisten zerstörte Kirchen wieder auf. Viel Armut, aber auch Reichtum, Korruption, aber auch ein neuer Bürgerstand, die von Lenin gehaßte Bourgeoisie. Die Revolution hat einen vollen Kreis beschrieben. In vielem sind wir wieder im Rußland von 1914, aber mehr als 70 Jahre unendlichen Leidens liegen dazwischen.

Wir besuchen Herrn Lenin. Aus dem mumifizierten Heiligen des Kommunismus ist eine Touristenattraktion geworden.

Dann noch fünf Tage Sankt Petersburg. Das letzte Mal, als wir da waren, hieß sie noch Leningrad! Gerade 300 Jahre alt, neu gestrichen und schön geputzt ist sie wieder die schön-mächtige Stadt der Zaren. Der alten und der neuen. Wir fahren per Bus nach Zarskoje Selo, dem Sommerpalast von Katharina der Großen. Ich schwatze mit meinem Sitznachbarn. „Schauen Sie nach rechts", sagt er. „Da wird Putins Sommerpalast gebaut!"

Wir sehen viel, genießen es, gehen jeden Abend aus, denn Oper, Ballett, Theater sind immer noch glanzvoll und schön.

Dann weiter per Zug nach Helsinki und schöne Tage bei Odert und Anna-Liisa, die uns schrecklich verwöhnt haben.

Bald danach sind wir in Schweden bei Wolf und Uschi, wo es genau so schön ist.

Zum Ende der Reise nach Holland zu meiner Schwester Heddy, zu vielen Verwandten und, um uns ein bißchen von Verwandten zu erholen, zur Insel Texel, wo es Seehunde gibt.

Nach drei Monaten sind wir wieder zu Hause, reich an Erinnerungen, und der alte Turnus unseres Lebens beginnt wieder. Bilder sortieren, die Post von Monaten beantworten. Kinder und Großkinder kommen, das Haus ist voll Leben, und wir sind dankbar.

Ein Jahr geht langsam seinem Ende zu. Wenn man jung ist, lebt man im Jetzt und für die Zukunft. Wird man alt, so lebt man viel mehr in der Vergangenheit und denkt dann oft mit Dankbarkeit und Liebe an so viele Menschen, mit denen wir die Vergangenheit geteilt haben.

Aus Montreal am 22. Dezember 2004 an Annemarie Lackschewitz:

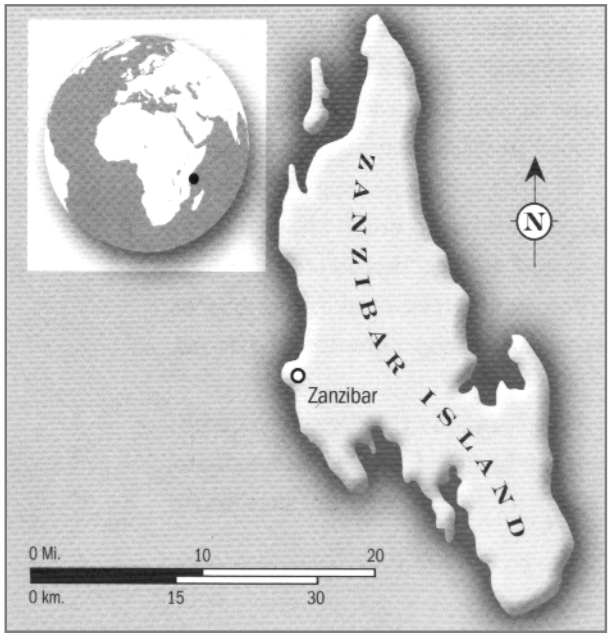
In zwei Tagen ist Weihnachten.
Trotz Fernsehreklamen, die darauf bestehen, daß Zufriedenheit nur erreichbar ist, wenn man mehr hat, viel mehr hat, glaube ich, Zufriedenheit ist die Gabe, mit dem glücklich zu sein, was man hat. Eine Philosophie, die gut ist für die Seele und wahrscheinlich schlecht für die Ökonomie.


Modell des Schwarzhäupterhauses in Riga, Zustand 1941. Bremen, Haus Schütting

Als Kind ging ich oft am Schwarzhäupterhaus in Riga vorbei und fragte mich „Was haben die Balten eigentlich mit den Mohren zu tun?" Dann wurde das

schöne historische Haus ein Kriegsopfer. Jetzt ist es neu erbaut und stellt Oderts Bilder aus.

Mitte Januar begann die große Reise des Jahres. Erst nach Sansibar, eine Insel mit viel Geschichte, vielen Geschichten. Die Insel der Gewürze, des Sklaven- und Elfenbeinhandels.



Sie gehörte den Arabern, den Portugiesen, gehörte zu Oman, und einmal gehörte sie auch, zusammen mit Deutsch-Ostafrika, zu Deutschland. Irgendein schlauer Deutscher, Bismarck wahrscheinlich, machte einen Handel. Helgoland gehörte damals England. Er sagte zu England: „Gib uns Helgoland, und ihr könnt Sansibar haben." Damals sah das dumm aus. So eine reiche Tropeninsel für so ein mickriges Inselchen in der Nordsee. Aber heute hat Deutschland immer noch Helgoland, während England schon längst nicht mehr Sansibar besitzt.

Wir flogen nach Dar-es-Salaam, dann mit der Fähre nach Sansibar, und fanden einen netten und sogar ehrlichen Taxifahrer. Das hat uns so furchtbar gefallen, wir haben ihn gleich für zwei Wochen engagiert. Dank unserer Gage flog seine Frau nach Mekka, um da zu beten.

Unser neuer Fahrer und Freund, Rashid, fand uns ein gutes kleines Hotel und empfahl ein indisches Restaurant mit einem schottischen Namen (der Besitzer, Inder, hatte 20 Jahre in Schottland gearbeitet).

Es war früh. Wir waren allein im Restaurant. Ein älterer Herr, sehr schwarz mit weißen Haaren, sehr gepflegt gekleidet, kam herein, bestellte ein Bier und sah uns allein. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?" fragte er höflich. „Ja, natürlich", sagten wir und dachten „was wird das kosten?" Fremdenführer in spe wahrscheinlich.

Er sprach sehr gutes, gebildetes Englisch. Als er hörte, wir kämen aus Quebec schwenkte er auf gutes Französisch über. Er erkannte meinen

Akzent. "Osteuropa?" fragte er. Ja, Riga. Er wechselte auf fließendes Russisch über.

"Woher die vielen Sprachen?" wollten wir wissen. Er lächelte, ein freundliches, nettes Lächeln. „Ach", sagte er, „das ist eine lange Geschichte.“ Er fing an, uns von seiner Insel zu erzählen. Er wußte viel, erzählte gut. Es war faszinierend.

Nach einer Stunde stand er auf, verabschiedete sich höflich, bezahlte sein Bier. „Ich hoffe, er hat Sie nicht gestört", sagte der Restaurantbesitzer. Nein, gar nicht, versicherten wir. Er war sehr nett, sehr interessant. Wer ist er? Was tut er?

„Der", sagte der Inder mit einem etwas ironischen Lächeln, „ist unser berühmtester Massenmörder." Und dann erzählte er uns seine Geschichte:

Er war Sohn einer christlichen Familie in Sansibar, ging in eine Missionsschule, ein brillanter Schüler, bekam ein Stipendium, studierte in England (Oxford), dann in Frankreich, rutschte scharf nach links ab, und studierte in Moskau weiter. Beim KGB - Spezialgebiet: Macht und Mord.

Zurück in Sansibar organisierte er rote Zellen. Die Russen lieferten Waffen. Am 12. Januar 1964 schlugen sie zu. Der Sultan von Sansibar entkam. Aber in der ersten Nacht der "sozialistischen Revolution" ermordeten er und seine Kumpanen mehr als 17.000 Menschen, die ganze Oberschicht, zumeist Inder und Araber.
Die neue Regierung war ihm (und vielleicht der Sowjetunion) nicht links genug. Also noch ein Coup, noch mehr Morde. Aber diesmal ging es schief. Seine Kumpanen wurden alle erschossen. Er wurde gefangen, gefoltert, zum Tode verurteilt. Der Tag der Hinrichtung kam. Im letzten Moment wurde sie aufgeschoben. Ein neuer Todestermin. Wieder Aufschiebung. Zwölf Jahre lang!
Dann kam eine neue Regierung an die Macht. Er wurde begnadigt und freigelassen.

„Und jetzt?“, wollten wir wissen.
„Er wurde sehr fromm", sagte der Inder. „Jetzt hat er eine kleine Staatsstelle, denn er spricht so viele Sprachen. Aber die meiste Zeit arbeitet er frei für die Kirche. Er hilft den Armen, den Kranken. Ab und

zu kommt er hierher, trinkt ein Bier, schwatzt mit mir oder mit Touristen."

Ein freundlicher, frommer alter Herr. Und Massenmörder a.D.

Zwei Dinge interessierten mich besonders in Sansibar: Gewürze und Affen. Rashid fuhr uns zu den vielen Gewürzplantagen, ein junger Gewürzfachmann kam mit uns und wir haben uns Tage und Tage in die Geschichte der Gewürze vertieft. Faszinierend. Muskat und Nelken, Pfeffer und Vanille, Sesam, den Zimt, den wir im Baltikum Kaneel nannten, Kardamom und viele, viele andere.



Die Frucht des Muskatnußbaumes mit dem Kern, der Muskatnuß, mit dem rötlichen, fleischigen, ölhaltigen Samenmantel. Der Kern und der Samenmantel werden sowohl als Gewürz wie auch als Droge verwendet.

Zwischendurch Affen. Eine Inselunterart des Roten Kolobus. So groß wie Foxterrier, mit langen Armen und Beinen, sehr langen Händen mit nur vier Fingern (keine Daumen), sehr langem Schwanz, das Fell rötlich-braun, das Gesicht weiß, eingerahmt von einer schwarzen Haarmaske.

Toll geschickt. Wie Trapezkünstler schwingen sie von Baum zu Baum, machen Riesensprünge, toben und rasen in den Baumkronen, fressen viel

und unterhalten sich in so einem aufgeregten Soprangezwitscher. Sie fressen Blätter, Blüten, Früchte. Mit der Frucht die sie am meisten lieben, dem Traum dieser kleinen Affengourmets, hat es ein großes Problem, denn sie ist sehr giftig.

Aber irgendwie und irgendwann hat ein ganz besonders kluger Affe ausgetüftelt, daß, wenn sie vorher und nachher Holzkohle essen, dies das Gift neutralisiert. (So, vor sehr langer Zeit, nehme ich an, wurde der denkende Affe zum Menschen!)

Wenn möglich stehlen sie Holzkohle in Dörfern, und dann schmausen sie von den verbotenen Früchten des Paradieses.

Wir kamen in ihren Wald mit einem großen Korb voll Holzkohle. Die Äffchen waren begeistert. Bald kannten sie uns. Kaum kamen wir in den Wald, da riefen sie schon: „Hier kommen die Holzkohlenmenschen!"

Zwei herrliche Wochen. Affen, Gewürze und viele Fotos.

Wir flogen weiter. Nach Kapstadt. Der Taxifahrer vom Flugplatz ist 'colored' (gefärbt), d.h. eine schwarz-weiß Mischung.

„Wie geht's jetzt?" frage ich. „So-so", sagte er. „Früher war ich nicht weiß genug. Jetzt bin ich nicht schwarz genug."
„Früher wohnten Schwarze und Weiße streng apart", sagt er. „Und die meisten Weißen waren reich. Und die meisten Schwarzen waren arm. Jetzt kann jeder wohnen wo er will." Er lacht. "Jetzt wohnen die armen Weißen zusammen, die reichen Schwarzen und die reichen Weißen wohnen zusammen, und alle haben sie Angst vor den armen Schwarzen!"

Mit ein Grund dafür, daß die Kriminalität enorm hoch ist. 22.000 Morde im Jahre 2003.

Wir wohnen in einer kleinen Pension am (weißen) Ostrand der Stadt. Jedes Haus ist eine Festung. Je reicher die Besitzer, um so größer und teurer die Bewachung: Hunde, elektrische Zäune, "chemische Waffen". Überall Sicherheitspersonal, schwer bewaffnet.

Ein herrliches Land. Ein herrliches Klima. Immer noch bei weitem das reichste Land Afrikas. Aber zu viel Angst. Außerhalb der großen Städte,

die quadratkilometergroßen Armutsviertel. Blechbuden. Die leben von bißchen Futter, Wasser, Fernsehen und Drogen. Millionen von Menschen.
Das haßt. Das gärt. Die haben nichts zu verlieren. Und nicht weit, in herrlichen Villen, wohnen reiche Schwarze und reiche Weiße nebeneinander und haben zusammen Angst.

Nu ja. Man gewöhnt sich schnell daran. Lernt schnell, wo man gehen kann, wo man besser nicht gehen sollte.

Kapstadt ist schön. Wir kennen die Stadt von früher. Ein herrlicher Botanischer Garten. Schöne Museen. Das Hafenviertel ist neu und schön. Viele Touristen. Europa kommt und sonnt sich.

Nach einer Woche fahren wir weiter. Per Schiff zur Sankt Helena Insel im Südatlantik. Das letzte "Royal Mail Schiff". Einst gab es Flotten dieser Luxusschiffe. Sie brachten Post und Passagiere zu allen Teilen des gewaltigen britischen Weltimperiums. Das ist nun bis auf ein paar ganz kleine Stückchen futsch.
Sankt Helena ist so ein Überbleibsel, und viermal im Jahr fährt das Royal Mail Schiff von Kapstadt zur Insel. Es ist ihr einziger Kontakt (außer E-Mail!) mit der Außenwelt.

Ein Schiff aus uralten Zeiten! Nicht ganz. So spätes 19. Jahrhundert, viktorianisch elegant. 115 Passagiere. Inselmenschen (die in England oder Südafrika gearbeitet haben), 30 Touristen, französische Napoleonanbeter und ein Fernsehteam aus Deutschland.

Sieben Tage. Erst sehen wir noch Schiffe, Delphine. Dann nichts. Die unendliche See. Wir essen gut und viel, und Maudy genießt es. Wir lesen viel. Über Napoleon.

Der Kriegsherr in 65 Schlachten. Er gewann die meisten, aber verlor die letzten. Siegreich ritt er im Triumph über Schlachtfelder bedeckt mit Toten und Verwundeten (Schlachtfeld ist doch so ein passendes Wort; bei Austerlitz allein wurden 40.000 abgemetzelt!).

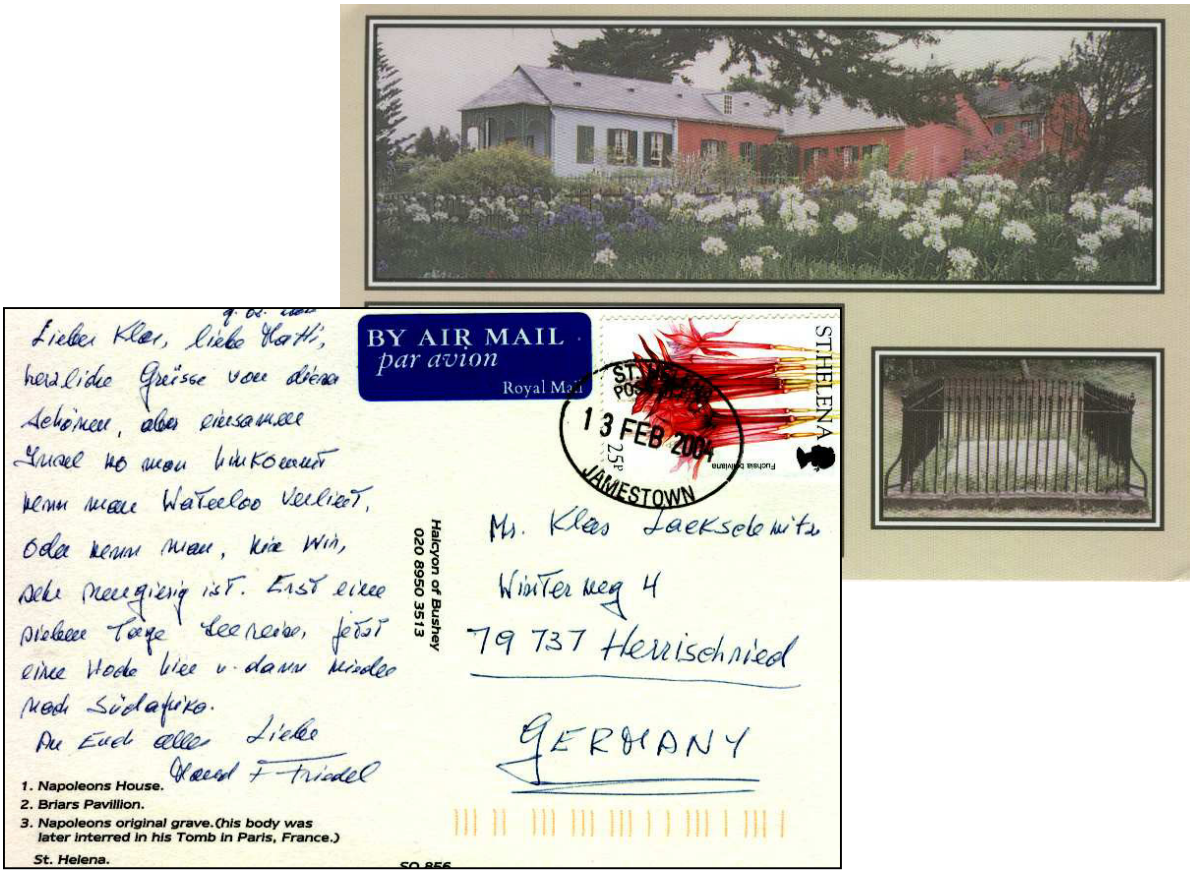
1810 war er noch Herr von beinah ganz Europa. Dann 1815, er verliert die letzte Schlacht, Waterloo, Verbannung nach Sankt Helena. Da wohnt er sechs Jahre. Er stirbt dort, 51 Jahre alt. Er war vielleicht nicht der größte Feldherr aller Zeiten, aber sicher einer der größten. Millionen haßten ihn,

Millionen verehrten ihn, verehren ihn noch heute. Es gibt Klubs von Napoleonverehrern in vielen Ländern der Welt, sogar in China!

Sankt Helena. Eine kleine Vulkaninsel inmitten der See. Das nächste Festland (Angola) ist 2.000 km entfernt. Subtropisch, Steilküste, 4.000 Einwohner. Nachkommen von Portugiesen, Holländern, Briten (weiß) und Sklavenfrauen (schwarz) plus malaiische und chinesische Kulis. Das Endresultat dieser Mischung: café au lait in Farbe, Englisch in Manier und Sprache, tief monarchistisch (nirgends wird die Queen vielleicht so verehrt wie auf dieser kleinen Insel!), freundlich, friedlich, ehrlich.

Wir haben eine kleine Wohnung in Jamestown, der Hauptstadt (und einzigen Stadt) der Insel, und ein Mietauto. 37 km asphaltierte Straße auf der ganzen Insel. Man fährt steil rauf, steil ab, aber niemals weit.

Longwood, das große Haus, wo Napoleon wohnte, gehört zu Frankreich. Ein französischer Konsul wohnt auf der Insel.



Wir haben die Erlaubnis, Longwood zu fotografieren. Es ist ungefähr genau so, wie es war, als Napoleon starb. Wir verbringen zwei lange Tage in dem Haus, Zimmer um Zimmer. Der Konsul läßt uns allein,

Napoleon begleitet uns. Hier ist das Feldbett, das ihn nach Moskau und zurück begleitete und auf dem er starb. Die Totenmaske. Auf einem Stuhl liegt der bekannte Zweispitz. Auf dem Tisch liegen einige seiner letzten Briefe, die Bücher, die er las. Die tiefe Kupferbadewanne, in der er oft stundenlang in heißem Wasser lag und seine Memoiren diktierte. So viel Geschichte. So viele Geschichten.

Wir wohnen zehn Tage auf Sankt Helena, unternehmen viel. Sehen viel. Und dann sieben Tage Erholung auf dem Schiff zurück nach Kapstadt.

Weiter geht es zur Robbeninsel. Nur 11 km von Kapstadt. Eine kleine Insel, berühmt, berüchtigt. Heute der Wallfahrtsort von Südafrika. Die Schnellfähren pendeln hin und her. Jeden Tag besuchen Tausende die Insel, einst die Gefangeneninsel, wo Nelson Mandela (und viele andere) 18 Jahre in einer winzigen Zelle verbrachte.

Wir haben die Erlaubnis, auf der Insel zu wohnen. Wir bekommen ein Haus, ein Auto und essen mit den Arbeitern, die auch auf der Insel wohnen.

Früh am Morgen, lange bevor die Scharen der Besucher kommen, wandern wir durch die vielen Gefängnisgebäude, fotografieren. Wir besuchen Mandelas Zelle: 3 Meter x 2 Meter. Kein Bett. Kein Tisch. Ein kleines Fenster. Aber die Scheiben mit weißer Farbe bedeckt, so daß er nie den Himmel sah. 18 Jahre! (Im ganzen 27 Jahre in Gefängnissen.) Wir lasen seine Memoiren auf der Insel. Trotzt all dem Leiden wenig Bitterkeit.

Was mich zur Insel zieht ist hauptsächlich ihre große Pinguinkolonie. Es ist Brutzeit. Ein Partner sitzt in einer seichten Sandhöhle auf dem Ei, der andere ist auf See und fängt Fische.

So um vier Uhr nachmittags beginnt die Pinguinparade. Jede Welle setzt paar Dutzend Pinguine auf dem breiten Strand ab. Kleine Herren (oder Damen - nur sie erkennen den Unterschied) im Frack. Sie glänzen in der Sonne. Verbeugen sich. Begrüßen Bekannte. Putzen Gefieder. Stehen in kleinen Gruppen in der warmen Abendsonne und unterhalten sich über Fische und Liebe.

Die Familienpflicht ruft. Sie marschieren landeinwärts nach Hause, begrüßen Ehegatten mit lauten Rufen und wechseln sich ab.

Maudy und ich sind schon immer früh am Strand, stellen das Stativ auf und leben jeden Tag drei schöne Stunden mit den Pinguinen.

Von Kapstadt per Zug nach Johannesburg. Kai und Roswitha von Glehn holen uns am Bahnhof ab und bringen uns nach Brakpan, wo liebe Freunde wohnen, Detlev und Ucki von Hunnius.

Aber wir sind unruhige Gäste. Nach paar Tagen geht es weiter. Nach Norden. Zum Krüger Nationalpark. Ein Park so groß wie Belgien. Für drei Wochen.

Wir haben ein Mietauto und wohnen in Bungalows im Park. Im Park sind die Tiere frei und die Menschen eingesperrt!

Unser Haus hat ein großes Schlafzimmer, eine Küche, eine Veranda mit schönem Ausblick. Maudy ist zu Hause. Sie ist immer sofort zu Hause, macht, tut, putzt, kocht, wo in der Welt wir auch wohnen, sind wir dank Maudy sofort zu Hause.

Jeder Tag bringt etwas Schönes, etwas Unerwartetes. Drei Wochen Paradies. Wir fahren jeden Morgen vor Sonnenaufgang los. Im schönen warmen Licht der aufgehenden Sonne weiden Tierherden, Gnus und Giraffen, viele Gazellen, Elefanten. Die Jäger, die Löwen, die Geparden ruhen sich aus.

Vor Autos haben sie wenig Angst. Oft sitzen wir stundenlang und schauen zu. Ganz still. Die Luft ist klar. Man hört die Stimmen der Tiere.

Gegen elf werden sie schläfrig. Es ist warm. Sie gehen schlafen. Wir fahren "nach Hause", essen ein bißchen, dann Siesta. Und danach wieder unterwegs bis zum Anfang der Nacht.

Maud kocht Abendbrot. Wir sitzen auf der Veranda, essen gemütlich, trinken guten Wein. Nicht weit, in der Dunkelheit, das düster-mächtige Brüllen der Löwen, das schrille Geisterlachen der Hyänen. Jeder Tag ist ein herrliches Geschenk.

Auf dem Rückweg bleiben wir eine Woche in Holland bei Heddy, meiner Schwester, und besuchen viele liebe Verwandte und Bekannte.

Ein langer, friedlicher Sommer zu Hause. Unser erster Sommer zu Hause seit vielen, vielen Jahren. Und seit Jahren packten wir Dinge, die wir eigentlich wegstellen sollten, auf Regale und sagen „das machen wir später!" Und die Regale wurden voll und voller, und der Druck wurde toll und toller, und eines Tages sagt man sich „so geht das nicht", und so haben wir denn den ganzen Sommer recht fleißig gearbeitet.

Außerdem, Maudy konnte endlich in ihrem geliebten Garten buddeln. Und die Großkinder kommen. Wir sind das Großkinderabstellquartier! Nu ja, erstens sind sie wirklich nett und lieb, zweitens ist Maudy passionierte Großmama, drittens ist das Haus groß, und ich kann oben arbeiten, wo es ruhig ist, und viertens, wenn man genug hat, ruft man die Eltern an und sagt: „holt eure Engelein wieder ab!", und dann ist es wieder ein Zeitchen still und friedlich.

Ende Oktober habe ich genug von der Häuslichkeit. November ist sowieso ein mieser Monat in Montreal, kalt, grau, feucht. Also in die Sonne, die Wärme von Florida.

Bush hat gerade die Wahlen gewonnen. Halb Amerika ist froh, halb Amerika ist traurig und böse. Noch nie haben wir das Land so scharf gespalten gesehen. Überall noch Plakate, Klebstreifen auf den Autos. Bush der große Patriot! Bush der Lügner!

Nu ja, wir hören zu. Unsere Freunde sind zumeist scharf anti Bush, wir bekommen viel zu hören. Wir schwimmen wieder mit den großen, fetten Seekühen, fotografieren Vögel in den großen Sumpfgebieten von Florida. Wir genießen die Sonne, die Wärme, die warme See. Maudy, mein Wasserweib, liebt ja schrecklich zu schwimmen. Wir leben gut und denken nun selten an Arbeit, Kälte und Kinder!

In zwei Tagen ist Weihnachten. Maudy macht und kocht und wirtschaftet.
Am 24. kommen alle zu uns. Die Großkinder ungeduldig. Sie warten auf die Geschenke. Wir sind tief dankbar, sie alle hier zu haben.

Neujahr, wie immer, zur Farm von Arist. So ungefähr alle Bruemmers, die es gibt. Mit schönem Essen, Schiffchen schwimmen, Bleigießen wie einst vor langer, langer Zeit "zu Hause" im Baltikum, als wir noch Kinder waren. Traditionen bleiben. Erinnerungen. In der Lichtung inmitten des

schneebedeckten Waldes unser gewaltiges Neujahrsfeuer. Ein Neues Jahr beginnt.
Wir hoffen, es wird ein gutes Jahr für uns alle, ein Jahr des Wiedersehens.

Aus Montreal am 15. Dezember 2005 an Annemarie Lackschewitz:

Dies wird ein kurzer Weihnachtsbrief, denn dies Jahr sind wir sehr häuslich gewesen. In Gedanken aber wanderte ich viel. In der Vergangenheit. Und endlich wurde daraus ein Buch.

Das fing vor drei Jahren an. Meine Verlegerin ist Ungarin, temperamentvoll und streng.

„Du solltest deine Memoiren schreiben", sagte sie. Und wenn sie so etwas sagt, erwartet sie ein „Jawohl!"

Und dann, eines abends als wir zusammensaßen und schwatzten, fragte unser Sohn Aurel: „Wie kamt ihr eigentlich auf den Namen ´Aurel'?"

„Als ich Dich erwartete", erklärte Maudy, „habe ich die ‚Baltische Tragödie' von Siegfried von Vegesack gelesen. In dem Buch spielt ein Aurel eine wichtige Rolle. Mir gefiel der Name. Und so wurdest du Aurel."

"Was ist ´Die Baltische Tragödie'?" wollte er wissen.

Ich versuchte zu erklären: das Baltikum, die Balten, die Geschichte, mal unter dem Orden, dann Schweden hier und Polen da, und dann noch Rußland. „Dein Großvater war russischer Offizier." Ich sprach von anderen Welten, anderen Zeiten, und unser junger Kanadier wurde konfuser und konfuser.

Was weiß er schon von Kriegs- und Nachkriegszeit. Das Leiden, das Überleben, das Spiel des Schicksals. Er weiß genau über die "Titanic", hat den Film gesehen. Er hat aber nie von der Wilhelm Gustloff gehört, von dem Sterben von 9.000 Menschen in der eisigen Ostsee 1945.

So hab ich mich dann vor drei Jahren hingesetzt und begann mein Leben nochmal zu leben. Wie ein Film aus uralten Zeiten. Ich ging wieder in die

Schule in Riga. Die Sommer auf dem Lande in Lettland. Das Einzelschicksal im gemeinsamen Schicksal der Balten.

Langsam wuchs das Buch, und Anfang Juli dieses Jahres war es endlich fertig. Aber für das Reisen blieb wenig Zeit übrig. Wir machten etwas Ferien im Winter und dann im Sommer eine herrliche Reise durch Europa, zum Lackschewitz-Familientag nach Lappland und dann schöne Besuche bei Menschen, die uns sehr lieb sind.

Im März hatte ich so richtig genug von all dem Schreiben und Denken, und Maudy und ich fuhren in das Dorf der Hirsche. Es ist gar nicht so weit von Montreal. So 150 km nach Nordwesten in den Bergen. Dort gibt es viele Hirsche, die kanadischen Weißwedelhirsche, die nicht viel größer sind als die Rehe Europas.

Die Menschen im Dorf sind nett zu den Hirschen. Sie füttern sie im Winter. Die Hirsche, sonst recht scheu, kommen hier zu den Häusern, essen gerne Mais und Burkanen (*baltisch für Karotten; K.L.*), und gehen dann wieder in den tiefverschneiten Winterwald.

Dort haben wir uns ein Häuschen gemietet, erheblich Geld in Mais und Burkanen investiert, und gleich am ersten Nachmittage kamen ein paar Hirsche zum Besuch. Erst sehr vorsichtig. Eine plötzliche Bewegung, und erschreckt springen sie ab.

Es hat sich aber doch in der Hirschwelt schnell herumgesprochen „bei Bruemmers ißt man gut", und bald hatten wir viel Besuch. Es hat schon was Bezauberndes, wenn "wilde" Tiere einem trauen. Besonders die Geißen mit ihren Jungen. Die Kleinen haben immer Hunger, wollen ganz nah zu uns kommen, aber die Mütter passen auf, schubsen, sehen uns mit den großen, dunklen Augen halb freundlich, halb ängstlich an.

Paar Tage schneite es stark, und dann waren wir im Märchenwald. Die Hirsche erschienen schemenhaft aus all dem Weiß. Ihr Fell ist so dicht, daß der Schnee darauf nicht schmilzt. Unsere kleine Herde sah aus wie Puderzuckerhirsche.

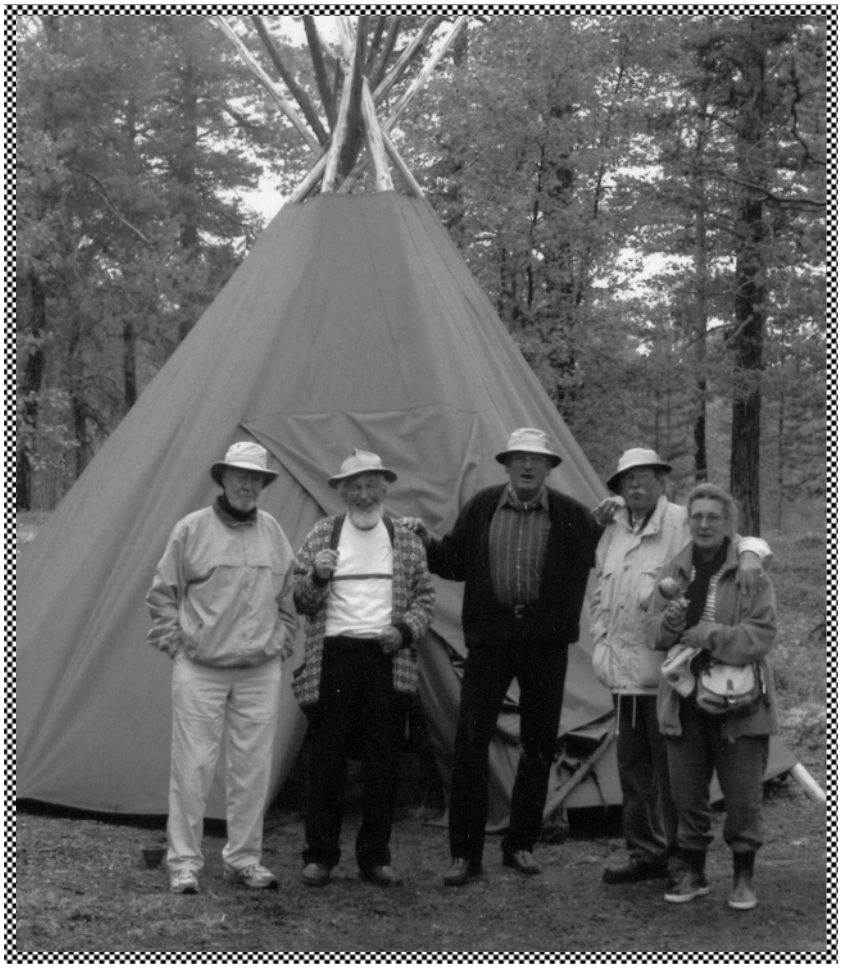
Mitte Juli fing die Europafahrt an. Erst von Montreal nach Lappland, via Paris und Helsinki: 30 Stunden. Diesmal war der Lackschewitz-Familientag in Lappland, herrlich organisiert.

Wir kamen paar Tage vorher an, mieteten ein Auto und genossen die Schönheit Lapplands. Man lernt schnell, sehr vorsichtig zu fahren, denn oft äsen Rentiere am Straßenrand oder laufen plötzlich über die Straße.

Ich war schon paarmal in Lappland. Vor beinah 50 Jahren! Wolf, damals noch Student, arbeitete im Sommer im Norden. Ich besuchte ihn 1957 und wanderte dann weiter durch Lappland, monatelang. Ich wohnte bei Saami Familien, damals noch sehr abgelegen, oder in den Wildnishütten in dem Lande zwischen Tundra und Taiga.

Und jetzt per Auto! Gute Straßen. Viel Verkehr. 57.000 Besucher im sehr schönen Saami-Museum in Inari, das wir mit Oda-Liv, die das Land und die Menschen liebt, kennt und nun dazu gehört, besucht haben.

Wir waren ja im Mittsommer weit nördlich des Polarkreises, und die Nächte waren herrlich hell, späte Abende ideal zum Zusammensein, und wie jedesmal haben wir diese Tage unendlich genossen.



Die vier Brüder mit der "kleinen" Schwester Waldtraut

Anschließend noch Besuch bei den drei Brüdern. Erst mit Odert und Anna-Liisa eine schöne Autofahrt durch Lappland bis Rovaniemi, dann 12 Stunden per Zug nach Helsinki, und einem wird plötzlich klar, wie sehr groß Finnland ist. Groß und schön. Seen und Wald. Es erinnert mich so sehr ans Baltikum.

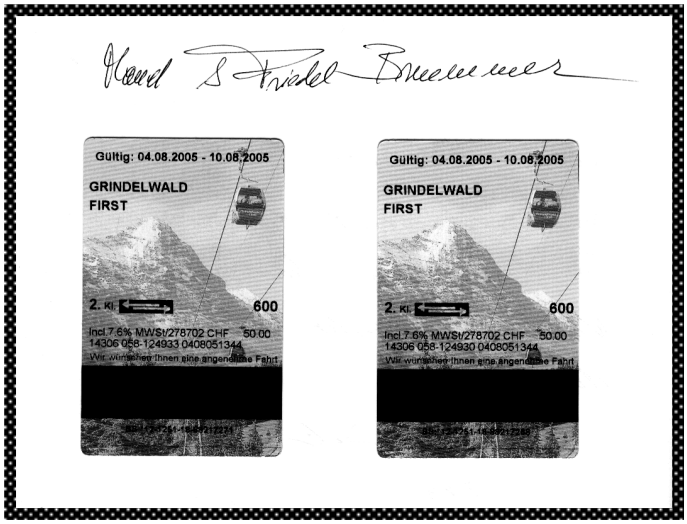
Odert und Anna-Liisa haben uns wie immer verwöhnt in ihrem neuen Haus. Ein schönes Haus am Waldrand, so still, daß, wenn man auf der Veranda sitzt, man nichts hört als die Vögel im nahen Walde und das Summen der Bienen und Hummeln im Garten.

Wir fuhren mit der Fähre von Helsinki nach Stockholm. Fähre klingt so bescheiden, aber dies ist ein gewaltiges schwimmendes Hotel, ein Las Vegas zu Wasser, das Kaufhaus des Meeres, ein steuerfreies Luxuspendelschiff zwischen reichen und hochbesteuerten Welten.

Bei Wolf und Uschi in Südschweden war es schön wie immer, aber auch ein bißchen traurig. So wie bei Adam und Eva, als sie aus dem Paradies verwiesen wurden nur wegen einem Stückchen Apfel. Das schöne Kiviksberg! Das Paradies von Wolf und Uschi. Aber, nu ja, wie Wolf recht philosophisch sagte: „Wir haben unser Paradies 14 Jahre genossen." Und das ist nicht vielen auf Erden gegeben.

Weiter nach Süden. Per Bahn durch Deutschland. In Freiburg holte Klas uns ab, und jetzt wurden wir von Klas und Matti verwöhnt. Hoch oben im Schwarzwald, mit einer herrlichen Fahrt in die nahe Schweiz, nach Grindelwald, dem malerischen Alpenstädtchen voll mit Japanern und Chinesen. Das reiche Asien reist. Zumeist in Gruppen.

Die Gletscher schmelzen. Wir fuhren hoch zum First, mit der Seilschwebebahn, mit Blick über berühmte Berge: Jungfrau, Mönch, Eiger mit der gefürchteten Nordwand und Täler voll Geröll, in denen noch vor paar Jahrzehnten Gletscher zu Tal glitten. Da kann man so richtig die Klimaveränderung sehen.



Danach schöne Tage bei meinem Neffen Patric Löwis in Holzminden mit einer Fahrt in den Teutoburger Wald mit dem Hermannsdenkmal. So eine germanische Statue of Liberty mit großem Schwert. Der große Hermann schaut nicht nach Süden, nach Rom, sondern drohend nach Westen zum gerade (1871) besiegten Frankreich!

Dann noch zehn Tage Berlin. Ich sah Berlin zum ersten Mal im Spätherbst 1946. Zum großen Teil ein Trümmerhaufen. Menschen wohnten in kalten Kellern. Das nächste Mal: 1961. Am Abend haben Maudy und ich uns verlobt. In Amsterdam. Den nächsten Morgen rief ein Fotografenfreund an: „Die bauen eine Mauer quer durch Berlin. Ich fahr hin, um es zu fotografieren. Kommst Du mit?" „Ja, natürlich!"

Ich rief meine neue Braut im Büro an. „Ich fahr nach Berlin. Mit Leonard, um die deutsche Mauer zu fotografieren." „Wann kommst Du zurück?" fragte die neue Braut. „Ich weiß nicht." Das hätte sie warnen sollen!

Einige Jahre später wieder in Berlin – mit Maudy. In Ostberlin im Zoo, ich fotografierte Tiere. Maudy wartete auf einer Bank. Eine ostdeutsche Familie setzte sich zu ihr auf die Bank. Ich kam zurück, wir sprachen Englisch, die Familie stand auf und ging vorsichtig weg. Im Lande der Stasis konnte es gefährlich sein, nah bei Ausländern zu sein!

Und jetzt: Berlin die Bundeshauptstadt, reich, voller Leben, interessant und voll Gejammer. Wir sind ja als Ausländer in Deutschland und sehen alles bißchen per Distanz. Deutschland erscheint uns dann wie eine große Kuh, von der alle viel und freie Milch verlangen, aber die niemand mehr füttern will. Aus dem Wirtschaftswunder ist eine Wunderwirtschaft geworden. Der Staat gibt mehr aus als er einnimmt und lebt von Schulden. Das ökonomische Zauberland.

Aber Berlin ist schön. Wir gehen viel aus. In die herrlichen Museen, ins Kabarett, wie jedesmal nach Potsdam und Sanssouci. Der Park ist herrlich. Er wurde so ca. 1750 angelegt, und die Eichen und die Buchen sind so 250 Jahre alt. Ein schönes Alter für Bäume! Ich hab das Schloß auch gerne. Man rutscht so durch auf Filzpantoffeln, 2.000 Besucher pro Tag. Rokoko überschwenglich und doch beinah bescheiden. Friedrich der Große: Büro und Schlafzimmer im gleichen Raum. Präsident Bush schläft bestimmt nicht in seinem Büro!

Zum Schluß nach Holland. Zu meiner Schwester Heddy, zu vielen lieben Verwandten und Bekannten.

Es war schön, wieder in Europa zu sein. Aber dann auch schön, wieder nach Hause zu kommen.

Unsere Familie wird größer. Im September, als wir zurückkamen, wurde noch ein Enkelkind geboren, der zweite Sohn von René und Angela. Jetzt sind es fünf Großkinder. Beide Familien wohnen ganz nah von uns. Wir sehen sie oft, stehen uns nah, haben viel Grund, dankbar zu sein.

Dann kam das neue Buch heraus, wurde recht gepriesen, und das hat jeder Autor so gern!

Zu Weihnachten ist die ganze Familie wieder bei uns. Zu Neujahr fahren wir, so alle Bruemmers, die es gibt (20) zu der Farm von meinem Bruder. Unser zweiter Familientag in diesem schönen Jahr.

Wir sind sehr dankbar. Es war ein Jahr des Wiedersehens, ein Jahr mit so vielen, die uns sehr lieb sind.

Aus Montreal am 27. November 2006 an Annemarie Lackschewitz:

Es regnet. Es ist schon Ende November. Als wir vor 44 Jahren nach Montreal kamen, lag zu dieser Jahreszeit gewöhnlich tiefer Schnee. Jetzt regnet es.

Ich bin gerade aus dem Norden zurückgekehrt. Es war warm. Es regnete. Den Eisbären fehlt Eis. Die gewaltigen weißen Bären, die ich seit mehr als 30 Jahren beobachte, bewundere, fotografiere, werden vom Klimawechsel stark bedroht. Kein Eis, keine Eisbären! Schade!

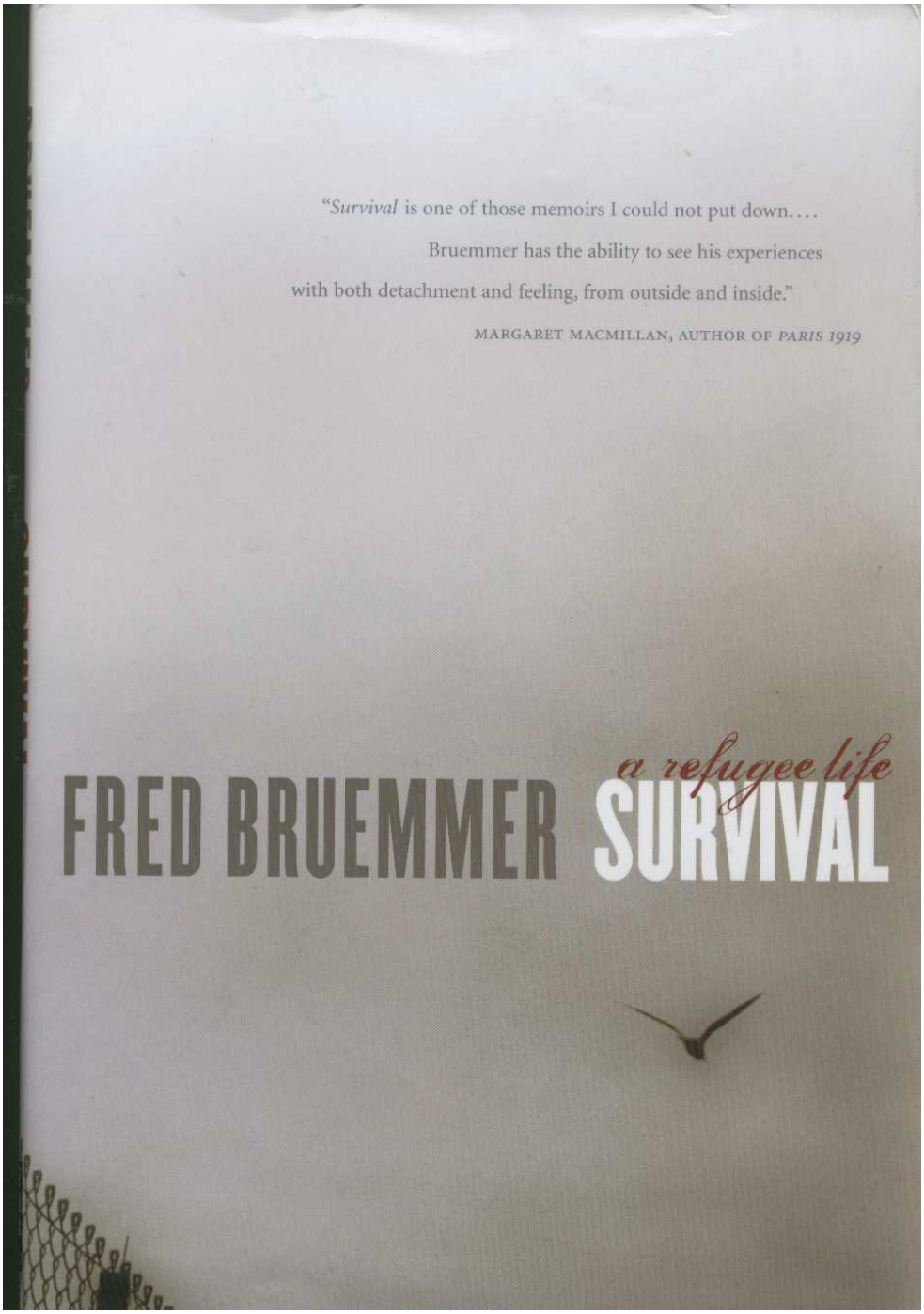
Es sieht so gar nicht weihnachtlich aus, und doch ist Weihnachten nicht weit, und wie immer zu dieser Zeit wandern unsere Gedanken zu allen, die uns lieb sind.

So wünschen wir jetzt allen ein gesegnetes Weihnachtsfest, und möge das kommende Jahr ein glückliches und zufriedenes Jahr für uns alle werden.

Für uns geht ein schönes Jahr dem Ende zu. Wir haben viel gesehen, viel erlebt, viel gelernt. Und wir haben wieder ein Buch geschrieben.

Für mich fing dies Jahr schon voriges Jahr an. Ich habe einen neuen Verleger. Anna, meine schöne und energische Ungarin, hat den größten Teil ihres Verlages - und mich - an einen reichen Mann verkauft. Der hat einen Sohn, jung, nett, ambitiös. Er ist der neue Chef.

Wir treffen uns im Juli 2005 in Toronto. „Survival" ist fertig. Es interessiert ihn nicht sehr. Das ist Annas Kind.



ADVANCE PRAISE FOR SURVIVAL

"I was spellbound. Bruemmer is an extraordinary storyteller, and the detail of his memoir is quite exceptional. It is that detail that makes the story utterly convincing and engrossing on many levels: as a harrowing twentieth-century adventure, as a contribution to Canada's mosaic, and as a political and cultural document."

MODRIS EKSTEINS, AUTHOR OF *WALKING SINCE DAYBREAK* AND *RITES OF SPRING*

"*Survival* is one of those memoirs I could not put down. Bruemmer has the ability to see his experiences with both detachment and feeling, from outside and inside. He tells what is often a dreadful story without self-pity or sentimentality but with real sentiment."

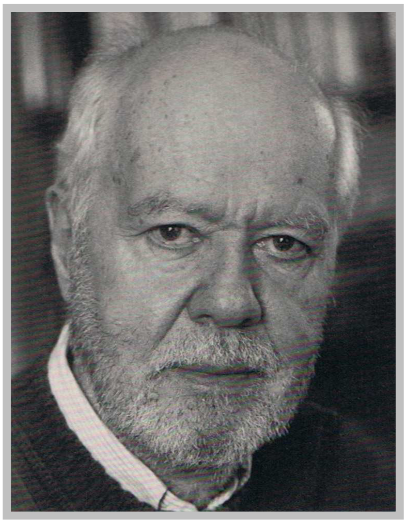
MARGARET MACMILLAN, AUTHOR OF *PARIS 1919*

"Fred Bruemmer's photographs have for decades created sensitive and beautiful portraits of the Inuit people and their Arctic world. In this book he brings the same insight, compassion and hard-won understanding to the subject of his own life. And what a life it has been. The child and young man who experienced directly the great events of the mid-twentieth century is portrayed as both trapped and protected by fate. Through German refugee camps and Russian slave labour camps, human evil was always countered by individual kindness. That the child survived and developed the compassion and feeling for beauty that is so apparent in Bruemmer's writing and photography is a tribute to the human capacity for overcoming the worst experiences that fate can unleash.

"Beautifully written, perceptive and humane, this memoir of a fascinating life is everything that we have come to expect from a superb artist."

ROBERT McGHEE, AUTHOR OF *THE LAST IMAGINARY PLACE*

Auszug aus der Rezension von „Survival" im Nachrichtenblatt der Baltischen Ritterschaften Nr. 118, Dezember 2005, von Klas Lackschewitz:



„... Die baltische Heimat, die Umsiedlung, das Leben im damaligen Warthegau, Flucht, Ermordung seiner Eltern, Verschleppung in die Sowjetunion, Entlassung in die Russische Besatzungszone, Westdeutschland und Emigration nach Übersee – alle nur denkbaren Stationen eines jungen Deutschen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durchlebt Friedel v. Bruemmer und schildert die Lebensabschnitte in dem ihm eigenen äußerst anschaulichen Stil. ... Dadurch, daß Friedel v. Bruemmer seine persönlichen Erlebnisse jeweils in kurzen Zügen durch die historisch-politischen

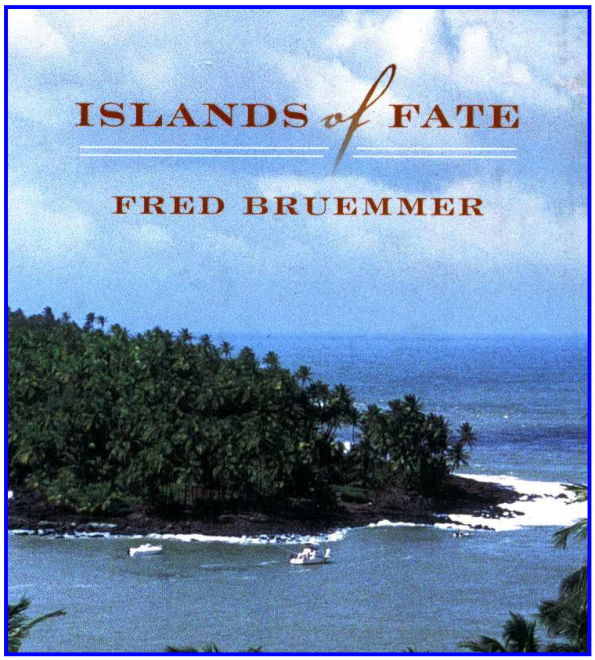
Zusammenhänge ergänzt, wird das Buch für die Kriegsgeneration zu einem wertvollen Erinnerungsbuch, wobei so mancher dankbarst konstatieren wird, daß ihm ein derartig schweres Schicksal damals erspart geblieben ist. Und für die Nachkriegsgenerationen wird es zu einem sehr empfehlenswerten Lehrbuch über jene Zeit, die vielen Nachgeborenen nur schwer verständlich zu machen ist. ...“

„Schreib das Inselbuch", sagt er. „Ich habe Deinen Vorschlag gelesen. Das interessiert mich."

„Aber Anna hat die Idee abgelehnt", wende ich ein. Er lächelt. Anna ist ancien regime. „Das Buch will ich haben", sagt er. „Es muß am 1. März fertig sein!" Das wird sein Kind - aber erst muß ich ihm Leben geben.

So wird es dadurch für uns ein stilles, häusliches und arbeitsames Jahr. Recherchieren, redigieren, denken, schreiben. 25 Inseln, 25 Kapitel, "Islands of Fate", Inseln des Schicksals.

Am 1. März ist das Manuskript fertig. Ich schreibe alles mit der Hand, Maudy tippt, überweist es elektronisch nach Toronto, dort wird es gelesen, geprüft, geht elektronisch weiter nach China, wird dort gedruckt und kommt als neu-gebackenes Buch zurück nach Kanada. Die Welt ist klein geworden!



Das Buch ist fertig, wir sind frei, und Anfang März machten wir unsere erste Fahrt, eine furchtbar nette Baltenfahrt.

Balten klunkern in Kanada. Ein Zentrum ist östlich von Toronto, in den Städten Kitchener (das bis 1916 "Berlin" hieß!), Waterloo und London. Das andere ist in Britisch Kolumbien, ganz im Westen von Kanada.

Ich glaube, von den Donauschwabengenerationen wurde gesagt: „Die Ersten hatten den Tod; die Zweiten hatten die Not; die Dritten hatten das Brot." So schlimm war's Gott sei Dank für die Balten in Kanada nicht,

aber für die meisten der ersten Generation war der Anfang schwer, im Bergwerk, in der Fabrik oder auf der Farm. Aber sie haben es geschafft. Die Kinder konnten studieren. Für sie wurde das Leben leichter.

Am einem Tag waren wir bei einem schrecklich netten Baltentreffen in London. In einem Kirchensaal, mit Kaffee und Kuchen und vielen Erinnerungen. Ein Rigenser sagt: „Sie wohnten doch in Riga auf dem Weidendamm, Nummer 7, -4. Etage!" Seine Tante wohnte im gleichen Hause. Er hat sie und uns oft besucht - vor langer, langer Zeit.
Eine reizende ältere Dame erinnert sich an Bälle in Riga. „Ich habe mit Ihrem Bruder Arist getanzt!"
Und so ging es. Es war schön, man fühlt sich "zu Hause", man ist verwandt, bekannt, teilt so viele Erinnerungen. Das Baltikum, die verlorene Heimat, Umsiedlung, Warthegau, Flucht, Nachkriegszeit, Auswanderung und ein neues Leben in Kanada. Es war schön, so viele zu treffen.

Im Mai fahre ich nach Tunesien. Ich gehöre zu einem Verein amerikanischer Reiseschriftsteller. Wir werden eingeladen. Ich war mit ihnen in Südkorea, Israel, hier und da. Aber nicht oft. Erstens hab ich selten Zeit, zweitens sind diese Reisen zu organisiert und auch sehr anstrengend. Es ist ein Schnellkursus: in 12 Tagen alles über ein Land.

Dafür leben wir im Luxus, in den schönsten Hotels, essen in den besten Restaurants. Wir werden gehätschelt, gepäppelt, manipuliert und getrieben. Wir reisen per Kleinbus, mit Fahrer und Führer, 4.000 km in 12 Tagen.

Tunesien ist schön, sonnig, freundlich, friedlich und für ein mohammedanisches Land recht tolerant. „Wenn der Anblick von kahlen Frauen Sie stört, vermeiden Sie bitte gewisse Strände", sagt eine Touristen-Broschüre.

Nackte Mädchen gibt es und schrecklich viel Geschichte. Auf dem Weg vom Flughafen zum ersten Hotel kommen wir an einem Straßenschild vorbei: Karthago - 8 km.

Karthago. Die große Rivalin Roms. Im dritten Punischen Krieg von Rom total zerstörst. Heute eine reiche Vorstadt von Tunis. In einem Museum sehen wir die wenigen Überreste der Stadt, die einst die größte Seemacht der Welt war.

Danach waren die Wandalen da, so ein germanischer Stamm, der die Völkerwanderung richtig ernst nahm: sie wanderten von Nordeuropa bis nach Nordafrika! Dort gründeten sie ein kurzfristiges germanisches Reich, eroberten Rom per Schiff und wandalisierten es. Damit schufen sie sich einen schlechten Namen.

Wir besuchen die Insel Djerba. Da blieb Odysseus vor 3.000 Jahren beinah stecken. Dort wohnten nämlich, erzählt die Odyssee, die Lotophagen, die aßen narkotische Früchte und schwebten so vage-glücklich durch das Leben. Odysseus Mannschaft wäre am liebsten dageblieben.

Heute koexistieren dort Gott und die Welt in erfreulicher Harmonie. 350.000 Touristen, mehr oder minder kahl, trinken emsig und brutzeln an den Stränden. Für die Gläubigen, etwas apart, gibt es 300 Moscheen und eine Synagoge.

Das ist, sagt man, die älteste Synagoge der Welt. Als wir da sind, ist gerade ein großes Fest. Juden strömen aus der Synagoge. Sie tragen auf einer Sänfte heilige Schriften, die aus Salomos Tempel in Jerusalem stammen sollen. Die Juden jubeln und tanzen, und mohammedanische Nachbarn schauen freundlich zu. Das gibt es nicht mehr oft!

Und so geht es weiter. Jeden Tag was Neues, was Interessantes. Nach El Jem, heute ein arabisches Städtchen, einst eine große, reiche römische Stadt mit dem drittgrößten, best erhaltenen römischen Amphitheater der Welt, wo man in der gewaltigen Arena Löwen mit Christen fütterte, während 35.000 römische Zuschauer grölten und lachten.

Weiter in den fernen Süden, in die Sahara, wo bis vor nicht langer Zeit die Troglodyten wie menschliche Maulwürfe in unterirdischen Dörfern wohnten. Praktisch: kühl im Sommer, warm im Winter. Die sehen so aus wie aus anderen Welten. George Lucas hat dort einen Teil seiner "Star War" -Filme gemacht.

Vollgestopft wie eine Mastgans mit tunesischer Geschichte und Geschichten kehrte ich nach Hause zurück. Ein schöner Frühsommer, mit Maud und Kindern und Großkindern, die ja ganz nah von uns in Montreal wohnen.

Und dann fing die große Reise des Jahres an: Rußland, Mongolei, China - drei Monate.

1974 waren wir zum ersten Mal in Moskau, damals Hauptstadt der Sowjetunion. Die Stadt war grau, die Menschen grau und still. Wer still war, war sicher. Die Läden waren oft leer. Überall standen Menschen Schlange. Alle waren arm. Ganz oben, allmächtig und weit vom Volk, regierte die rote Elite. Eine gedunsene, bösartige Bürokratie, eine faule Bevölkerung, eine verfaulende Ökonomie.

Daran starb das rote Reich. Das heutige Moskau, Hauptstadt des jetzt korrupt-kapitalistischen, rohstoffreichen Rußlands, ist eine ganz, ganz andere Stadt - die teuerste Großstadt der Welt, wird gesagt.

Der Taxifahrer, der uns vom Flugplatz ins Hotel bringt, hat drei Ikonen auf dem Armaturenbrett. So wie die Russen fahren, ist das eine ganz gute Idee.

Unser Hotel ist gut, aber teuer. Mit 9.000 Betten ist es, sagt man, der größte Hotelkomplex der Welt. Und voll. Es wimmelt von Gruppen: deutsche, französische, japanische und vor allem chinesische und russische. Die Russen reisen - en masse. 70 Jahre war das Reisen ins Ausland verboten, Reisen im Inland nur mit Erlaubnis gestattet. Jetzt holen sie nach.

Am Abend ins Ballett. Prokofiew - Romeo und Julia. Herrlich. Wie beinah immer in diesem Land, welches Ballet liebt. Und teuer! Wie beinah alles in Moskau. Viele der Zuschauer soigniert, beinah elegant gekleidet, viel eleganter als Operngänger in Montreal. Manche Damen tragen Schmuck. Sehr teuren Schmuck, sagt Maudy. Die neuen Reichen im neuen Rußland sind gerne ostentativ reich.

Den nächsten Tag gehen wir in eine Ausstellung in einem der großen Museen, "Die Geschichte Rußlands" so frei nach Putin & Co. Die Zarenzeit ist wieder Mode. Die Zaren, einst verhöhnt und verpönt, werden jetzt verehrt. Aber Stalin fehlt. Er wird nicht ein einziges Mal erwähnt.

Die Revolution, ja. Lenin auch. Dann viel über Patriotismus und Heroismus. Der große Vaterlandskrieg. Die Ausstellung endet mit dem "neuen Rußland", wieder reich und mächtig. Präsident Putin spricht zum

Volk, am Rednerpult mit Zarenadler. Zar Nikolai II. ist jetzt Märtyrer und Heiliger. Und Stalin gibt es nicht mehr, hat es nie gegeben. Geschichtsschreibung hängt doch sehr davon ab, wer an der Macht ist.

Wir fliegen nach Sibirien. Der Taxifahrer, der uns von Irkutsk zum Baikal-See bringt, jammert. „Vierzig Jahre habe ich in der Fabrik gearbeitet", klagt er, „und jetzt ist sie pleite und hat zugemacht. Ich bekomme eine kleine Pension. Davon können wir kaum leben. Alles ist teuer in Sibirien. Früher hatten alle Arbeit. Heute ist es schwer. Meine Frau ist krank. Wir können den Arzt nicht bezahlen." Das Klagelied geht weiter. "Früher" war Sicherheit. Man bekam nicht viel, aber genug. Und man tat auch nicht viel. Aber jetzt! „Kapitalismus", sagt er böse, „ist nur gut für die Reichen."

Die reichen Russen bauen sich schöne Villen am Baikal-See. Es ist der Traumsee aller Russen, "die Perle Sibiriens", der Super-See, der älteste See der Welt, der tiefste, ist 636 km lang, größer als Belgien, enthält ein Fünftel des Frischwassers der Welt und ist voll mit tollen Tieren, die es sonst nirgendwo gibt.

Unter anderen auch einen Seehund, die endemische Baikal-Ringelrobbe. Ich hab es nun mal mit Robben, und deswegen sind wir hier. Die will ich sehen, beobachten, fotografieren. Es ist die kleinste Robbenart der Welt und vielleicht die dickste. Sie sind beinah rund. Das ist nicht überraschend, denn sie fressen hauptsächlich "Golymiankas", fingerlange Baikal-See Tief-Fische, die fast nur aus Fett bestehen. Legt man so einen toten Fisch in die Sonne, schmilzt er. Es bleibt nur noch ein Fettfleck nach.

Maudy und ich leben von einem anderen Fisch, dem Omul, dem köstlichsten Fisch, den es gibt, sagt man, und es gibt ihn nur im Baikal-See. Wir wohnen in einem kleinen Hotel hoch über dem See. Die Leiterin, so um die 60, hat strohgelb gefärbtes Haar, karminrote Lippen, und wenn sie lacht, dann strahlen die goldenen Zähne. Auf ihren Rat hin gehen wir jeden Morgen zum nahen Markt, kaufen zum Frühstück frisch-geräucherten Omul, frische Erdbeeren oder Himbeeren, noch ofenwarmes Schwarzbrot, und frischen Apfelsaft. Am Abend das gleiche, dazu eiskalten Wodka. Wir sitzen auf unserer Veranda. Die Sonne senkt sich, der gewaltige See schimmert. Wir essen herrlich. Das Leben ist schön.

Wir fahren nach Taltsin, einem sehr großen Freilichtmuseum am See, wo die schönsten und wichtigsten Holzbauten Alt-Sibiriens zusammengebracht worden sind. Nah des Ufers ist eine große Bühne. Da kämpfen deutsche Ordensritter mit russischen Rittern. Die Schlacht am Peipus-See jetzt am Baikal-See mit 200 oder so Zuschauern auf Bänken. „Wen stellen Sie dar?" frage ich einen schwitzenden jungen Ritter in der Pause. „Einen deutschen Ordensritter", sagt er stolz, „wissen Sie, wie vor langer langer Zeit im Baltikum." „Wie einst am Peipus-See?" frage ich. „Ja", sagt er, überrascht, daß ich das weiß. „Aber da haben die Deutschen doch verloren", wende ich ein, „und Sie haben vorhin gewonnen." Der junge Ritter lacht. „Ja. Aber jetzt bei uns gewinnen mal die Russen, mal die Deutschen." Es sind alles Studenten, die sich mit dem "geschichtlichen Schauspiel" etwas Geld in den Sommerferien verdienen.

Wir brausen mit einem Tragflügelschiff, passenderweise "Rakete" genannt, mit viel Krach und toller Geschwindigkeit nach Norden zur Insel Olkhon, einst die heilige Schamaneninsel der Buriaten. Dort wohnen wir in Kuschir, einem sibirischen Dorf wie aus uralten Zeiten. Massive Blockhäuser aus Rohbalken, starke Balkenzäune, große Gärten mit Gemüse, Kartoffeln, Blumen. Jeder Hof wie ein "Ostrog", eine sibirische Holzfestung. Aber die Neuzeit hat auch Kuschir erreicht. 2005 kam Elektrizität. Und Fernsehen.

Vor vielen der alten Holzhäuser mit schön geschnitzten Fensterrahmen stehen schon Parabolantennen. Und die Blockhütte, in der Maudy und ich wohnen, hat zwar noch den massiven Ofen aus alten Zeiten, aber daneben im kleinen Anbau ein Chemieklo und Dusche.

Die Insel ist groß. 72 km lang, teils Steppe mit Schafherden und Hirten zu Pferde, teils schöne Lärchen und Kiefernwälder. Wir mieten einen Jeep mit Fahrer: Valerie Jakobi. Ein Überbleibsel der napoleonischen Kriege. Ein Urahn, erzählt er, war einer der vielen deutschen Soldaten in Napoleons Grande Armee auf dem Marsch nach Moskau. Er wurde gefangen genommen, nach Sibirien verschickt, heiratete ein russisches Mädchen, die Familie wurde russisch. „Echte Sibiriacken", sagt Valerie stolz.

Nah der Küste kommen wir zu einem toten Dorf. Verfallende Gebäude, die Reste einer Fabrik. „Das war das Lager der Litauer", erklärt Valerie. Während der Sowjetzeit, erzählt er, gab es rund um den See viele Gefangenenlager. „Deutsche, Juden, Armenier, Russen. Sogar Japaner in

einem Lager. Und hier die Litauer. Ungefähr 2.500. Die kamen 1946. Männer, Frauen, Kinder. Sie arbeiteten in der Fischkonservenfabrik. So um 1990 wurde das Lager zugemacht und sie fuhren zurück nach Litauen.“ Nur die Toten blieben. „Die Grabkreuze nahmen sie mit nach Litauen", sagt Valerie.

Geliebtes Sibirien. Tragisches Sibirien. So viele Forscher Sibiriens waren Balten. Ihre Namen zieren den Sims des Museums in Irkutsk: Wrangel, Toll, Baer, Krusenstern und natürlich Middendorff.

Per Zug von Irkutsk nach Ulan Bator, Hauptstadt der Mongolei. Eine häßliche Sowjetstadt. Betonkästen mit Holzfenstern, jetzt mit amerikanisch-westlichen Werbeplakaten dekoriert. DRINK COCA-COLA!

Wir finden ein Zuhause in so einer Art Jugendheim. Es gehört Ono. Sie ist eine junge "neue Mongolin", 26 Jahre alt, hat einen Mann, Ingenieur, zur Zeit in Japan, einen kleinen Sohn und große Ambitionen. In der Zukunft hofft sie Hotels zu besitzen. Aber klein muß man anfangen, mit geborgtem Geld hat sie eine große Wohnung gekauft und vermietet Platz an Rucksackreisende: $10 pro Bett mit Frühstück. Junge Menschen aus aller Welt. Die meisten fängt sie per Internet. Uns hat ein Taxifahrer bei ihr deponiert. Er bekommt Prozente! Manchmal sind wir 20 oder 30 Personen. Ein bißchen boheme, aber sehr nett.

Wir besuchen das große buddhistische Kloster. Eine traurige Geschichte. In ihrem Kampf gegen Religion und Kultur in den 30er Jahren vernichteten die Kommunisten beinah all die herrlichen Klöster der Mongolei (mehr als 700!), stahlen die Schätze, verbrannten die heiligen Schriften, manche mehr als tausend Jahre alt, und ermordeten 25.000 Mönche und Nonnen. Jetzt werden, mit internationaler Hilfe, einige der Klöster wieder erbaut. Junge Mönche beten wieder.

Ein Balte ist berühmt in der Mongolei. Das Nationalmuseum in Ulan Bator widmet ihm beinah ein ganzes Zimmer. Briefe, Akten, Depeschen, sogar einer seiner Stiefel ist ausgestellt. Der Kosakengeneral Roman Baron von Ungern-Sternberg.

Nach der russischen Revolution kämpfte er gegen die Bolschewiken, zog sich mit seinen Kosakentruppen weiter und weiter nach Sibirien zurück,

marschierte in die Mongolei, besiegte die Chinesen und wurde damit der "Befreier der Mongolei".

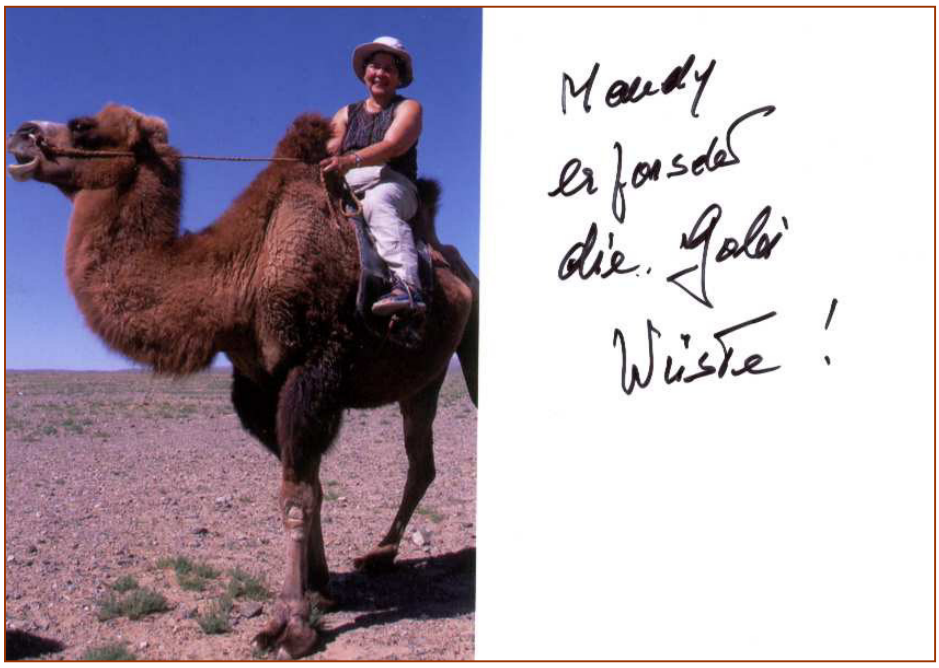
Das scheint ihm ein bißchen zu Kopf gestiegen zu sein. Er ließ sich als Reinkarnation Buddhas ausrufen, heiratete eine Prinzessin und ernannte sich zum Kaiser. Wer muckschte, wurde abgeschossen.
Auf die Dauer wurde das den Mongolen zu viel. Sie nahmen ihn gefangen, lieferten ihn an die Roten aus, und die haben ihn prompt füsiliert. Er war 36 Jahre alt, wohl der einzige Balte, der es bis zum Kaiser gebracht hat.

Für unsere große dreiwöchige Reise durch die Mongolei mieten wir einen Mercedes-Benz Geländewagen mit einem 100-Liter fassenden Benzintank, mit einem erstklassigen Fahrer namens Hurle, so um die 50, und einem jungen Führer, Gala, nett und nutzlos. Er ist Student, Stadtmensch, nur an Fußball und Mädchen interessiert. Es wird eine herrliche Fahrt und beinah auch meine letzte.

Die Mongolei ist dreimal so groß wie Frankreich, hat drei Millionen Einwohner, die Hälfte Nomaden. Ein gewaltiges leeres Land. Es gibt kaum Straßen. Wir fahren auf Landwegen, Pfaden, oft einfach quer durch die endlose Steppe. Hier und da eine Jurte, Ziegenherden (für Kaschmirwolle), Schafherden, und viele Pferdeherden. Zumeist Stuten, denn Kumyss, gegorene Stutenmilch, ist das Nationalgetränk. Drei Prozent Alkohol und sehr sauer. Es geht, aber als wir dann in der Gobi Wüste Kamelkumyss bekommen, leicht alkoholisch, gelblich und fettig-sauer, und dazu Käse, der aussieht wie alte Seife und schmeckt wie alte Seife, ist Maudy doch ein bißchen unglücklich. Und Yak-Joghurt findet sie auch nicht schön.

Es ist eine Fahrt in andere Zeiten, in eine Lebensart, die sich in 1.000 Jahren wenig geändert hat. Der ewige Zyklus der Nomaden mit ihren Herden. Ein Gebiet ist abgegrast, die Jurten werden gefaltet, man zieht weiter. Wir treffen diese Karawanen: Yaks ziehen die handgefertigten zweirädrigen Wagen, die genau so aussehen wie die, die einst den Troß von Dschingis Khans Armee zogen. Und Reiter (und Reiterinnen - viele der Cowboys sind Cowgirls!) treiben die Herden zu neuen Weiden.

Wir fahren durch die Steppe nach Süden, dann quer durch die Wüste Gobi und dann weit nach Norden. Vom Land der Kamele zu den Yaks in den Bergen, zu den Rentieren fern im Norden.



Der Norden ist schön: Lärchenwälder, tiefe Täler, Reiter und Herden, viele Adler und Murmeltiere, und Jungfernkraniche an den Seen. Wir fahren um 5 Uhr morgens los, sind 14 Stunden unterwegs, fahren über Stock und Stein und kommen am Abend an einen herrlichen kristallklaren Bergsee. Rentierherden weiden am Rande des Sees.

Ich fotografiere die Tiere und die Hirten in ihren farbigen Trachten. Das Licht ist schön, ein sanfter, warmer Abendschein. Es ist dunkel als ich zum Jurtenlager zurückkomme.

„Das Zelt ist schlecht", sagt Maudy. „Voller Löcher." Sie hat Gala gesucht, unseren nutzlosen Führer. Aber der ist irgendwo auf Mädchenjagd. Am Vortag hat es stark geregnet. Mein Bett ist klatschnaß. Ich versuche, Feuer zu machen. Das Holz ist naß. Ich bin sehr müde. Es ist dunkel und feuchtkalt. Ich krieche in das kalte, nasse Bett und schlaf beinah sofort fest ein.

Und dann geht es schief. Die Nacht ist klar und kalt. Die Temperatur fällt weit unter Null. Als ich aufwache, hat sich mein nasses Bett in einen Eissarg verwandelt. Ich fühle meine Arme und Beine nicht mehr. Rational weiß ich, "dies ist gefährlich. Du mußt etwas tun!" Aber ich bin apathisch, müde. Ich will nur schlafen. Aber ein Instinkt warnt: „Tu was!"

Ich ruf Maudy. Sie berührt mich im Dunkeln. „Du bist eiskalt!" sagt sie erschrocken. Und tut etwas. Maudy, meist recht milde, kann ganz schön böse und aktiv werden, wenn sie Angst hat. Sie scheucht Hurle, den

Fahrer, auf, und beide gehen auf Hochtrab. Ein trockenes Bett, ein rot-glühender Ofen und heißer Tee, viel heißer Tee. Langsam taue ich auf. Und dann fangen die Krämpfe an, das schreckliche Schütteln, das Erbrechen. Zwei Tage bin ich sehr krank. Am dritten krieche ich wieder. Am vierten fahren wir weiter.

Die letzte Woche verbringen wir im Park der Przwalskipferde. Die wurden von dem polnischen Forscher 1878 entdeckt. 1969 wurde das letzte Wildpferd der Mongolei von einem Jäger erschossen. Aber es gab so 1.500 von ihnen in den Zoos und Parks in Amerika und Europa, besonders in Askania Nova, dem früheren Falz-Feinschen Gut in der Ukraine, wo Maudy und ich 2001 wohnten.

Vor 12 Jahren wurde in der Mongolei ein gewaltiger Park gegründet. 200 Przwalskipferde kamen per Flugzeug aus aller Welt und wurden freigelassen. Der Anfang war schwer. Winterkälte, Schnee und Wölfe dezimierten sie. Aber die stärksten, anpassungsfähigsten überlebten und wurden wieder wilde Pferde.

Sie sind scheu. Wir sehen sie, aber sehr weit. An Berghängen, in Tälern, kleine Herden: ein Hengst, einige Stuten und Fohlen, wachsam, vorsichtig. Am letzten Abend, wie schon an vorherigen Abenden, warten wir wieder auf sie an einem kleinen See. Wir sind ganz still. Ein Steppenadler kreist über unserem Tal. Steppenmurmeltiere pfeifen Warnung. Die Sonne senkt sich hinter den Bergen. Plötzlich hören wir das Trappeln der Pferde. Eine Herde galoppiert über den Kamm, schräg das Tal herab und kommt zum See. Sie trinken, schnauben, schubsen, stämmige starke Tiere mit dunklen, steifen Mähnen, fahlgelbe Formen im samtblauen Licht des Abends, die letzten Wildpferde der Welt.

Per Zug von Ulan Bator nach Peking. Von einem leeren Land mit Platz für wilde Pferde in einen menschlichen Ameisenhaufen. Es wimmelt. In Ulan Bator hat uns ein Geschäftsmann eine Wohnung empfohlen. „Besser als Hotels und billiger", sagte er.

Und so wohnen wir im Zentrum von Peking in einer Luxuswohnung in einem neuen Gebäude von Luxuswohnungen. Da wohnen Vertreter ausländischer Firmen. Da wohnen Wissenschaftler, die in Peking unterrichten. Da wohnen reiche Chinesen. Wir alle wohnen gut. Marmor-Badezimmer, supermoderne Küchen, Parkettdielen aus Edelholz.

Unser Wohnungsgebäude hat noch mehr zu bieten. Spät abends klingelt das Telephon, und eine honigsüße Stimme flüstert: „Soll ich zu Ihnen kommen? Es wird eine herrliche Nacht!" Eine schöne Idee. Aber ich lehne dankend ab. Alter und Maudy sind dagegen.

Der Reichtum fasziniert uns. Wir wohnen im Bezirk der reichen Chinesen. Sie und wir kaufen in einem Luxusladen Lebensmittel. Beinahe alles aus dem Ausland. Das zeigt, daß man reich ist! Frisches Brot aus Deutschland und Frankreich, Käse aus Holland, Milch aus Neuseeland, Marmelade aus Belgien. Mein Frühstücks-Müsli kommt aus Bielefeld. Und natürlich die besten Weine der Welt.

Draußen stehen die Luxuswagen. Im Vestibül unseres Stockwerks treffen wir einen der reichen Herren. Wir schwatzen. Er ist nett, so um die 40, spricht fließend Englisch, ist wahrscheinlich mehrfach Millionär. „Ich besitze einige Fabriken", sagt er bescheiden. „Reich sein ist ganz neu für uns", erklärt er. „Es ist berauschend. Wir wollen alles haben." Die Reichen geben Geld aus, als gäbe es kein morgen. Vielleicht haben sie recht. Sie tanzen auf einem ökonomischen Vulkan.

Peking ist imposant. Das Zentrum hat Mao Tsetung entworfen. Monumental. Tienamen, der größte Stadtplatz der Welt. Die Große Halle des Volkes: kilometergroß, schillernde Säulen, strahlende Kronleuchter, und genug rote Teppiche und rote Läufer, um darin drei Berliner Reichstage einzupacken. Das Puppenparlament, wo 5.000 Delegierte immer „ja" sagen. Vor langer Zeit hat einer „nein" gesagt. Aber von dem hat man nie wieder etwas gehört.

Alles ist gewaltig, mächtig, imposant. So ungefähr, laut Albert Speer, hat sich Hitler das von ihm entworfene "Groß-Berlin" vorgestellt, das er zu bauen plante. Nach dem "Endsieg."

Man sieht keine Vögel. Nicht einmal Tauben oder Spatzen. Endlich, weit von Peking in einem herrlichen kaiserlichen Garten, höre ich Vögel singen. Ich lausche entzückt. Und plötzlich versteh ich es. Es ist nur eine CD mit Vogelstimmen. Die Vögel selbst sind lange tot.

Wir fahren per Zug nach Xi-an. In China reisen die meisten Ausländer in Gruppen. Mit Führer. Auf eigene Faust ist es schwierig, wenn man nicht chinesisch spricht. Ich kann nicht lesen, ich kann nicht schreiben, ich kann nicht sprechen, ich kann nicht verstehen. Ich bin stumm und

dumm. Ich mime. Aber das hat auch Probleme. Wie mimt man z.B. höflich: „Wo ist das Klo?"

In China reisen jeden Tag vier Millionen Menschen per Bahn. In Pekings riesiger Bahnhofshalle steht man nicht Schlange. Um jeden Schalter bildet sich ein mächtiger menschlicher Schwarm. Die summen nicht, die schreien. Maudy und ich kämpfen uns bis zum Schalter durch. "2-Peking-Xi-an-Erste-Klasse-Schlafen" mime ich. Hin und zurück. Die Schalterfrau schreit. Ich schreie. Maudy schreit. Hinter uns schreien 200 Chinesen. Jede Reise wird zum Abenteuer.

Xi-an. In Mittelchina. 6 Millionen Einwohner. Industriestadt. Fabriken, Fabriken, Fabriken. Alle brennen Kohle. In Xi-an scheint die Sonne nicht mehr. Smog! Die Luft ist dreckig braun-gelb. Am Morgen sind alle Autos mit einem grau-gelblichen Puder bedeckt.

In Xi-an fand man 1974 eine Terrakotta-Armee, 5.000 menschengroße Tonsoldaten, die die unterirdische Nekropole des ersten chinesischen Kaisers beschützten. Der Kaiser hatte auch tausend Frauen, Diener und Konkubinen. Die wurden lebend mit dem toten Kaiser begraben.

In den großen Parks sieht man viele chinesische Familien. Jede hat nur ein Kind. Kinderzeugen steht unter Staatskontrolle (unter jedem Ehebett ein Staatsspitzel!). Kinder sind rationiert: eins pro Paar.

Also, wenn nur ein Kind, dann muß es ein Junge sein. Mädchen sterben oft vor oder nach der Geburt. In den Schulen, sagt man uns, gibt es auf jede 150 Jungen nur 100 Mädchen. Mädchenmangel könnte ein Problem werden.

Wir fahren nach Tsingtau. Maudy will schwimmen. Im Gelben Meer (ziemlich sauber). Und ich will Tsingtau sehen, denn das war einst eine deutsche Kolonie. Die Engländer hatten Hong Kong. Die Portugiesen hatten Makao. Da wollte Kaiser Wilhelm auch was haben. Er hatte Glück. Zwei deutsche Missionare wurden ermordet. Als Trost bekam Deutschland Tsingtau und 303 Quadratkilometer Land. Für 99 Jahre. So tat man es damals!

Und Deutschland baute, investierte, machte. Eine große Brauerei wurde gebaut (die braut noch immer das beste Bier in China), ein Ratshaus, Kirchen (katholische und lutherische), herrliche Villen, elegante Hotels,

der Gouverneur hatte ein prächtiges Palais, und ein Graf mit zu viel Geld baute ein Rheinschloß auf einem Felsen hoch über dem Meer. Und 1914 kamen die bösen Japaner (damals Deutschlands Gegner!) und nahmen alles weg. Später bekamen es die Chinesen. Als guter Kommunist verbrachte Mao Tsetung gerne seine Sommerferien im Palais des deutschen Gouverneurs!

Heute eine eigentümliche Stadt. Teils chinesisch modern, teils deutsch bürgerlich-reich, so Frankfurt ca. um 1890! Wir wanderten tagelang durch die Stadt, aßen herrlich, und abends schwammen wir im Gelben Meer.

Auf der Heimfahrt eine Woche Pause in Amsterdam bei meiner Schwester Heddy mit schönen Besuchen bei vielen Verwandten und Bekannten. Und dann nach Hause. Aurel, René und die Schar (5!) der Großkinder holten uns vom Flugplatz ab.

Für mich dann noch eine Zwei-Wochen Fahrt zu den armen Eisbären, die nicht mehr genug Eis haben.

Und jetzt recht emsig zu Hause. Dankbar für alles, was wir gesehen und erlebt haben. Für die Kinder und Großkinder, die uns so nah sind. Dankbar für Familie und Freunde und so viel Menschen, die uns sehr lieb sind.

Aus Montreal am 1. Dezember 2007 an Annemarie Lackschewitz:

Das Jahr geht seinem Ende zu, und wie immer zu dieser Zeit sind unsere Gedanken oft bei allen, die uns lieb sind. Wir wünschen allen eine gesegnete Weihnachtszeit und hoffen, das kommende Jahr wird für uns alle eine gutes Jahr werden.

2007 war für uns ein schönes Jahr. Interessante Reisen, ein herrliches Lackschewitz-Familientreffen in London, ein Wiedersehen mit vielen Freunden und Verwandten in Europa.

Aber 2007 war auch ein trauriges Jahr, ein Jahr des Abschiednehmens. Anna-Liisa starb, Oderts liebe Frau, und wir vermissen sie. Sie war so urfinnisch, irgendwie eine Verkörperung Finnlands. Stark und vital und direkt, im nördlichen Land verankert wie das Gestein Kareliens.

Im Herbst starb unser lieber Freund und Nachbar Baron Hans v. Nolde. Er war 97 Jahre alt und bis vorigen Frühling noch mobil, vital und immer herzlich und freundlich. Dann kam Krankheit, plötzlicher Verfall und ein schnelles, erlösendes Ende. Wir besuchten einander oft, und er erzählte von verschwundenen Welten, dem Baltikum der zwanziger und dreißiger Jahre. Er und seine Frau Else, geborene Gräfin Medem, waren 66 Jahre verheiratet. Sie gehörte zum selben Rigaer Kreis wie mein Bruder Arist und unsere Schwester Heddy. Sie war damals, vor 70 Jahren, immer "Schwesterchen Medem" für mich. Und sie ist es heute noch! Mit seinem Dahingehen verlieren wir wieder ein Band zum Baltikum von dazumal.

Wir sind im Spätherbst unseres Lebens.

"Die Blätter fallen",
schrieb Rainer Maria Rilke in einem seiner schönsten Gedichte.
"Wir alle fallen."
"Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält."

Voriges Neujahr verbrachten wir, wie immer, auf der Farm von Arist, die jetzt seinen Söhnen gehört. Da versammelten sich so beinah alle Bruemmers, die es gibt, wir und unsere Kinder und Großkinder und unsere Neffen und deren Kinder und dann noch einige Kursells (Arists erste Frau war Elizabeth v. Kursell).

Traditionen. Das ist das Erbe von Arist. Zusammen feiern, ein gewaltiges Feuer auf einer Lichtung im nächtlichen, schneebedeckten Wald. Die Flammen rasen nach oben, goldene Funken tanzen im Dunkel der Nacht. Ein gemeinsames Abendessen, dann Schiffchenschwimmen, Bleigießen - den Optimisten bringt es immer Glück! Maudy und ich sind die Senioren, schauen auf Kinder und Kindeskinder, denken an alte Zeiten und sind dankbar für ein schönes Jahr.

Fünf Tage später fahren wir los. Nach Argentinien und Uruguay. Für drei Monate. Aus dem Winter Kanadas in den südlichen Sommer. Es sind –5° C in Montreal, als wir abfliegen. Es sind +34° C in Buenos Aires, als wir dort ankommen.

Buenos Aires. Eine grandiose Stadt. Ein Drittel von Argentiniens Bevölkerung wohnt in Buenos Aires (Wenn es in Deutschland so wäre, hätte Berlin 25 Millionen Einwohner!) Die Hauptstraße, die Avenida 9 de Julio, hat 16 Fahrbahnen!

Und doch eine charmante Stadt. So Paris um 1880. Damals war Argentinien das sechsreichste Land der Welt. Paris war chic. Die Reichen holten sich Architekten aus Frankreich, und die bauten Buenos Aires so ganz nach Pariser Art.

Man ißt gut, man ißt gerne, man ißt spät. Die meisten Restaurants machen erst um halb neun auf. Dann fängt in Buenos Aires das Leben so richtig an. Man ißt gemütlich und lange. Die Wein ist gut, die Beefsteaks, sagen sie stolz, sind die besten der Welt. Man flaniert auf den Boulevards. Warme Sommernächte. Überall sitzen Menschen in Straßencafes und schwatzen.

Die Menschen sind höflich. Eine elegante, altmodische Höflichkeit, die in unserer gehetzten Welt schon lange verschwunden ist. Selbst die Diebe sind höflich.

Wir wandern schön gemütlich, da spritzt es. „Ach, die schlechten Klimaanlagen", sagt eine freundliche Frau (es war ihr Mann, der spritzte!) und weist nach oben. Automatisch schauen wir hin, und schon ist Maudys Tasche weg. Ein Auto fährt herbei, beide steigen ein, sagen höflich „danke" und „auf Wiedersehen" und fahren ab.

Abgesehen von solchen kleinen Ärgernissen, haben wir es gut in Argentinien. Es ist ein schönes, reiches Land, das sich leider zu oft schlechte Regierungen leistet. „Alle zehn Jahre", sagt uns ein junger argentinischer Ingenieur, „begehen wir politischen oder ökonomischen Selbstmord."

Das politische Pendel schwingt zu weit nach links. Extremisten manipulieren geschickt die Menschenmassen. "Das Volk" verlangt die Verstaatlichung der Estanzias, der Güter, der Banken, der Groß-Industrie. Das Kapital flieht. Der Staat ist pleite ... und "bums", da kommt ein Putsch, die Generäle sind an der Macht und das politische Pendel saust weit nach rechts. Man ist schrecklich patriotisch, wer sich mukscht, der wird ermordet. Man schraubt die Währung hoch und kreiert damit eine Illusion des Reichtums. Man borgt sich Geld aus aller

Welt und lebt so flott auf Schulden. Wollen die ihr Geld zurück, macht man bankrott, der Peso stürzt.

Vor zehn Jahren war Argentinien für uns viel zu teuer. Jetzt ist der Peso unten, und es ist schön billig. Wir gehen in die Oper, zum Ballet, zu Konzerten und machen herrliche Schiffstouren durch das große Delta des Rio de la Plata.

Danach fängt unsere Reise richtig an: nach Patagonien, das Land der Gauchos und der Schafe, das Land am Ende der Welt.

Per Bus 18 Stunden. Aber ein bequemer Bus. "Coche cama" wird er genannt. Nachts wird Dein Sitz ein Bett. Rechts und links von der Straße Weiden und Vieh, viel Vieh. Die unendlichen Pampas Argentiniens. Der Bus rauscht durch die Nacht. Wir schlafen gut. Am Morgen rechts und links von der Straße mehr Weide und mehr Vieh. Aber weiter südlich wird die Pampa trocken, bräunlich und fahlgelb, es wird das Land der Schafe. Millionen von Schafen. Allein auf der 200.000 Hektar Estanzia der Familie Benetton (das sind die Leute, die die schönen, teuren Pullover verkaufen!) wohnen 100.000 Schafe.

In Puerto Madryn mieten wir uns einen kleinen VW (made in Argentinien!) und fahren für eine Woche hinaus zur Halbinsel Valdes, die weit hinausragt in den Südatlantik. Ein herrliches Naturschutzgebiet. Nandus, die Strauße Südamerikas, stehen in kleinen Gruppen nah der Straße, und Maras, kantige große Hasen, die aussehen, als hätte ein Kubist sie entworfen.

Wir sitzen jeden Tag auf einer Klippe. Vor uns das Meer, direkt unter uns auf dem breiten Strand eine Kolonie von 5.000 Mähnenrobben. Die Frauen elegant und bronzebraun, die Kleinen kohlschwarz, die Paschas der Harems sind gewaltig, so 400 kg und mehr, mit dunklen Mähnen, mit viel Macht und Gebrüll - daher auch Seelöwen genannt. Diese "Strandmeister" bekämpfen sich mit Krach und Wut (wie einst die edlen Ritter!). Der Stärkste hat die meisten Frauen. Wir sitzen Tag um Tag hoch oben und fotografieren und beobachten das Leben der Robben.

Zum Lunch haben wir Besuch: einige Gürteltiere, die aussehen wie kleine, gepanzerte Schweinchen mit langen, runden Rüsseln und kleinen listigen Augen. Oft kommen noch ein paar graue Pampafüchse dazu.

Alle sind freundlich, neugierig, ein bißchen hungrig und hoffnungsvoll. Jeder Lunch wird eine kleine, paradiesische Party.

Weiter nach Süden. Zu Punta Tombo, dem Brutgebiet von einer halben Million Magellanpinguinen, die größte Kolonie Südamerikas. Kleine Kerlchen im Frack, gewöhnlich ernst und würdig und manchmal sehr komisch. Ein recht dicker Amerikaner hockt und fotografiert. Ein Pinguin kommt von hinten, beschaut sich die runden Backen, beugt sich vor, der Schnabel stark wie eine Zange, und zwickt ihn in den Hintern. Der Mann springt hoch mit einem Schrei. Der Pinguin verbeugt sich und watschelt weg.

Wir verbringen herrliche Wochen mit den Pinguinen bei Punta Tombo und bei anderen Kolonien bis weit hinab zum Feuerland. Ich habe ja immer noch unendlich viel Freude an Tieren. Und Maudy, wo wir auch sind, kennt sofort jemanden.

Wir sind ja schrecklich altmodisch. Unsere Kinder reisen nur noch elektronisch. Alles wird per Internet gefunden, gebucht, bezahlt. Wir fahren so auf gut Glück. Wo es schön ist bleiben wir und suchen dann nach einer Bleibe. In den kleinen Pampastädtchen ist das oft ein Problem. Entweder es gibt kein Hotel, oder das Hotel ist voll. Aber die Menschen sind freundlich. „Gehen sie doch in den Laden", raten sie. "Die Señora da vermietet manchmal Zimmer."

In einem Dorf mit 34 Einwohnern mieten wir das Schlafzimmer des Lokalpolizisten. Er schläft auf der Couch. Wir essen bei ihm, und er erzählt Geschichten aus seinem Leben. Zeit hat er. Hier plätschert das Leben noch so friedlich vor sich hin. „Kriminalität gibt es hier nicht", sagt er. Aber tolle Klatschgeschichten!

Vom Feuerland im fernen Süden fahren wir nordwestlich in das Randgebiet der Anden zum Perito Moreno Gletscher. Die meisten Gletscher der Welt schwinden und, wie Klas und Matti uns vor paar Jahren in der Schweiz zeigten, viele verschwinden. Der gewaltige Perito Moreno wächst.

Der Pfad zum Gletscher geht durch einen Märchenwald (wie in einem Harry Potter Film!), Fagusbäume, die Buchen des fernen Südens, verkrümmt und gebogen, behangen mit langen Flechten und Moosen.

Wir hören schon das Dröhnen des Gletschers. Und plötzlich ist er vor uns. Ein viele Kilometer breiter Strom von Eis, erst milchig weiß und dann, im Abendlicht, blauschimmernd wie ein Saphir.

Die gewaltigen Eismassen bewegen sich. Es knirscht und knackt und kreischt. Von der 80 Meter hohen Eiswand vor uns brechen mehrere Mal am Tage hausgroße Eisstücke ab und fallen dröhnend hinab in den dunklen Gletschersee. Es ist eines der schönsten, mächtigsten Wunder der Natur, das wir je gesehen haben. Wir stehen und staunen (und fotografieren), und hoch über uns, im Blau des Himmels, kreisen Kondore.

Wir fahren nördlich auf grimmigen Schotterstraßen, so übel und gefährlich, daß meine Versicherung nur eine Maximalgeschwindigkeit von 50 km/h erlaubt. Unser kleiner VW kriecht und krackst und leidet, aber er schafft es und ist sehr sparsam mit Benzin, was wichtig ist. Manchmal sind es 10 Stunden Fahrzeit zwischen Tankstellen.

Wir besuchen den schönsten Wald der Anden, hoch in den Bergen, die letzten Alercebäume, die Mammutbäume Südamerikas, manche 60 Meter hoch. Einige dieser Riesenbäume sind mehr als 4.000 Jahre alt.

Patagonien. Ein schönes Land, ein leeres Land. Die "Stadt" Nueva Lubeckia (Neu-Lübeck) besteht aus einem Haus, und das ist verlassen. Es gibt so menschliche Oasen. Wir wohnen in der kleinen Stadt Gaiman.

Die Einwohner sind Waliser. Ihre Vorfahren kamen 1865 per Schiff und gründeten Siedlungen in der Pampa. Am Nachmittag, das ist hier Tradition, trinkt man Tee und ißt Kuchen. Der Kuchen heißt "ffrwythaw" und schmeckt recht gut, aber aussprechen können das nur Waliser.

Nach sechs Wochen und 8.000 km sind wir wieder in Puerto Madryn. Und wir fahren dann 36 Stunden per Bus ganz in den Norden, wo sich Argentinien, Brasilien und Paraguay treffen, aus der trockenen, kühlen, windigen Pampa in den feucht-heißen tropischen Regenwald. Zu den Iguazu-Wasserfällen. Nicht so gewaltig wie die Niagarafälle, aber irgendwie schöner. Es sind viele Fälle, durch Inseln geteilt, das Donnern und Tosen, Wolken von Gischt und Dunst, und alles umringt vom tiefsten Grün des Urwaldes.

Für mich eine Unmenge Vögel, Aras, Tukane, Reiher, Geier, und - die imponieren mir am meisten - Grausegler, kleine schwalbenähnliche Vögel, die durch den Wasserschleier fliegen und dahinter ihre Nester an Felswände kleben. Feucht aber sicher, kein Feind wagt, ihnen zu folgen.

Wir schauen uns den größten Fall, so 90 Meter hoch, den "Garganta del Diabolo" - des Teufels Kehle - von oben an und dann, per Schlauchboot, von unten. Maudy hat vor so etwas doch sehr große Angst, aber dann, strahlend und wasserströmend, findet sie es doch imposant und aufregend.

Unten erfährt man erst die unheimliche Macht der Wassermassen, die auf uns herabstürzen, so ganz nach Schiller, "und es wallet und siedet und brauset und zischt", und naß und froh fahren wir zurück zu unserem Heim.

Dann nach Uruguay. Zu Balten. Balten, wie wir wissen, gibt es ja in der ganzen Welt. Aber ich denke dann immer an Auswanderer nach dem Zweiten Weltkrieg und vergesse, daß die erste große Welle die baltische Heimat schon nach dem Ersten Weltkrieg verließ. Die meisten natürlich nach Deutschland. Aber mein Schwager zum Beispiel, Reinhold von Löwis of Menar, zog als Pflanzer nach Sumatra im damaligen Niederländischen Ostindien. Und einige wanderten nach Südamerika aus: Koskulls, Mensenkampffs, Medems. Die Töchter der Medems sind Cousinen von unserer lieben Nachbarin in Montreal, „Schwesterchen“ Nolde, geborene Gräfin Medem. Sie trafen sich vor paar Jahren auf einem Medemschen Familientreffen in Lettland. „Sie sind furchtbar nett", sagt Schwesterchen. „Ich werde sie anrufen und sagen, daß Ihr nach Argentinien kommt."

Und so treffen wir in Buenos Aires Monica Medems Mann, Juan Carlos Witt, Deutsch-Schottisch-Argentinier. Die Familie, ursprünglich aus Hamburg, seit drei Generationen im Lande, spricht perfektes Deutsch (und natürlich auch Spanisch und Englisch), hat ein Fachbüro in Buenos Aires und fährt am Wochenende nach Uruguay, wo Monica die Estanzia leitet.

Er nimmt uns mit. 400 km nach Norden, über den großen Parana Fluß aus Argentinien nach Uruguay. Große Felder. Viel Sojabohnen (für China), viel Mais, viel Sorghum (*Mohrenhirse; K.L.*) und viel, viel Vieh (Fleisch für Europa, Japan, China). Es erinnert mich bißchen an den

Warthegau: flaches oder sanft rollendes Agrarland mit hier und da einem kleinen Park mit Gutshaus, Gärten, Scheunen. Pferde weiden auf nahen Wiesen.

Am Spätnachmittag kommen wir zu ihrer Estanzia, "El Abrojo", die Klette, denn entlang der Zäune wachsen viele Kletten. Juan Carlos und Monica sind herzlich und lieb. Wir fühlen uns sofort "zu Hause". Für Monica, die ganze Woche allein mit nur einigen Arbeitern, ein einsames, isoliertes Leben, aber sie ist glücklich, denn sie liebt das Land.

Manche der Nachbargüter gehören Menschen schottischer und englischer Abstammung, und viele der erfolgreichsten Höfe gehören Mennoniten, sehr fromm, sehr tüchtig, sehr deutsch, bescheiden und arbeitsam. Sie sind es, die die allermodernsten Agrarmaschinen besitzen und sie an andere Estanziabesitzer vermieten.

El Abrajo ist hübsch. Ein praktisches Landhaus (oben auf dem Boden nisten Schleiereulen) mit weitem Blick über das Land, ihr Land. Sonnenkollektoren erzeugen Elektrizität (aber man muß sparsam sein!), Windmühlen pumpen Wasser für Haus und Vieh. In den hohen Eukalyptusbäumen sind große Vielfamiliennester der Mönchsittiche.

Man lebt auf dem Lande und vom Lande. Man spürt in allem die Liebe zum Land. Vieles erinnert mich an andere Zeiten, ans Landleben im Baltikum, und wir genießen unendlich die schöne Zeit, die wir mit Juan Carlos und Monica verbringen.

Von dort per Bus nach Montevideo, der Hauptstadt von Uruguay. 1519 segelte Magellan an der Küste entlang und schrieb in sein Logbuch: „monte video", „ich sehe einen Berg", und so bekam die zukünftige Stadt ihren Namen. Eine große Stadt. Die Hälfte von Uruguays 3 Millionen Einwohnern wohnt dort.

Eine hübsche Stadt, aber etwas traurig. Seine "goldene Zeit" war im 19. Jahrhundert. Damals war es eine reiche Stadt, und die Reichen liebten Kunst. 1841 begann der Bau des mächtigen Teatro Solis, dem ersten großen Theatergebäude Südamerikas. Sarah Bernhardt spielte da, Enrico Caruso sang, Toscanini dirigierte, Pawlowa tanzte. Montevideo war eines der reichsten Kulturzentren der Welt. Das ist vorbei. Die Paläste der Reichen verfallen, die Ciudad Vieja, die Altstadt, einst so elegant, ist schäbig und trist.

Die Liebe zur Musik lebt weiter. Wir sind nun schon nahe bei Ostern, und einen Abend gehen wir zum Osterkonzert in die gewaltige Barockkathedrale von Montevideo. Das Symphonieorchester der Stadt, vier Solisten, ein großer Chor. Erst die Kantate für Palmsonntag "Himmelskönig, sei willkommen" und dann Bachs gewaltiges Osteroratorium. Alles auf Deutsch gesungen. Ein schöner Abschied von Südamerika.

Drei Monate zu Hause. Bilder sortieren und an Agenturen verschicken, ich schreibe für Zeitschriften und Zeitungen, um die ausgepluserte Reisekasse zu füllen. Kinder und Großkinder kommen oft, das Haus ist voller Lärm und Leben, und wir sind dankbar.

Im Juli zum Lackschewitz-Familientreffen in London. Andrew und Laura Jones haben das für uns alle wunderschön gemacht, und wir sind ihnen zutiefst dankbar. Manche konnten leider nicht mit uns sein, und wir haben sie sehr vermißt.



Ein Picknick nach englischer Art im Londoner Park

Für mich war es ganz besonders interessant, denn vor sehr langer Zeit habe ich in London gewohnt. Den Winter 1957-1958 arbeitete ich bei einer Fleetstreet Zeitung in London.

London damals war noch nachkriegskrank. England hatte gerade sein Imperium verloren, die Stadt war deprimiert und grau, und wie ein grau-gelber, schmutziger Schleier verhüllte Smog oft die ganze Stadt. Und jetzt? Eine reiche, geputzte Weltstadt, wo wir mehr Luxusautos sehen als sonst wo noch in der Welt. Wieder das große Finanzzentrum der Welt, wo Öl- und andere Milliarden deponiert und investiert werden. Eine faszinierende Stadt. Eine sehr teure Stadt, und man fragt sich bißchen besorgt, wie da die Armen leben und überleben.

Maudy und ich, die ewigen Pilger, fahren weiter - nach Schottland. 1960 war ich Mitglied der "Schottischen Spitzbergen Expedition". Das kam so: ich hatte die Frühlingsmigration der Lappen und ihrer Rentierherden mitgemacht und fuhr dann von Tromsö nach Spitzbergen, nur zum Ansehen. Auf dem Schiff traf ich Schotten. Die hatten einen Mann beim Training verloren und suchten nach einem Dummen, der willig wäre, ohne Bezahlung wochenlang einen schweren Schlitten zu ziehen und eisverkrustete Berge zu besteigen. In mir fanden sie ihn. Es wird einer der schönsten, abenteuerlichsten Sommer meines Lebens, mit Freundschaften für ein halbes Jahrhundert!

Wir wohnen bei Hugh und Myrtle Simpson, die sich ein Traumhaus in den Cairngorms, den schönsten Bergen Schottlands gebaut haben. Er, an die 80, arbeitet noch, Professor (Pathologie) an der Universität von Glasgow. Myrtle, genau so alt, arbeitet im großen Garten.

Die Gegend ist jetzt Naturschutzgebiet. Hirsche weiden nah vor dem Haus. Jeden Abend gehe ich zu den Dachsen. Der große Bau ist nicht weit an einem kleinen Waldhügel. Ich sitze ganz still, und in der Dämmerung kommen die Dachse hervor. Es sind zehn, manche groß, manche klein, wahrscheinlich mehrere Familien. Sie haben gut geschlafen, gähnen, grummeln bißchen, gehen zum nahen Dachs-Abort (so was tut man nicht im Bau zu Hause!), und da die Haut juckt, schrubben und reiben sie sich ganz nah von mir an ihrem liebsten Reibebaum. Sie wissen, ich bin da, aber ich bin ganz kusch, und sie ignorieren mich. Als es ganz dunkel wird, ziehen sie los auf Nahrungsjagd, und ich geh durch den nächtlichen Wald nach Hause.

Wir fahren weiter per Bus und Schiff zu den Orkney Islands, den Orkaden, der Inselgruppe nördlich von Schottland. An Scapa Flow vorbei, der großen Meeresbucht mit so viel Geschichte. 1919 lag da die internierte Deutsche Hochseeflotte, 74 große Schiffe. Statt sie dem Feind

zu übergeben, befahl Admiral Ludwig von Reuter die Versenkung der ganzen Flotte. Für die damals recht armen Insulaner wurde das zum Unterwasserschatz. „Das war der beste Stahl", erzählt uns ein alter Mann. „Die Platten haben wir langsam zerschnitten und hochgebracht. Davon haben wir 30 Jahre lang gelebt." Sieben Schlachtschiffe liegen noch auf dem Boden von Scapa Flow. Jetzt sind sie ein Lieblingsziel von Tauchern aus vielen Ländern. Am 14. Oktober 1939 kroch das deutsche U-Boot U-47 unter Kapitänleutnant Günther Prien an den Sperrnetzen vorbei und versenkte in Scapa Flow, das britische Schlachtschiff "*HMS Royal Oak*". Zu der Zeit ungefähr verließen wir das Baltikum!

Was uns am meisten auf diesen grauen, kargen, windgepeitschten (aber heute, dank Nordseeöl, recht wohlhabenden) Inseln interessiert, ist "Skara Brae", das am besten erhaltene neolithische (*Jungsteinzeit; K.L.*) Dorf Europas.

Das Dorf war nah am Meer. Vor so ungefähr 5.000 Jahren gab es einen irren Sturm, und mächtige Sanddünen bedeckten das Dorf. Die flachen Steine anderer Dörfer wurden später von Bauern benutzt zum Bau von Mauern und Häusern. Nur Skara Brae lag tot und vergessen unter der Düne. Bis 1850. Da kam ein anderer gewaltiger Sturm, die Düne wanderte, und das 5.000 Jahre alte Dorf erschien.

Die Dächer (wahrscheinlich aus Holz und Seehundshäuten) fehlen, aber die Häuser, die Betten (aus flachen Steinen, damals, hofft man, mit Pelzen gepolstert), Steinschränke (für das Geschirr?), alles ist noch so wie es einst war. Überdachte Gänge verbanden die Häuser des Dorfes, sehr vernünftig bei dem Aasklima. Jagd, Fischfang, ein bißchen primitiver Ackerbau (hauptsächlich Gerste). Man lebte einfach. Und man lebte kurz. 25 Jahre war das Durchschnittsalter, wurde uns erzählt. 40 war schon "sehr alt". Dann doch lieber heute!

Vom Norden Großbritanniens in seinen fernsten Süden: die Insel Isle of Wight, einst der Lieblingsplatz von Königin Viktoria. Da wohnt ein lieber Freund von uns, einst anglikanischer Missionar im Norden Kanadas, jetzt verheiratet und Pastor einer Inselkirche. Die Insel ist schön, das Klima milde, das Land tiefgrün, die Kalkküste gleißend weiß, Osborne Haus, das Landhaus der Königin (Victoria), schön und, sagt man, bescheiden. Es hat nur 46 Zimmer.

Die Insel ist schön. Die Kirche ist schön. Pfarrhaus und Garten sind schön. Aber heute Pastor in England zu sein ist schwer. Die Alten, noch Gläubigen, sterben. Junge Menschen gehen selten in die Kirche. „Ich taufe, verheirate und begrabe", sagt er traurig. „Sonst ist die Kirche beinahe leer." Der neue Gott ist Geld.

Wir fahren nach Portugal zu einem neu entdeckten Bruemmer. Das ging so: vor einem Jahr klingelt mein Telefon, und eine junge Stimme fragt abrupt: „Bist Du Friedel Bruemmer?" „Ja. Wer bist Du?" „Ich bin Bodo Bruemmer", sagt er, „weißt Du, wer das ist?" Ich habe keine Ahnung. Ich bin in Genealogie sehr schwach.
„Ich bin der Sohn von Leon Bruemmer." Das sagt mir schon was. An Onkel Leon kann ich mich noch aus Riga erinnern. Das sind die Klauensteinschen Bruemmers, das Gut war nah der Düna, nicht weit von Dünaburg. Aber das alles ist schrecklich lange her. „Wie alt bist Du?" frage ich vorsichtig. „96", sagt Bodo. Er hat mein Buch gelesen, "Survival", daher der Anruf. „Komm mich besuchen", sagt er. „Das würde mich freuen."

Deshalb fliegen wir jetzt nach Portugal, wo Bodo Bruemmer schon seit langer Zeit lebt. Früher war er Bankdirektor in der Schweiz.

Es ist spät, als wir bei ihm ankommen. Er und seine Tochter Anja, auch gerade auf Besuch, erwarten uns vor dem schönen Haus. Er ist erstaunlich. Er geht schnell und sicher wie ein junger Mann, ist sehr animiert und herzlich. Es ist als ob wir uns schon lange kennen, und doch haben wir viel nachzuholen, in seinem Falle beinah ein Jahrhundert! Wir schwatzen bis tief in die Nacht.

Lange Zeit züchtete er Pferde. Er hatte das größte Arabergestüt in Portugal. Jetzt, mit 97, hat er gerade eine neue Karriere begonnen - Weinbau. Im Frühjahr ließ er 31.000 Rebstöcke auf seinem Grundstück pflanzen. Das neue Projekt begeistert ihn. Er ist voller Pläne. In den nächsten Tagen bekommen wir einen Schnellkursus in Weinbau. Seine Vitalität ist bewundernswert, und wir genießen die Tage beim neugefundenen Vetter (zweiten Grades, glaube ich) unendlich und planen auch. So Gott es will, hoffen wir, zusammen seinen 100. Geburtstag zu feiern, mit seinem Wein aus seinen Reben.

Von sehr alten Erinnerungen aus dem Baltikum noch viel weiter zurück, ins Paläolithikum, zu den Höhlenmalereien in Altamira, in Nordspanien

und Lascaux in Südfrankreich, die erste bekannte Welle menschlicher Kunst - vor 17.000 Jahren!

Die Höhlenmalereien kenne ich nur aus Büchern, und seit eh und je will ich die wahren sehen. Das ist leider nicht mehr möglich. Bald nach ihrer Entdeckung (Altamira 1850, Lascaux 1940) wurden die tiefen Höhlen von Besuchern überlaufen. Sie brachten Algen, Sporen, Feuchtigkeit. Das alles begann die bis dahin herrlich erhaltenen Malereien zu zerstören. Nach 17 Jahrtausenden starb die älteste Kunst der Menschheit. Die Höhlen wurden verschlossen, die Gemälde restauriert. Klimaanlagen sollen die Urkunst für die Zukunft erhalten.

Für jetzige Besucher wurden identische Kunsthöhlen mit identischer Bemalung geschaffen. Nicht ganz dasselbe. Aber doch imposant. Die ganze Großfauna der Eiszeit ist da: Auerochsen, Wisente, Wildpferde, der Riesenhirsch mit dem gewaltigen Geweih, Höhlenbären, sogar Löwen, denn die gab es ja damals in Europa. Dutzende von beinahe lebensgroßen Wisenten in rot und braun und schwarz starren auf uns herab in der größten Höhle von Altamira. Die Bilder in Altamira, riesige polychrome (*vielfarbige, K.L.*) Malereien, sind mächtig, aber statisch. In Lascaux sind die Malereien wilder. Gewaltige Auerochsen rennen, ganze Herde von rostbraunen Wildpferden galoppieren an der Wand entlang. Wir staunen. Hier und da sieht man die Handabdrücke von Menschen, Crô-Magnon Menschen (*Skelette aus einer Kultur vor etwa 30.000 Jahren, die 1868 in der Höhle Crô-Magnon in Frankreich gefunden wurden; K.L.*), die hier in tiefen Höhlen im flackernden Licht von brennendem Talg mit Mineralfarben und Holzkohle, gemischt mit Tierfetten, die ersten großen Kunstwerke der Menschheit schufen.

Wir verbringen faszinierende Tage in der Urzeit und haben zwischendurch Ärger mit der Neuzeit. Per Bus von Bilbao, Nordspanien, nach Bordeaux. An der Grenze irgendein Problem. Wir müssen lange warten. Der Busfahrer ist böse. Um ein Uhr nachts ruft er plötzlich "Bordeaux!" und hält an. Wir protestieren. Hier ist doch keine Busstation. Das ist dem Fahrer egal. Er hat Verspätung und will weiter. Also, Koffer raus, wir raus, der Bus fährt weg.

Wir stehen irgendwo im Dunkel in einem miesen Teil der Stadt. Wir pilgern los, mit Rucksäcken und Koffern. Nach langer Zeit ein Auto und ein Mensch. Ein Mädchen, stark geschminkt und schwach bekleidet,

hofft auf Kunden. Sie ist freundlich. „Noch so zwei Kilometer. Dann über eine Brücke, da ist der Bahnhof, da sind Hotels. Aber“, warnt sie, „das ist eine schlechte Gegend. Da gibt es Gangs. Die sind gefährlich!"

Es ist zwei Uhr nachts. Wir sind beinah bei der Brücke, da kommt so ein lauter Trupp von Rowdys mit viel Metall in Nasen, Ohren, Lippen direkt auf uns los. „Was tut Ihr hier?" fragt einer laut. "Wir kommen aus Kanada und suchen nach einem Hotel. Könnt Ihr uns helfen?" Die schauen sich die Alten an und finden das doch komisch. Sie lachen, sind ganz freundlich und weisen uns den Weg. Erleichtert gehen wir weiter. Das erste Hotel ist voll, das zweite auch, im dritten, recht herabgekommenen, kriegen wir für viel Euros ein muffiges, zellengroßes Zimmer. Und wir sind dankbar und überglücklich!

Als "Belohnung" genießen wir dann die Woche in Südfrankreich ganz besonders. Die Gegend von Dordogne und Perigord, die Landschaft schön, das Essen herrlich, die Besuche zu der Höhle von Lascaux zutiefst beeindruckend.

Via Paris (beinah alle Züge in Frankreich gehen via Paris!) nach Basel. Klas und Matti holen uns ab, wir fahren zu ihrem schönen Haus hoch oben im Schwarzwald, und alle zusammen machen wir einen herrlichen Ausflug nach Mainau, der "Blumeninsel im Bodensee", bestimmt einer der schönsten Gärten der Welt.

Dann noch einen Abstecher in den Odenwald. Da, auf einem Bauernhof am Ende eines Dorfes, wohnen liebe Freunde: Hans und Edith Reinhardt, zusammen mit 18 Katzen, 7 Hunden, 3 Kühen, 3 Eseln, vielen Gänsen, Enten und einem zahmen Fuchs. Hans ist einer der besten Tierfotografen Europas. Die Tiere sind seine (gut gefütterten!) Modelle und Lieblinge. Beide lieben Tiere, die gehören zur Familie.

Wir sitzen am Abend in der Küche. Es klopft an der Tür. Hans macht auf. Da steht ein Rehbock. „Das ist der Leon!" ruft Hans und strahlt vor Freude. Den erhielt er vor mehr als drei Jahren als Kitz. Leon wuchs mit Hunden, Katzen und Familie im Hause auf und blieb ein Jahr. Dann rief der Wald - oder die Ricken riefen - und anderthalb Jahre war er weg. Jetzt steht er vor der Tür, kommt herein, begrüßt Hans, Edith, die Hunde, die Katzen und, etwas zögernd, denn wir sind fremd, auch uns, bekommt zu essen (er liebt Hundefutter!), bleibt einige Stunden und geht dann hinaus in den nächtlichen Wald.

Unsere zweimonatige Familien-Freunde-Urwelt-Reise endet in Amsterdam bei meiner Schwester Heddy, ein schöner Abschluß der Fahrt. Maudy und ich haben Glück: wir sammeln liebe und gute Menschen, und das ist wohl das Schönste, was man im Leben sammeln kann.

Sechs Wochen zu Hause, und dann fliegen Maudy und ich nach Kopenhagen zur Eröffnung einer Ausstellung von Arktisbildern von drei Fotografen: einer Grönland, einer Sibirien und ich den kanadischen Norden. Abgesehen von unserer Liebe für den hohen Norden, haben wir noch was Gemeinsames: alle drei sind gebürtige Rigenser.

Das fing vor mehr als 30 Jahren an, als ich für sechs Monate nach Nordgrönland fuhr. Ein kanadisches Militärflugzeug nahm mich mit nach Thule, dem gewaltigen amerikanischen Militärstützpunkt in Nordwest-Grönland. Dann weiter per Hundeschlitten. Nach drei Tagen erreichten wir Qaanaq, das nördlichste Dorf der Welt. Polar-Inuit kamen, uns zu begrüßen. Einer, besonders groß, wie alle Männer in weißem Anorak, Seehundsstiefeln und Hose aus Eisbärfell, kam direkt auf mich los, streckte die Hand aus und sagte auf Lettisch: "Labdien, Bruemmers kungs!"

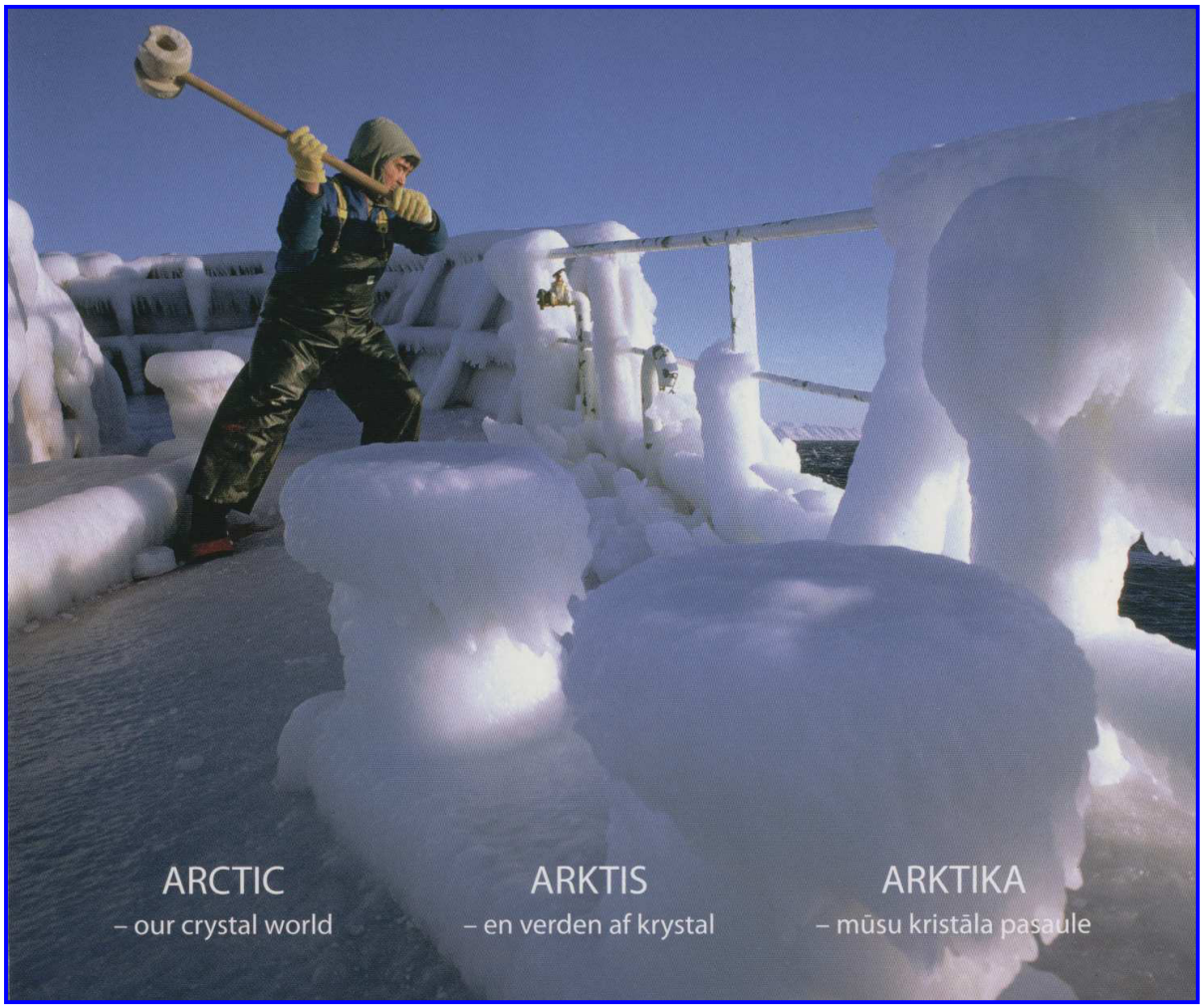
Das war Ivars Silis. Geboren 1940 in Riga. Entkam mit einem der letzten Schiffe 1945. Seine Familie landete in Dänemark, wo er aufwuchs, studierte. Er wurde der bekannteste Fotograf Grönlands, wo er seit mehr als 30 Jahren lebt. Er half mir viel in Grönland. Wir wurden gute Freunde.

Vor zwei Jahren schrieb er mir: "Wie wäre es mit einer Ausstellung. Du Kanada. Ich Grönland. Andris Slapins Sibirien?"

Andris Slapins. 1949 in Riga geboren, studierte Fotografie. Wurde sehr bekannt für seine Filme und Bilder von entlegenen Stämmen Sibiriens. 1991 filmte er die "Aufstände" in Riga und wurde (zusammen mit drei anderen Fotografen) von sowjetischen Scharfschützen erschossen.

Ivars verspricht, alles zu organisieren. Er versteht sich aufs Organisieren.

Und plötzlich, im September, ist es so weit. Kanada, Dänemark und Lettland übernehmen die Patenschaft: Dänemark ist das Gastland und ist auch am großzügigsten.



Der Ausstellungskatalog.
Umschlagphoto Photo von Ivars Silis mit dem Titel:
"Eine tödliche Dekoration".

Die Ausstellung ist in einem sehr passendem Gebäude: so um 1700 gebaut, ein gewaltiger Hafenspeicher für Grönlandprodukte. 2002 sehr geschickt modernisiert. Paar hundert Menschen sind eingeladen: die Gesandten von Finnland, Deutschland, Kanada, Schweden und Lettland sind da. Der lettische Gesandte, Andris Razans, ist nett und diplomatisch: „Es freut mich besonders, daß Sie als Balten-Deutscher an dieser Ausstellung beteiligt sind", sagt er.

Mich macht das alles nervös. Menschen in Mengen beängstigen mich. Maudy genießt es - und all das gute Essen! Man wird eingeladen, geht aus. Einen Abend sind wir frei und sehen "Rigoletto" in der neuen Oper von Kopenhagen, das Milliarden-Kronen-Geschenk der Maersk Familie an ihre Stadt. Auf einer Insel. Zum ersten Mal in unserem Leben fahren wir per Boot zur Oper!

Das Gebäude ist schön: mit warmem, rötlich-braunem Holz getäfelt. Die Musik herrlich wie immer. Die Inszenierung ist "modern". Das muß jetzt so sein. Also, anstatt Mantua, 16. Jahrhundert, mit dem Herzog von Mantua als fröhlich singendem Hauptschuft, hat man alles ins Gaunerquartier von Chicago 1920 verlegt, und der "Herzog von Mantua" ist jetzt ein Mafia Boss. Schade, Hamlet als psychopatischer New Yorker Straßenbengel würde mir auch nicht passen.

Einige schöne Tage und dann zurück nach Montreal. Maudy bleibt zu Hause und ich reise nach vier Tagen weiter. Wieder zu den Eisbären.

Aber diesmal anders. Gewöhnlich fahr ich mit paar Fotografenfreunden. Wir mieten so eine Art Schneeauto und fotografieren Eisbären an der Hudson-Bay- Küste. Kalt, primitiv, aber nicht zu teuer.

Diesmal ist es eine Luxusreise! Mit Menschen, die sich Luxus leisten können. Ich gehör zum Luxus. Ich komm als Eisbärfachman mit, halte paar Vorträge, beantworte Fragen.

Unsere "Expedition" reist von Churchill, der "Eisbärhauptstadt der Welt" an der Westküste der Hudson Bay 60 km nach Südosten, nach Kap Churchill. Über Tundra, Stock und Stein und gefrorene Seen, in 12 riesigen Luxuswagen. Eine mobile arktische Luxusstadt: zwei Schlafwagen (mit Duschen und Spülklos!), ein eleganter Speisewagen, Bar, Küche, usw. Sechs Fahrer, zwei Mechaniker, viel Küchenpersonal und ein "Experte" für Fotos, Bären, Vorträge etc. So reisen die Reichen. 38 "Gäste", zumeist Amerikaner, paar Deutsche, ein Japaner, ein Koreaner (Süd!).
Mehr als eine halbe Million Dollar im ganzen für 7 Tage bei den Eisbären.

Eine interessante Fahrt. Ein interessantes Völkchen. Meine Bettnachbarin (auf Abstand) ist Harriet. Von Beruf Sammlerin. Sie sammelt schönen Schmuck und reiche Männer. Der letzte, ich glaube Nummer sechs, ist John, so um die 70. Still, reich und nett. Er sagt wenig. Sie sagt viel.

Sie erzählt von anderen Luxusreisen, in Afrika, Asien, Paradiesinseln im Pazifik. Und sie fotografiert. Sie hat den neuesten, besten Apparat, digital natürlich, und benutzt ihn wie ein Maschinengewehr: 8 Bilder pro Sekunde! In den 7 Tagen hat sie mehr als 30.000 Bilder aufgenommen. Was werden sich da zu Hause ihre Nachbarn freuen!

Mein Eßtischpartner ist Collin. Er ist ein Zinsenkind. Das ist mir eine neue Gattung, aber, wird mir später gesagt, unter den Reichen nicht so ungewöhnlich. Bei seiner Geburt legten seine sehr reichen Eltern einen Fonds an, so 20 Millionen Dollar. Collin wuchs. Der Fonds wuchs. Als er 18 war, betrug der Fonds 200 Millionen Dollar. Er bekommt 80 Prozent der Zinsen, so ca. 2 Millionen Dollar pro Jahr - Taschengeld. Jedes Jahr. Für das ganze Leben. Und jetzt ist er ca. 30 und langweilt sich schrecklich. Über sieben Abende hin bekomme ich die ganze Geschichte zu hören.

Erst war es toll. Tolle Autos! Tolle Mädchen! Viele Autos, viele, viele Mädchen. Zwischendurch hat er auch (auf Druck der Eltern!) studiert: bei Harvard, Princeton, Oxford. Was? So dies und das. Nichts lange. Nichts zu Ende. Bergsteigen wurde eine Passion, und er hat auch tatsächlich den Mt. Everest bestiegen. Das war der Höhepunkt seines Lebens!

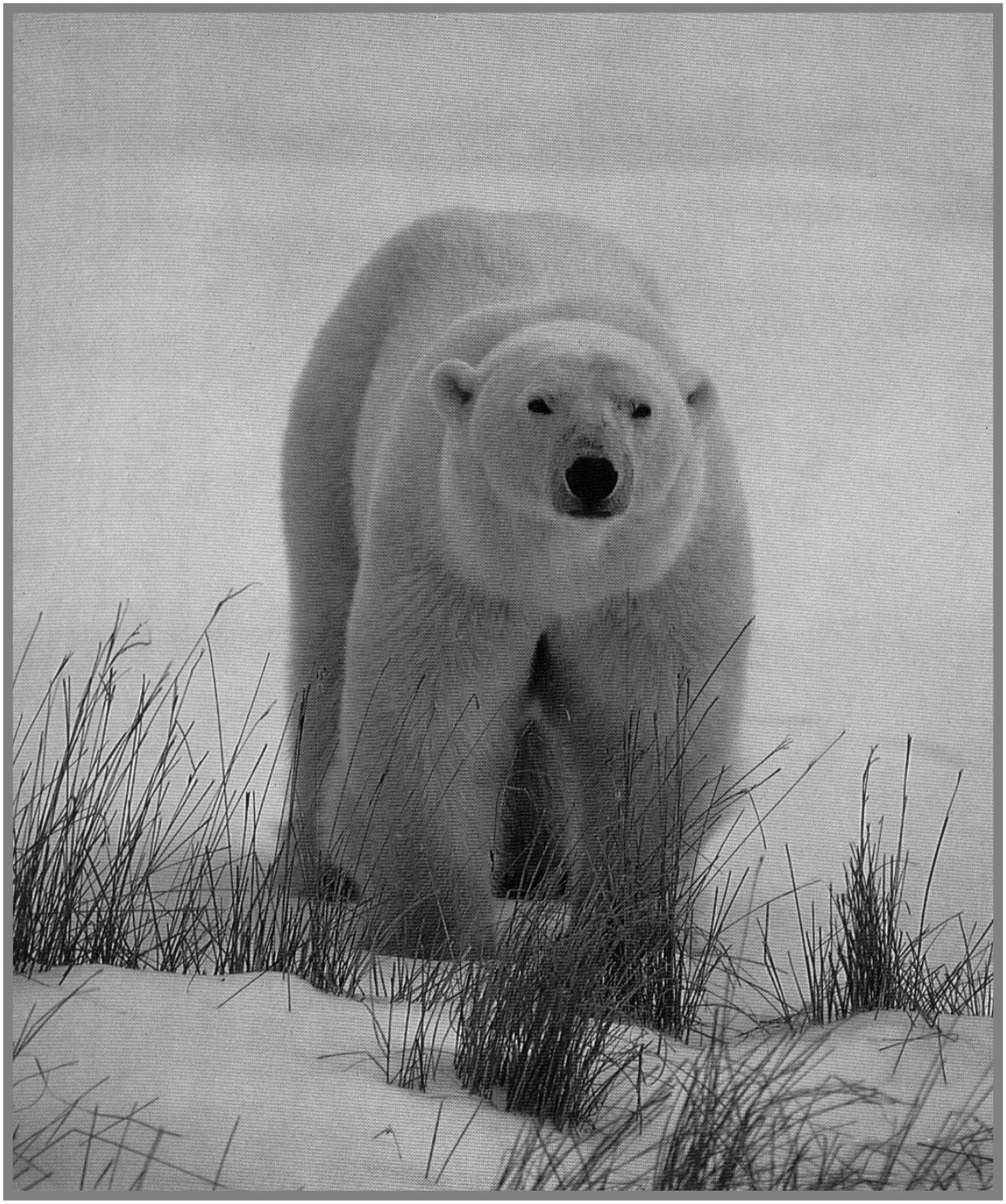
Seitdem streift er durch die Welt auf Suche nach neuen Kitzeln. Hat die letzten Gorillas besucht. Schwamm mit Walen. Jetzt sind die Eisbären an der Reihe.

Aber seine Interessenspanne ist sehr kurz. Den ersten Tag - wir sehen und fotografieren 16 Eisbären - ist er begeistert. Am zweiten Tag hat er es gesehen. „Noch mehr Eisbären", beschwert er sich. Am dritten Tag bleibt er bei der Bar und am Abend ist er feucht-traurig. „Noch vier Tage Eisbären", jammert er. Er langweilt sich!

Schade. Wir sehen so viel Schönes. Die Bären sind gewaltig. Sie haben keine Angst vor unseren Spezialgeländewagen. Sie kommen, beschauen uns, rollen im Schnee, Bärinnen mit Jungen. Für mich sind es sieben herrliche Tage.

Aber auch traurig. Ich kenne dies Eisbärvolk (die West-Hudson-Bay-Gruppe) seit 1965. Damals waren es 1500. Jetzt sind

nur noch 950 nach. Die Winter werden kürzer, das Eis schmilzt zu früh und bildet sich sehr spät. Die Zeit für Robbenjagd wird fatal verkürzt. Manche der Jungbären sind schwach. Sie werden den Winter nicht überleben. Kein Eis, keine Eisbären. Wir ruinieren unsere Welt und die Existenz von vielen Tieren.



Das ist ein Thema, worüber meine Luxusleutchen nur ungern sprechen. Die meisten sind solche "nach uns die Sintflut"-Menschen.

Eine interessante Fahrt. Aber jetzt ist auch schön, zu Hause zu sein. Wir freuen uns auf Weihnachten mit Kindern und Großkindern und Neujahr, wie immer, mit allen auf Arists Farm.

Aus Montreal am 26. Januar 2009 an Annemarie Lackschewitz:

Weihnachten ist schon lange vorbei. Ein Neues Jahr hat begonnen. Wir kamen ja erst kurz vor Weihnachten nach Hause; daher dieser sehr späte Weihnachtsbrief. Wir dachten an Euch alle, die uns lieb sind, und an alte Zeiten, an ein Leben mit vielen schönen Erinnerungen. Das ist wohl immer so wenn man alt wird. Man lebt dann mit und von Erinnerungen und denkt oft an Menschen, die ein Teil - der schönste Teil unseres Lebens waren.

Dies war für uns ein sehr häusliches Jahr. Nach der Fotoausstellung im vorigen Jahr in Kopenhagen sprach ich mit meinem Verleger in Toronto. „Wie wäre es mit einem Buch mit meinen frühen Eskimo Bildern, ‘Bilder aus einer verschwundenen Welt'?" Er ist höflich, aber kühl. „So ein 'Kunstbuch' ist irre teuer“, sagt er, „selbst wenn wir es in China drucken lassen." (Was täten wir ohne die Chinesen?!). Nu ja, denn nicht.

Das war Ende Oktober. Ende Dezember ruft er mich an: „Das Inuit Buch. Ich habe mit den Amerikanern gesprochen. Die wollen es haben. Also schreibe es sofort. Ende Februar muß es fertig sein!"

Zu Neujahr fahren wir zu Arists Farm. Da versammeln sich, wie jedes Jahr, so alle Bruemmers, die es gibt (außer Bodo Bruemmer in Portugal. Um Mitternacht am 31. Dezember trinken wir alle auf sein Wohl) und etliche Kursells. Es ist schön, daß die Familie so zusammenhält. Alte Traditionen wie einst im Baltikum leben hier weiter.

Januar und Februar werden zu Hetzemonaten. Ich recherchiere, schreibe, korrigiere, Maudy korrigiert, tippt und verschickt alles an den Verlag. Ein Minibetrieb auf hohen Touren. Am 25. Februar ist das Buch fertig und wir auch. Und am 27. Februar fliegen wir nach Riga.

Dieselbe Fotoausstellung arktischer Bilder wie voriges Jahr in Kopenhagen wird jetzt in Riga im Schwarzhäupterhaus eröffnet. Das freut mich. Da bin ich oft als Kind vorbeigegangen, denn die Bank meines Vaters und von Manfred v. Vegesack (dem Bruder des Schriftstellers Siegfried v. Vegesack) war in der Nähe, in der Altstadt. Damals brachte man Mittagessen zum Büro! Meine Schwester Hella oder ich gingen manchmal mit dem Mittagessenkorb hin, kamen am Schwarzhäupterhaus vorbei, bewunderten den großen Roland und ich wollte wissen: „Wie kam der Mohr ins Baltikum?"

Und jetzt bin ich da an einer Ausstellung beteiligt. Kanadier und Dänen haben es bezahlt, die Letten arrangieren es. Gaston Lacombe, ein junger Französisch-Kanadier von der Gesandtschaft holt uns am Flughafen ab. Elf Jahre in Riga, spricht fließend Lettisch. Er hat viele Interviews arrangiert. „Die sind besonders an Ihnen interessiert weil Sie Deutsch-Balte sind."

Das ist neu. 1974 waren wir zum ersten Mal in Riga. In einem Museum ein großes Bild von Adam von Krusenstern. Darunter steht auf Russisch und Lettisch: 'Adam Krusenstern: berühmter russischer Weltumsegler". 1994 - wir sind wieder in Riga, im gleichen Museum. Jetzt steht unter dem Bild auf Lettisch: 'Adams Krusensterns, berühmter lettischer Weltumsegler". 2008 gehen wir wieder gucken. Da steht unter dem Bild auf Lettisch, Englisch und Deutsch: "Adam von Krusenstern, Baltendeutscher Weltumsegler im Dienst des Zaren, geboren in Estland."

Ich bin also in Riga nicht nur als Fotograf der Arktis, sondern auch als Repräsentant einer beinahe ausgestorbenen Gattung: ein gebürtiger Baltendeutscher, ein "baltvacietis", so eine Art lebendiges Museumsstück, das zu ihrer Geschichte gehört. Auf Lettisch heiße ich jetzt "Fridrihs fon Bruemmers." (Und Münchhausen, auch Balte, der Baron, der so tolle Geschichten erzählte, heißt jetzt in Lettland "Karlis Fridrihs barons fon Minhauzens!!"

Der Außenminister eröffnet die Ausstellung. Er weiß nicht so ganz, wie Lettland und die Arktis unter einen Hut zu bringen sind, spricht also lobend über Letten in aller Welt, korrigiert sich dann mit einem Lächeln und sagt, die ausstellenden Fotografen meinend, „die drei Rigenser".

Es ist Winter in Riga. Es ist kein Schnee in Riga. Es ist grau und feucht und kühl, ein englischer Winter. Erinnerungen werden wach an ein

verschneites Riga mit Schlitten auf den Straßen (die Taxis von dazumal!) und Pferden mit klingelnden Glöckchen und Schlittschuhlaufen draußen auf dem Eis der Esplanade. Andere Zeiten, anderes Klima.

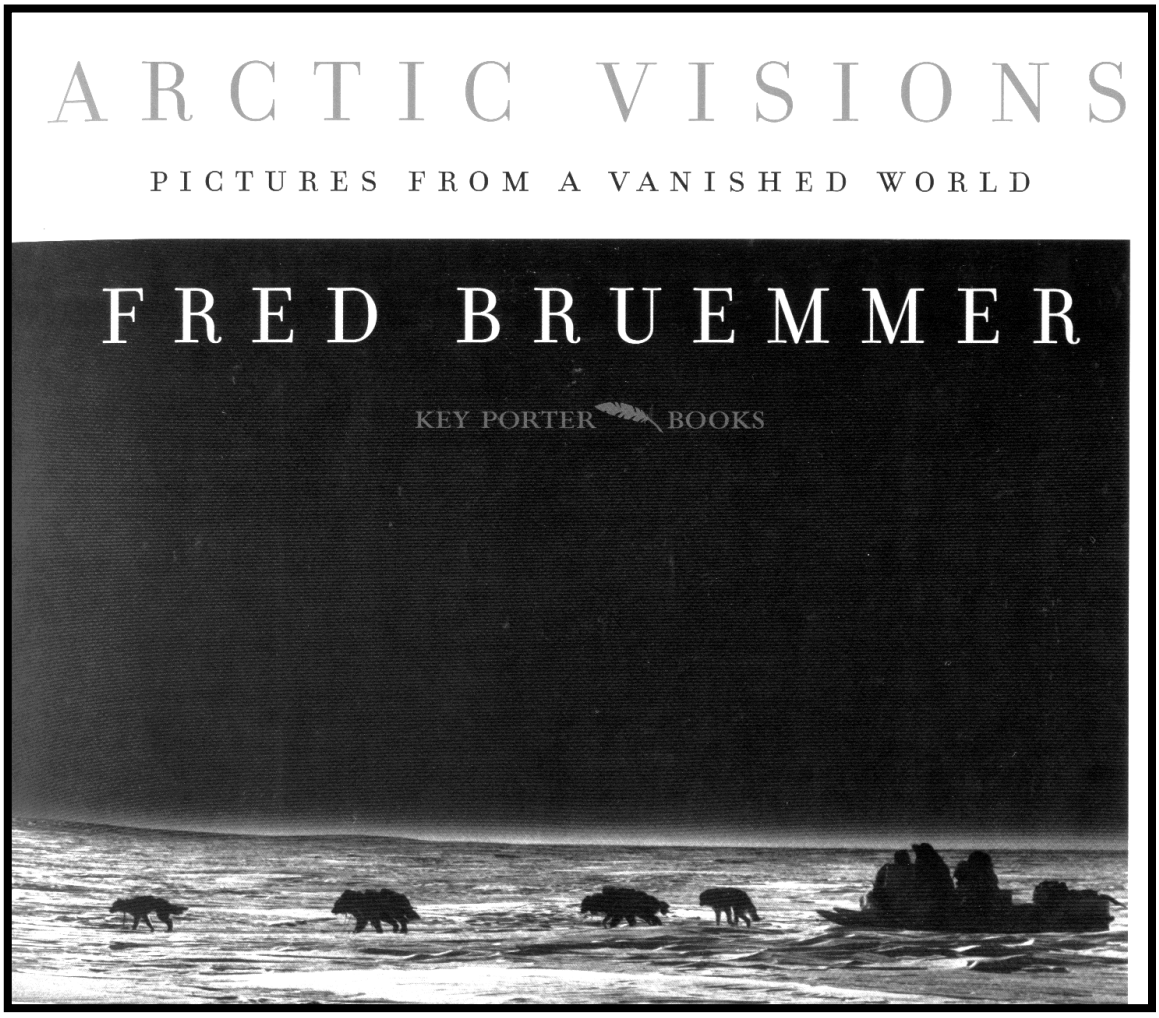
An unseren "freien" Tagen gehen wir in Museen, in die Oper, zum Ballett, zum Markt in den großen alten Zeppelinhallen, die während des Ersten Weltkrieges von der deutschen Armee in der Nähe von Libau gebaut wurden und später als Marktgebäude nach Riga kamen. Riesig. Voll mit Menschen. Herrliches Brot. Herrliches Essen vom Lande. Noch "Naturessen!" Wir kaufen ein bißchen hier, ein bißchen da. Vieles erinnert mich an "früher!" Ich schwelge in Erinnerungen, Maudy ißt fröhlich mit.

Die Verkäufer: zumeist Letten vom Lande. Die Käufer: zumeist Russen aus Riga. Das, bekommen wir immer wieder von Letten zu hören, ist das Problem. Zuviel Russen. Die Letten, die neue Oberschicht, haben wenig Kinder. Die Russen, die neue Unterschicht, haben viele Kinder. Und die Kinder bleiben Russen. Das "zu-Rußland-gehören" der Russen in Lettland wird von Rußland gefördert. Die Letten sprechen darüber mit Ärger und mit Angst.

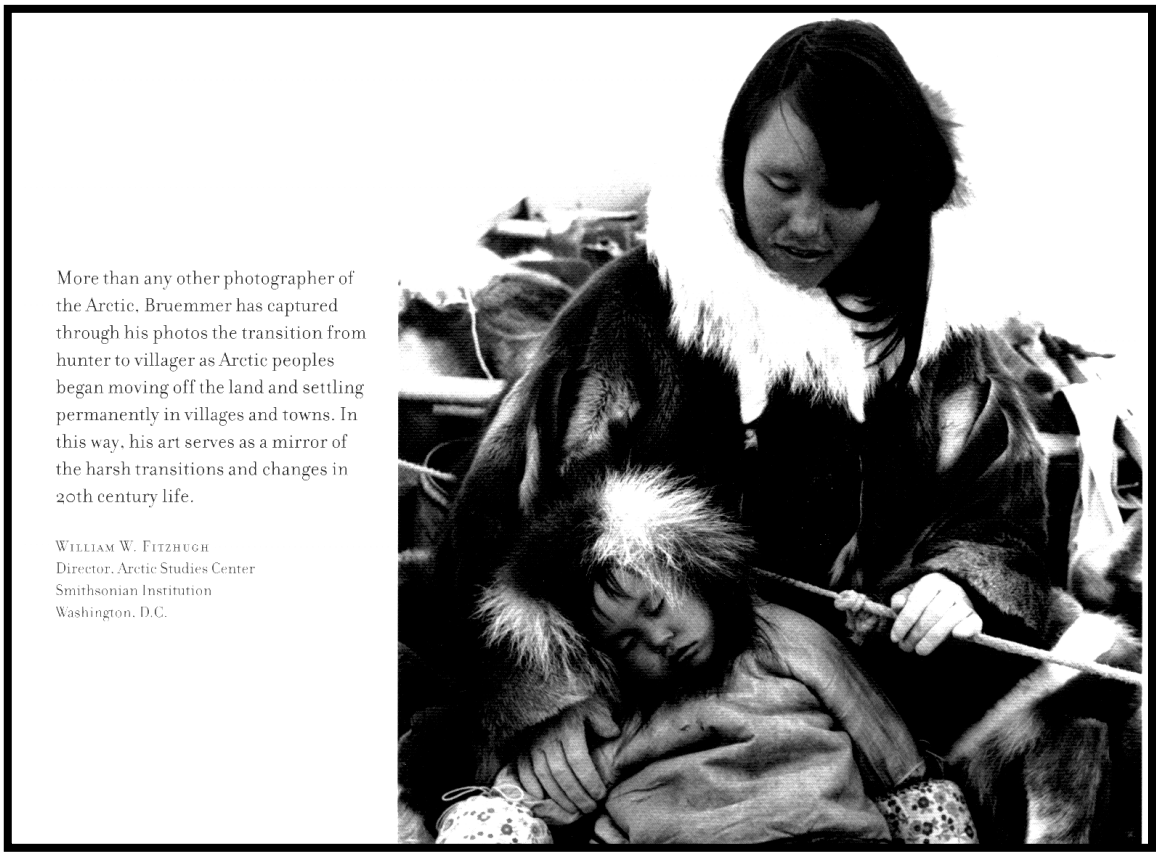
Schöne Tage in einer schönen Stadt mit so vielen, vielen Erinnerungen an andere Zeiten, andere Menschen.

Und dann der häusliche Sommer. Ein Buch ist wie eine Geliebte: schön aber zeitraubend. Monatelang haben wir uns darauf konzentriert. Alles andere „tun wir später". Und so wurde es zum ersten Mal in vielen Jahren ein Sommer zu Hause.

Schön. Maudy kann endlich wieder etwas in ihrem verwilderten Garten tun. Sie liebt Erde. Ich grabe um. Maudy kniet und knetet die Erde und pflanzt und wässert und hat Freude am Wachsen. Und alles wächst auch gut, denn wir haben erst einen kühlen Sommer mit viel Regen und dann einen langen, sommerartig warmen Herbst. Und Blumen blühen bis in den Oktober. Als wir vor 45 Jahren nach Montreal kamen, hatten wir im Oktober gewöhnlich starken Frost und oft auch Schnee. Die Klimaänderung in dieser doch recht kurzen Zeit ist erstaunlich und für viele beängstigend. Das Eis schmilzt meinen Eisbären unter den Pfoten weg.



Friedel v. Bruemmers Buch Nr. 24!



Eisbären faszinieren mich. Das größte Landraubtier der Welt. Imposant und hochspezialisiert als Robbenjäger der Arktis. Ich verbrachte meinen ersten Eisbärsommer 1966 mit dem Biologen der mit dem Studium der Eisbären begann. Und seitdem hab ich es mit Eisbären - Jahr um Jahr. Aber eines fehlt mir: Jagende Eisbären. Eisbär mit Beute.

Das, sagte mir Norbert Rosing, Deutschlands bester Eisbärfotograf, vorigen Herbst, kannst Du nur von einem Schiff aus bekommen. Von Spitzbergen aus. Im Treibeis, im Sommer oder Herbst. Sehr teuer, aber das ist deine Chance.

Mit "teuer" hat er recht. Ein sehr teurer Spaß für ein "vielleicht" Bild. Aber nu ja, ich träume ja immer noch, und meine Träume sind oft teuer. Ich schreibe mich bei einer deutschen "Polarreisegesellschaft" ein und fliege Ende August nach Frankfurt.

Wir kommen so etwa alle vier Jahre nach Deutschland und sind immer erstaunt wie es sich verändert. Es wird immer anders: Der nette junge Mann, der mir die Eintrittskarte zum Goethehaus verkauft, ist tief-schwarz, spricht aber pures Hessisch. Da hätte Goethe doch gestaunt!

Den nächsten Tag nach Oslo, Tromsö, und spät abends (aber es ist noch hell) landen wir in Longyearbyen, der "Hauptstadt" von Spitzbergen (2.000 Einwohner).

Vor 48 Jahren verbrachte ich den Sommer und Herbst mit einer schottischen Expedition auf Spitzbergen. Abgesehen von den Bergarbeitern, die hier Kohle abbauten, lebten nur einige Trapper auf der Insel. Besucher waren selten. Vielleicht ein Dutzend im Jahr. 2007 besuchten 60.000 Touristen Spitzbergen! 30.000 per Schiff, 30.000 per Flugzeug. Arbeiter bauen immer noch Kohle ab in diesen einzigen Kohlebergwerken Norwegens. Aber jetzt ist Tourismus bei weitem die Hauptindustrie. Mit einem Lockmittel: dem Mythos der Arktis. Die Mächtigkeit! Die Reinheit! Die Einsamkeit! "Auch Du kannst den großen Polarforschern folgen!" sagt eine Annonce (mit schöner Kabine an Bord eines Luxusschiffes!).

Da gibt es Touren per Hubschrauber, mit Hundeschlitten, im Sommer auf Rädern, da es an Schnee mangelt. Da gibt es Vogeltouren, Pflanzentouren, sogar Seelen-Heilungs-Touren - "man wird eins mit dem

All", wird einem versprochen! Ob das wahr ist, weiß ich nicht, aber man wird schön viel Euros los, denn das All ist teuer. Alles hier ist teuer!!!

Für mich die Eisbärentour. Mit einem kleinen schwedischen Eisbrecher und einem Kapitän, der lieber nicht Eis bricht, denn das zerkratzt sein Schiff! Wir sind 25 Passagiere: 20 Deutsche (mehrere sind Ärzte und passionierte Fotografen), ein Engländer, eine Australierin, ein Däne, ein junger Kriminalbeamter aus Innsbruck mit Christuskopf und schulterlangen welligen Haaren. Unser Reiseleiter ist Holländer, spricht mit uns Englisch, ist mit einer Polin verheiratet und wohnt in Krakau. Das neue Europa.

Das Eis der Hocharktis schmilzt rapide. Und die Eismassen des Nordpolarmeeres verschieben sich. Dies Jahr sind sie weit von Alaska und Sibirien entfernt und schieben sich gegen Spitzbergen. Und wo es so viel Eis gibt im Sommer, gibt es auch sehr viel Nebel. Es wird eine Nebelreise, eine Reise ins Nichts. Unser Schiff heißt ‚Origo', das bedeutet auf griechisch ‚der Nullpunkt'. So ungefähr war auch die Fahrt.

Wir fahren ganz vorsichtig durch feucht-neblige Eisfelder an der Westküste von Spitzbergen hoch. Irgendwo im Nebel kommen wir an Smeerenburg (Speckburg) vorbei, im 17. Jahrhundert die Sommerwalfangstadt der Holländer, mit 3.000 Einwohnern die nördlichste Stadt der Welt mit allem, was man so nötig hat: Häuser, Kneipen, Bäckerei, Kirche, Bordell.

Wir sehen schon Eisbären. Aber weiße Bären auf weißem Eis, gehüllt in weißen Nebel, das könnte vielleicht schemenhaft schön sein, aber es ist nichts für Fotografen.
So schleichen wir langsam nördlich durchs Eis bis 82° N., sehen Eisbären, Bartrobben, Walrosse, Elfenbeinmöwen, ein bißchen von den Gletschern in den spitzen, eisgeschliffenen Bergen von Spitzbergen, manche nach Balten benannt: "Middendorffberget" nach Alexander Theodor von Middendorff, Osten-Sackenfjellet nach Fedor Romanowitsch Osten-Sacken, "*Baltic baron and Russian geographer, 1832-1892*", sagt das norwegische Handbuch über die Namen von Spitzbergen.

Neun Tage geistern wir im Nebel durch das Polareis. Aus meinem Traum "Eisbär mit Beute" wird nichts. Am zehnten und letzten Tag werden wir per Schlauchboot an Land gebracht. Wir sollen die Spitzbergen Rentiere besuchen. Deren Ahnen kamen wohl vor

Jahrtausenden übers Eis zu diesen hocharktischen Inseln und wurden zu einer Inselunterart, klein, kompakt, kurzbeinig, und jetzt, im Herbst, rund und fett als Vorbereitung auf den langen, dunklen, kalten, kargen Winter. Im Oktober geht hier die Sonne unter und kommt erst im März wieder über den Horizont.

Wir marschieren über die Tundra. Eine kleine Herde Fotografen mit mächtigen Stativen und Kanonenlinsen. Es ist naß und neblig. Die Rentiere, früher scheu (die Trapper schossen sie und lebten vom Rentierfleisch) sind jetzt an Touristen gewöhnt. Sie äsen Flechten, Moose, Tundragras, schauen etwas gelangweilt zu uns hinüber: "Schon wieder Touristen!" und äsen weiter. Es mangelt stark an Drama!

So, das war meine Nebelreise ins arktischen Eis. Schon interessant, aber ein Fotofiasko.

Dafür habe ich es um so schöner auf der Rückreise im Südschwarzwald bei Klas und Matti. Beide verwöhnen mich. Klas und ich wandern durch schöne, stille Wälder. Wir fahren zum Schloß Arenenberg in der Schweiz, nicht weit vom Bodensee. Das gehörte einst Hortense Eugenie de Beauharnais, Tochter der Kaiserin Josephine, Stieftochter von Napoleon I. und Mutter des künftigen französischen Kaisers Napoleon III. Der wuchs auf Schloß Arenenberg auf, und eine schöne Ausstellung zeigt uns viel von dem Leben des künftigen Kaisers.



Schloß Arenenberg mit Blick über den Bodensee

Nach all der Kälte zwei Monate Wärme. Wir fahren nach Sri Lanka, für mich noch immer Ceylon (es wurde 1972 umgetauft, denn einst war es das Königreich "Lanka"). Für mich, hoffe ich, Elefanten, für Maudy, die so schrecklich gerne schwimmt, schöne Strände, warmes Meer.

Eine lange Reise: Montreal-Paris, Paris-Colombo, die Hauptstadt von Sri Lanka. Mit der Wartezeit war es mehr als 24 Stunden.

Ein Taxi bringt uns zu unserem "Gästehaus". Es gehört einer wohlhabenden singhalesischen Familie. Beide Kinder sind erwachsen. Die Tochter, Ärztin, ist mit einem Amerikaner verheiratet und wohnt jetzt auf Hawaii. Der Sohn, auch Arzt, wohnt mit seiner Familie in Australien. „Es ist besser so", sagt unser Hausherr traurig. Er ist ein schöner Mann, Mitte siebzig, schlank, stark, elegant, charmant, viel gereist, Mitglied des Royal Cricket Clubs, einst, zur Kolonialzeit, Leiter einer riesigen schottischen Teeplantage hoch in den Bergen von Sri Lanka. „Das", seufzt er, „war die schönste Zeit meines Lebens. Aber jetzt, mit dem ewigen Krieg, sind wir froh, daß die Kinder im Ausland wohnen."
Wir sind auch froh darüber, denn wir wohnen sehr bequem in einem ihrer Zimmer, wohnen bei sehr gebildeten Menschen, die uns viel von der traurigen Geschichte ihrer einst so wunderbaren Insel erzählen, aber immer nur vom singhalesischen Geschichtspunkt aus. Über die 'anderen', die Tamilen, sprechen sie mit Verachtung, beinah Haß.

26 Jahre Bürgerkrieg auf einer Tropeninsel, die kleiner ist als Bayern; vier Präsidenten von Fanatikern ermordet, dazu Dutzende von Ministern, bis jetzt 250.000 Tote, ca. 3 Millionen Minen bedecken Teile des Landes, eine Million Flüchtlinge in Flüchtlingslagern im ganzen Lande. Und zehn Prozent der Gesamtbevölkerung sind ins Ausland geflohen.

Also, ein Land das man vermeiden sollte. Aber wir sind zwei Monate kreuz und quer durch Sri Lanka gefahren (mit Ausnahme des Nordostens, wo schwer gekämpft wird). Die Menschen waren furchtbar nett, und abgesehen von den täglichen Schlagzeilen in den Zeitungen, haben wir eigentlich nichts vom Krieg verspürt. Am gefährlichsten erschien uns das "Tuk-Tuk"-Fahren in Colombo.

Ein "Tuk-Tuk" ist ein motorisiertes Dreirad mit Dach und einem Millimeterabstandfahrer, der sich mit tollem Geschick und Elan durch den starken Verkehr der Großstadt schlängelt. Es wimmelt von

Polizisten, von Militärposten. Vor jeder Bank stehen Wachen, vor jedem Staatsbüro einige mit Sandsäcken umgebene Maschinengewehrposten. Unser Fahrer muß dauernd anhalten, seine Papiere zeigen. Dann gucken sie auf mich und winken ab. Ich sehe wohl nicht wie ein "Tamilen Tiger" aus!!

Colombo war 150 Jahre portugiesisch, 150 Jahre holländisch und 180 Jahre (bis 1948) britisch, und der erste Eindruck ist auch, wie erstaunlich englisch doch alles ist. Straßennamen (wir wohnen auf Torrington Avenue, benannt nach Lord Torrington, einem der einstigen britischen Gouverneure), Werbeplakate, schöne Parks nach britischen Königen benannt. Das große Buchgeschäft, wo wir Bücher über Sri Lanka kaufen, verkauft nur englischsprachige Bücher. Für uns ist es schön, denn beinahe alle Menschen sprechen Englisch. In ganz vornehmen Kreisen, wird uns erzählt, wird nur Englisch gesprochen und Singhalesisch oder Tamilisch mit den Dienstboten, denn in diesem Lande hat ja jeder, der auch nur etwas ist, einen oder mehrere Diener. Teuer sind sie nicht, so ca. Euro 2.50 pro Tag.

Von Colombo mit so einem Bummel-Rummel-Zug, sehr alt, sehr voll, sehr laut und „schlenkrig", von einer uralten, in Chicago gebauten General-Motors-Lokomotive gezogen, kriechen wir langsam hoch in die Berge, ins Reich der einstigen Könige von Kandy. "The Kings of Kandy!" Das klingt komisch und operettenhaft, aber die gab es. Es waren die letzten der 185 Könige, die Sri Lanka von 545 v. Chr. bis 1815 n. Chr. regierten. Der letzte war leider nicht nett. Es war sein Hobby, Untertanen köpfen zu lassen, und auf die Dauer ging das den Untertanen auf die Nerven. Als die Engländer 1815 einmarschierten, rief der König voll Patriotismus: „Ihr müßt kämpfen bis zum letzten Mann!". Aber die Untertanen sagten: „Kämpf mal selber!", und da Könige das ungern tun, ging er mit seinen vielen Frauen und einigen Säcken Gold ins Exil.

Heute ist Kandy berühmt für seinen 400-Jahre alten Tempel, den größten, schönsten, heiligsten Tempel Sri Lankas. Der Tempel ist eigentlich ein Reliquiar. Inmitten des Tempels, erzählt uns ein Mönch, ist ein mächtiger Steinbau mit einem einzigen Raum im Zentrum, erreichbar nur durch einen engen Gang, der mit vielen eisernen Türen verschlossen ist. Auf einem steinernen Altar in dem Raum steht eine Kiste, in der Kiste eine zweite und in der eine dritte, alle drei aus purem Gold, und in der dritten liegt auf Samt ein Zahn, der heiligste Zahn auf Erden, der Zahn Buddhas. Als Buddhas Leichnam 483 v. Chr. verbrannt wurde, blieb

etwas Asche nach, paar Knochen und ein Zahn. Einer seiner Jünger nahm den Zahn, und nach vielen Irrfahrten kam der Zahn im Jahre 311 von Indien nach Sri Lanka, versteckt im Haar einer Prinzessin.

Einmal im Jahr, im August, wird eine Nachbildung der Reliquie in der schönsten Prozession Asiens durch Kandy getragen. Dutzende von prächtig geschmückten Elefanten führen die Prozession an. Dann kommt der größte aller Elefanten mit gewaltigen Stoßzähnen, mit prächtigen, farbevollen Behängen geschmückt. Er schreitet langsam, würdevoll durch die Straßen und trägt den goldenen Reliquienbehälter unter einem mit Juwelen geschmückten Baldachin.

Wir verbringen faszinierende Tage im Tempel. Ich habe offizielle Erlaubnis zu fotografieren. Es ist auch nicht schwierig, denn die Pilgermassen, die jeden Tag aus der ganzen buddhistischen Welt in den Tempel strömen, sind im allgemeinen fromm, fröhlich und freundlich, bringen viele Blumen für die Altäre und lassen sich von mir nicht stören. Der Tempel riecht nach Weihrauch und Jasmin.

Für uns ist dies jedoch hauptsächlich eine Elefantenreise. Ich habe ja oft afrikanische Elefanten beobachtet und fotografiert. Hier sind es die sehr viel selteneren asiatischen Elefanten, kleiner als ihre afrikanischen Vettern, aber immerhin, ein großer Bulle wiegt beinah fünf Tonnen. Ungefähr 5.000 wohnen auf Sri Lanka, die Hälfte in Nationalparks, die anderen in den noch immer erstaunlich großen Urwäldern der Insel. Aber wilde Elefanten und Kleinbauern, das ist eine schlechte Kombination. Ein erwachsener Elefant frißt 250 kg Gras und Laub pro Tag. Und wenn Herden in Agrargebiete einfallen, fressen sie in einer Nacht die lebenswichtigen Reisfelder von 20 oder 30 Bauern kahl. Die wehren sich mit Krachmachen, Schießen (illegal), und graben tiefe Panzergräben um ihre Dörfer. Hungrige oder erschrockene Elefanten sind gefährlich. Jedes Jahr zermalmen sie ungefähr 350 Bauern in Sri Lanka. Und die Bauern töten ungefähr 150 Elefanten. Und Elefantenbabys mit kleinen Säulenbeinen fallen in die tiefen matschigen Gräben, können nicht wieder heraus, und in der Dunkelheit und der „Rabusche" verläßt manchmal die Herde sie, wenn sie bei Tagesanbruch wieder zurück in den Urwald eilt. Diese armen Elefantenkinder, hungrig, schlammig und verzweifelt, werden von professionellen Elefantenbabyrettern herausgefischt und kommen dann in eines von Sri Lankas zwei Elefantenwaisenhäuser. Und da und in dem Nationalpark

mit den größten Elefantenherden verbringen Maudy und ich herrliche Wochen.

Im ersten Waisenhaus, nicht weit von Kandy, leben 83 Elefanten, kleine, aber auch viele Erwachsene. Mehrere haben nur drei Beine. Es sind Kriegsopfer. Sie sind auf Minen getreten, die ihnen einen Fuß und das Bein zerfetzten. Hier werden sie gehegt und gepflegt und lernen erstaunlich geschickt und schnell, auf drei Beinen zu humpeln. Um zehn Uhr morgens marschieren alle Elefanten mit ihren Mahauts durchs nahe Dorf hinab zum Fluß zum Baden. Das finden sie herrlich.

Maudy und ich haben einen Spezialplatz am Ufer. Da können wir dem Spiel der Kleinelefanten zuschauen. Dies sind die Kinder einer weiblichen Untergruppe, erklärt uns ein Mahaut, die zu einem recht exklusiven Elefantenkuhklub gehören. Die kamen vor langer Zeit als Waisen hierher, wurden erwachsen, bildeten Gruppen, hatten Junge, sind hier zu Hause. Ihre Kinder toben zusammen im Wasser. Sie schubsen sich gegenseitig unter Wasser, tauchen wieder auf und blasen kleine Wasserfontänen aus ihren Rüsseln.

Um 12 Uhr geht es zurück ins große Gehege zum Mittagessen. 100 kg Laub und Gras pro Elefant und 200 Liter Wasser!

Ein Elefant steht abseits. Er ißt alleine. Es ist Rajah, 65 Jahre alt, der größte aller Elefanten. Ich stehe vor ihm. Er riecht mich, sein Rüssel gleitet suchend über mich. Aber er kann mich nicht sehen. Rajah ist blind. Ein Bauer schoß ihm mit einer Schrotflinte die Augen aus.

Wir verbringen herrliche Tage mit den Elefanten. Hier stehen sich Elefanten und Mahauts sehr nahe, und diese erzählen mir viele Elefantengeschichten.

Das zweite Waisenheim ist ganz anders. Es ist in der Nähe eines großen Nationalparks, und in ihm wohnen nur Elefantenkinder. Allein! Hier besteht so wenig Kontakt wie möglich zwischen den Kleinen und den Menschen. Auch Besucher sind verboten. Ich habe eine Genehmigung, muß mich aber doch abseits halten und mit der Telelinse fotografieren.

Die 36 Elefantenkinder wohnen in einem großen Freigehege. Sie wissen genau die nächste Futterzeit und drängen sich schrill grölend an die Pforte. Ein Wärter macht auf, und zwei laufen auf Säulenbeinchen so

schnell sie können zum Futterplatz. Es ist wie eine Tankstelle. Zwei Männer stehen am Zaun, mit Trichter und Schlauch, das Elefantenbaby rast heran, Rüssel hoch, Maul auf, Schlauch rein, und der Kleinelefant wird mit sechs Liter Milch gefüllt (das geschieht achtmal pro Tag). Die größeren kennen und akzeptieren die Routine, kriegen ihre Milch und zuckeln weiter. Aber die ganz kleinen, nur paar Wochen oder paar Monate alt, die haben so schrecklichen Hunger, sie zerren am Futterschlauch und schreien ganz schrill: „Milch!! Mehr Milch! Bitte, bitte, mehr Milch!!" und jammern furchtbar wenn sie weggeschubst werden, denn schon kommen die nächsten zwei angetrabt.

Diese Elefantenwaisen bleiben hier, bis sie drei oder vier Jahre alt sind, sich ganz von Gras und Laub ernähren können, werden dann in den Nationalpark gebracht, nah bei anderen Elefanten ausgesetzt, schließen sich gewöhnlich reibungslos einer Herde an und leben fortan als freie Elefanten.

Und mit den freien Elefanten verbringen wir unsere schönste Zeit in Sri Lanka. Wir haben einen starken Jeep gemietet, denn das Gebiet ist modderig, mit Fahrer und einem jungen, sehr netten Elefantenfachmann. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Lange Tage. Schöne Tage.

Wir konzentrieren uns auf eine Herde. 21 Elefanten, alte Leitkühe, einige Jungbullen und jüngere Kühe mit Jungen, darunter eins, das nur zwei oder drei Wochen alt ist, ein Miniaturelefant mit borstigen Haaren und einer Punkfrisur.

Ein paarmal am Anfang ärgert sich die Herde, und eine Gruppe greift uns an. Meine arme Maudy hat schrecklich Angst. Sie hat viele grauenvolle (und teils auch wahre) Geschichten gehört von Bauern, die von wütenden Elefanten zu Tode getrampelt wurden, und als die Elefanten auf uns losrennen, sieht sich Maudy schon als Mus!

Unser Elefantenexperte lächelt nur. Erst ist der Angriff imposant. Acht Elefanten rasen auf uns los, dann wird es langsamer, und so fünf Meter vor unserem Jeep ziehen sie die Bremsen an und bleiben stehen. Es war nur Bluff! Und da wir nicht reagiert haben, gehen sie nach einem Zeitchen etwas pikiert zur Herde zurück.

Für uns wird jeder Tag zu einem herrlichen Erlebnis. Die Elefanten waren für mich Hauptsache, aber dann sehen wir noch viel Schönes. Wir

haben uns für einen Monat ein Auto mit Fahrer gemietet. Das ist in Sri Lanka so üblich. Wie man einst im Baltikum von Poststation zu Poststation reiste, so reist man in Sri Lanka von Gasthaus zu Gasthaus, und ein jedes hat auch Platz und gutes Essen für deinen Kutscher-Fahrer.

Unser Fahrer ist jung und nett, kennt alles und alle und macht uns das Reisen leicht. Wir besuchen viele Tempel, die Ruinen alter königlicher Städte, die Teeplantagen hoch in den Bergen. Wir besteigen den 200 Meter hohen, senkrechten Granitsockel, den "Löwenfels von Sigiriya" (*360 m hohes isoliertes Felsmassiv im Zentrum von Sri Lanka, Weltkulturerbe seit 1982; K.L.*). Ganz oben Überreste einer einst mächtigen Burg von einem König (und Vatermörder!) gebaut, der hoffte, dort seinen Feinden zu entfliehen. Auf halber Höhe in einer tiefen Nische mit die schönsten Frauenfresken, die wir je gesehen haben. "Idealfrauen" der Zeit mit Wespentaillen und hohem Busen („Göttinnen" sagen einige Experten, „Konkubinen" sagen andere), gemalt so um 480 n. Chr., die Farben immer noch leuchtend schön. Und an einer nahen Wand „Graffitiseufzer", eingeritzt vor 1500 Jahren, z.B. "Mädchen wie Du lassen mein Herz schneller schlagen, ich zittere im Verlangen nach Dir!“ Erheblich eleganter als das meiste Mauergekritzel von heute.

Wir kommen ganz nah am berühmtesten Berg von Sri Lanka vorbei: "Adam's Peak" (Adams Gipfel), aber besteigen ihn nicht, denn die Pilgersaison fängt erst mit dem Vollmond Ende Dezember an, und jetzt im Dunkeln ist es zu gefährlich. Es sind 5.400 steile Stufen. Später ist der Berg beleuchtet und zig Tausende von Pilgern marschieren langsam hoch, die ganze Nacht, um dann zum Sonnenaufgang auf dem Gipfel zu sein, der den großen Religionen heilig ist. Den Buddhisten, weil dort einst Buddha stand und von dort zum Himmel emporstieg (seine Fußspur, "Sri Pada", ist noch im Felsen erkennbar). Er ist den Hindus heilig, denn einst wohnte ihr Gott Schiwa dort. Mohammedaner und Christen verehren Adam's Peak, denn hier kam unser Vorfahre Adam (zusammen mit Eva) an, als er wegen der Apfelgeschichte aus dem Paradies flog. Und für Christen ist der Gipfel noch extra heilig, denn hier wohnte einst der Heilige Thomas (*einer der zwölf Jünger Jesu und Apostel; zweifelte zunächst an der Auferstehung Jesu, ‚der ungläubige Th.', s. Johannes-Evangelium Kap. 20, 24-29, gilt als Apostel Indiens; K.L.)*. Den Juden ist der Berg heilig, weil König Salomon einst dort weilte. Und die Mohammedaner preisen ihn, denn auch Mohammed war einmal da. Während der viermonatigen Pilgersaison besteigen Mohammedaner, Christen, Hindus, Juden, Buddhisten, alle den Berg, helfen einander und

endlich oben angelangt, beten sie friedlich zusammen, ein jeder zu seinem Gott oder seinen Göttern.

Zum Schluß zehn Tage richtig Ferien. Im Süden der Insel an einem palmenbestandenen Strand, umspült vom warmen Wasser des Indischen Ozeans. Ein kleines Gasthaus, nur sechs Zimmer (eines davon bewohnt von einer Dame aus Wien, die seit 17 Jahren jeden Winter hier verbringt), mit einem berühmten Künstler-Koch. Das ist Maudys Traum des Paradieses.

Wir schwimmen viel, lesen, sind herrlich faul, und am Abend essen wir ganz wunderbar bei Kerzenschein auf der Terrasse am Meer. Ein schönes Ende einer schönen Reise.

Ein schönes Jahr endet, und wir sind dankbar. Ein neues Jahr beginnt, und wir hoffen, auch dies wird für uns alle ein schönes Jahr werden.



Personenregister

Aderkas, (Ulrike) Ucki, v., * 1925, ∞ Detlev v. Hunnius.

Alexander der Große; * 356 v. Chr., † 323 v. Chr., König von Makedonien, hinterließ das größte Reich in der Geschichte der „Alten Welt".

Anna-Liisa; (s. bei Lackschewitz, Odert)

Arist; der ältere Bruder, (s. bei Bruemmer, v.).

Arist; der Neffe (s. bei Bruemmer, v.)

Arp, Hans (Jean); * 1886, † 1966, dtsch.-franz. Maler, Grafiker, Bildhauer u. Dichter.

Aurel; der Sohn (s. bei Bruemmer, v.)

Baer, Karl Ernst v.; * 1792, † 1876, deutsch-baltischer Biologe aus Estland, Begründer der modernen Embryologie, u.v.a.m., Forschungreisender,

Bagration, Pjotr Iwanowitsch, Fürst; * Georgien 1765, ⚔ (Ve-wundung) Simy 1812, Napoleon sagte: der einzige fähige russ. General.

Bernhardt, Sarah (eigentl. Henriette-Regina; * Paris 1844, † ebd. 1923, franz. Schauspielerin (klass. u. moderne Tragödien).

Braun, Wernher, Frhr v.; * 1912, † 1977, dtsch. Raketenspezialist, bis 1945 maßgeblich in Deutschland, dann in leitender Stellung in den USA, ab 1972 in der Privatindustrie.

Breschnew, Leonid Iljitsch; * 1906, † 1982, seit 1966 Generalsekretär des ZK der KPdSU, damit Staatsoberhaupt der Sowjetunion bis zu seinem Tod.

Bruemmer, v.:
- Arist; Bruder von F.v.B., * 1921, † 1998, Hptm. a.D., Ing.; ∞ I. 1945 Elisabeth v. Kursell, * 1923, † 1966, T.d. Arthur v. K. a.d.H. Erras u.d. Wera Amburger; ∞ II. 1968 Margarethe (Geti) Bsse v. Kruedener, * 1922, † 2003, T.d. Georg Baron v. K. u.d. Amy Bsse v. Wrangell.

- Arist; * 1951, Bergbau-Ing., Sohn des obigen Arist u. Elisabeth.

- Aurel, * 1963, Sohn von Friedel u. Maud, prakt. Arzt.

- Elisabeth, geb. v. Kursell, * 1923, † 1966; Schwägerin, ∞ 1945 Arist v. B.

- Georan, * 1905, † El Bari, Mexiko,

1983, Landw., Viehzüchter, Bruder von Sigrid v. B.

- George, * 1954, Förster, Sohn von Arist u. Elisabeth (s. oben).

- Heddy (Hedwig); * 1920, Schwester von F.v.B., ∞ I. Reinhold v. Löwis of Menar; ∞ II. (nach vorheriger Scheidung) Reinhold v. Löwis of Menar; ∞ III. Carl Heinz Richartz; ∞ IV. Hans Georg Wertheim.

- Hella; * 1925, † 1999, Schwester von F.v.B., ∞ 1951 George Crackel, † 1985.

- Maud; * 1937, geb. van den Berg, ∞ 1962 Friedel v. Bruemmer.

- René Arist; * 1968, Sohn von Friedel u. Maud, Journalist.

- Sigrid; * 1901, † Mexiko Stadt 1971, Schwester von Georan v. B., ∞ Hans Schumacher, * ..., † ..., T.d. Hermann v. B. u.d. Katharina (Karin) v. Gruenewaldt.

Caruso, Enrico; * Neapel 1873, † ebd. 1921, ital. Opernsänger.

Dreyfus, Alfred; * 1859. † Paris 1935, aufgrund gefälschter Dokumente wg. Landesverrat 1894 zu lebenslängl. Deportation verurteilt. 1906 gänzl. freigespr. u. rehabilit.

Elisabeth; Elisabeth II., * 1926, Königin von Großbritannien u. Nordirland seit 1952,∞ 1947 mit Philip Mountbatten (s. dort).

Elisabeth; (s. bei Bruemmer, v.).

Fircks, Otto Peter, Baron v.; * 1919, a.d.H. Nurmhusen Kaufm.; ∞ 1951 Tatiana Woronoff (aus russ. Adel), * 1922, † 2005.

Gabliani Iliko; * ..., † 1961, seine Leiche wurde am 20.08.1997 in 7.000 m Höhe von einem Georgischen Suchtrupp gefunden.

Glasenapp, Gottlieb (russ. Bogdan), v.; * (Livld) 1811, † 1892, Kais. russ. Admiral, GeneralAdj., Mitgl. des Admiralitätsrats.

Hahn, Carl Hugo, * Aahof bei Riga 1818, † Kapstadt 1895, Missionar in SW-Afrika, seit 1886 Pfarrer in Worcester bei Kapstadt.

Hahn, Heinrich (Heini), Baron v.; * 1914, † 1995, Landwirt, Präs. d. Baltischen Hilfsvereins in Kanada; ∞ 1947 Freda Bsse v. Roenne, * 1923.

Hahn, Peter, Baron v.; * Kurland 1928, Kaufm., ∞ 1955 Marie Johanna (Marie-Jeanne) Gräfin `Sennyey de Kis Sennye, * Budapest 1930.

Hehn, Gert, v.; * 1938, Dipl.- Ing., ∞ 1965 Ingrid Ursula v. Hoerner, * 1940.

Hella; (s. bei Bruemmer, v.)

Herodot (griech.: Herodotos); * um 485 v. Chr., † um 425 v.

Chr., griech. Geschichtsschreiber, gilt als Vater der Geschichtsschreibung.

Jones, Andrew; * Genf 7.7.1968, Jurist, Enkelsohn von Dr. med. Carl Lackschewitz (s. bei L.) u. Marietta geb. Linser; ∞ Laura Hodgson, * London 19.2.1969, Photographin.

Korff, Andreas, Baron v.; * 1831, † 1893, Kais. russ. GenLt u. GenAdj., 1884-93 Gen.-Gouv. u. Oberkomm. der Truppen am Amur.

Kotzebue, Otto; * Reval 1787, † ebd. 1846, Kais. russ. MarineOffz. u. Forschungsreisender, auf Kau, Estland.

Kruedener, Margarethe, Bsse v.; (s. bei Bruemmer v., Arist)

Krusenstern, Adam Johann; * 1770, † 1846, Forschungsreisender, Kais. russ. Admiral, organisierte ca. 33 Weltumsegelungen. Inh. aller russ. Orden.

Kursell, Elisabeth; (s. bei Bruemmer v., Arist)

Kursell, Herbert v.; * 1886, † N.Y. 1968, Bergbau-Ing.; ∞ 1916 Margarethe v. Wrangell, * 1892, † 1984.

Lackschewitz:
- Annemarie, geb. Bsse v. Hahn; * 1923, a.d.H. Zirohlen, Kurland, ∞ 1960 Theodor L.

- Carl; * Libau 1895, † 1983, Dr. med., Kinderarzt, Bruder von Theodor L.; ∞ 1926 Marietta Linser, * 1905, † 1993.

- Guda, * 1933, Krankenschw., ∞ 1956 Hans Baumgarten, * 1930, † 2005, Kaufm.,

- Klas, * 1934, Kapitän zur See a.D., ∞ II. Mathilde (Matti), geb. Matz, * 1939, Großhandelskauffrau.

- Oda-Liv; * 1955, Tochter von Odert u. Anna-Liisa.

- Odert; * 1930, Kunstphotograph, Inh. Multivisiostudio oy in Helsinki, finn. Staatsangehöriger; ∞ Anna-Liisa Heikkilä, * 1920, † 2007.

- Theodor; * 1894, † 1988, LandwRat i.R., Vater der Familie L., in der F.v.B. 1948-1950 gelebt hat. War mit Vater von F.v.B. befreundet.

- Waldtraut, * 1939, Gymnastiklehrerin, ∞ 1969 Klaus Tenhaeff, * 1940, † 1980, Elektro-Ing.

- Wolf; * 1931, Dipl. Geol.;Wirtschaftsmanager, schwed. Staatsangehöriger, ∞ 1964 Ursula (Uschi) geb. Reichel, * 1944.

Lorenz, Konrad; * Wien 1903, † 1989, Verhaltensforscher (bes. an Graugänsen u. Raubvögeln),schrieb Tiergesch. mit Verhaltensweisen von Tieren.

Löwis of Menar, Patric, * 1941, Dr. med., Sohn von Heddy v. L. of M., geb. v. Bruemmer (s. dort); ∞ Renate, geb. Weber, Dr. med.

Midddendorff, Alexander Th., v.; * 1815, † 1894, Dr. med., Fideikommißherr auf Hellenorm, Livland, usw., Sibirienforscher u.a.m., seine Tochter Hedwig ∞ Dr. med. Lackschewitz, Vater von Th. L. (s. dort).

Moore, Henry; * 1898., † 1986, britischer Bildhauer.

Müller, C. Ferdinand; * Riga 1837, † 1900, Meteorologe u. Geodät, erforschte 1873-75 Nižnaja Tunguska u. führte ein Nivellement von Ost-Sibirien aus.

Nolde, Hans, Baron v.; * Riga 1910, † 2007, Kaufm.; ∞ 1941 Else Grfin v. Medem, * 1920.

Obolenski, Janina, Przssin, geb. Bsse v. Kleist; * Jalta 1916; ∞ II. 1948 Fst Alexander Obolenski, * St. Petersburg 1905, † Santiago de Chile 1988.

Oettingen, Heinrich, v.; * Kr. Illuxt 1878, † 1956, Prof. u. Forstmeister, Entomologe.

Ohlendorff; F.v.B.'s Französischlehrer am Realgymnasium in Lauterbach 1948-1950.

Pallas, Peter Simon; * 1741, † 1811, deutscher Forschungsreisender, bereiste i. A. der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften 1768 – 1774 das östl. u. südöstl. Rußland u. Sibirien.

Pawlowa, Anna, * St. Petersb. 1882, † DenHaag 1931, russ. Ballettänzerin, Primaballerina des Kais. St. Petersb. Balletts. Für sie wurde der Solotanz "Der sterbende Schwan" geschaffen.

Philip Mountbatten; * 1921, Duke of Edinburgh, Prince of the United Kingdom, ∞ seit 1947 mit Königin Elsabeth II.

Prien, Günther, * Sachsen 1908, ⚔ Nordatlantik 1941; Korvettenkapitän; 20. Okt. 1940 Eichenlaub zum Ritterkreuz, einer der erfolgreichsten dtsch. U-Boot-Kmdt des II. WK.

Putin, Wladimir; * Leningrad 1952, KGB-Angehöriger, 2000 Wahl zum russ. Präs., seit 2008 russ. MinPräs., Vors. der Partei „Einiges Rußland.

Reuter, Ludwig, v., Admiral; * Ostpr. 1869, † Potsdam 1943, Nov. 1918 auf Befehl die dtsche Hochseeflotte nach Scapa Flow verlegt, im Jun. 1919 Befehl an alle Kmdt gegeben, ihr Schiff zu versenken, fast vollständ. gelungen. In Dtschl. als Held gefeiert, da dtsche Ehre gerettet. 1939 zum chargierten Admiral befördert.

Rosen, Andreas, Frhr v.; * Estland 1800, † 1884, Kais. russ. Lt., Teilnehmer am „Dekabristen"-Aufstand 1825, 10 Jahre Zwangsarbeit,

Verbannung nach Sibirien, Verlust des Namens u. Adels. 1856 begnadigt.

Sivers, Max, v.;* Livld 1871, † 1956, auf Autzem u. Rosenbeck, Livld; ∞ 1900 Marie v. Bruemmer, * 1874, † 1956, Schw. des Vaters von F.v.B.

Speer, Pastorin.

Steller (Stoeller), Georg Wilhelm; * 1709, † 1746, deutscher Naturforscher, Westsibirien, Baikalsee, Kamtschatka, Alaska, Entdecker der nach ihm benannten Seekuh in der Beringsee.

Stoll, Ferdinand;* Livld 1874, † Ostfriesl. 1966, Ornithologe u. Mykologe, ab 1917 Naturkundelehrer an dtsch. Schulen in Lettland, Gründ. Naturkundeabt. im Museum Leer, 1958 ostfries. Indigenat.

Stucken, Eduard; * Moskau 1865, † Berlin 1936, Sprach u. Mythenforscher, 1918 „Die weißen Götter“.

Timurlan (Timur) “Eisen“; * 1336, † 1405,grausamer Eroberer vieler Länder, machte Samarkand zur Hauptstadt seines Reiches.

Toll, Eduard, Baron v.; * Reval 1858, † nach 26.10.1902 (verschollen), Sibirienforscher.

Tolstoj, Lew (Leo) Nikolajewitsch, Graf; * 1828, †1910, russ. Schriftsteller.

Toscanini, Arturo; * Parma 1867, † NY 1957, ital. Dirigent an den großen Opernhäusern der Welt.

Tschechow, Anton Pawlowitsch; * 1860, † 1904, russ. Erzähler u. Dramatiker.

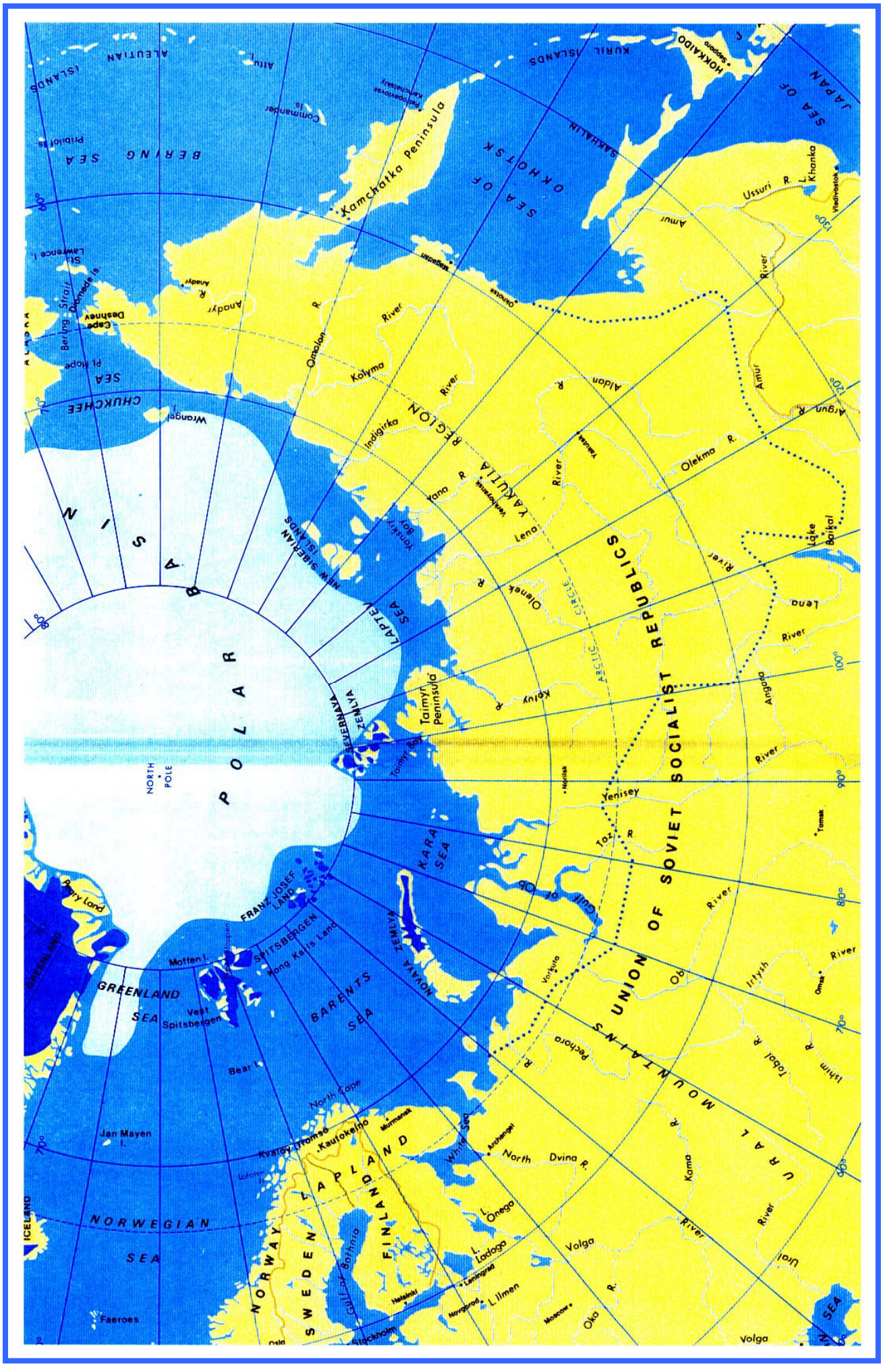
Turgenjew, Iwan Sergejewitsch; * 1818, † 1883, russ. Erzähler u. Dramatiker.

Vegesack, Siegfried, v.; * Livld. 1888, † Bayer. Wald 1974, dtsch.-balt. Schriftsteller, bes. Heimatromane.

Witt, Juan Carlos, Farmer in Urugay; ∞ Monica geb. Gfin v. Medem.

Wrangell, Ferdinand, Baron v.; * 1796, † 1870, MarineOffz. u. Forschungsreisender, Gen.-Adj. u. Admiral, auf Ruil, Estland.





..... **südl. Grenzlinie des Dauerfrostbodens**

Ich starb am 19. Juni 1984 um 10.42 Uhr vormittags auf einem Operationstisch des Montreal General Hospitals... In diesem Moment hatte ich einen Blick in das Paradies.

Tot zu sein war erstaunlich angenehm. Ich schien von meinem Körper getrennt zu sein. Eingebettet in einer glückseligen Euphorie flutete ich hinüber in eine andere Welt.

Er kam zurück, machte sein Buch
„Glimpses of Paradise – Flüchtige Blicke ins Paradies“
und schrieb dazu:
„Es ist mein Lobpreis an die Natur und mein Dank für das Leben“.

Friedel v. Bruemmer

Das Leben gleicht einem Buche.
Toren durchblättern es flüchtig;
Der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß,
daß er es nur einmal lesen kann.

Jean Paul



F. v. B.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wegen schweben
und schwinden wir.
Und messen unsre trägen Tritte
nach Raum und Zeit;
und sind (und wissen’s nicht) in Mitte
der Ewigkeit …

Johann Gottfried Herder